This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Italienische Zustände.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Rom und Pius IX.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
10 JUN 1959
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Rom. I. **Lebensbilder aus der heutigen römischen Gesellschaft.** — Aleſſandro Torlonia, der Fürſt und Banquier. Sein Palaſt auf der Piazza di Venezia. Die Parvenus in Italien. Die Familie Torlonia und ihre Schätze. Der Bandhändler auf der Piazza di San Marco. Der ungeheuere Beſitzſtand des Fürſten Aleſſandro Torlonia. Das Tabacksmonopol. Die Geldmacherei iſt unter die noblen Paſſionen der römiſchen Ariſtokratie aufgenommen. Die Principi als Wohnungsvermiether. Die fürſtliche Familie der Altieri. Torlonia's Geſellſchafts-Palais in Traſtevere. Das Quartier Traſtevere in Rom. Der Salon Torlonia's. Signor Angelini, der Liebling des Papſtes. Die wahnſinnige Fürſtin Thereſe Torlonia aus der Familie Colonna. Die Gedichte der Vittoria Colonna, herausgegeben von dem Banquier Torlonia. Eine Scene im Theater Torre di Nona. Die Villa Torlonia vor der Porta Pia. Die ſelbſtgemachten Ruinen Torlonia's. Alles gehört dem Fürſten Torlonia. Torlonia's Obelisk und ſeine Hieroglyphen-Inſchrift. Torlonia und die Eiſenbahnen in Italien. Die römiſchen Ariſtokraten als Wucherer. Die Reform der Wuchergeſetze in Rom, und das neue Civilgeſetzbuch. Die Torlonia-Kapelle im Laterau. Merkur in der chriſtlichen Kirche. — Don Giovanni Torlonia, der Dichter und Volksfreund. Der Titel Don in Italien. Don Giovanni's Gedichte. Die Erhebung der italieniſchen Nation durch den Volksunterricht. Seine Schule für die armen Winzerkinder auf dem Monte Mario. Die Lage des Monte Mario. Der Pfarrer von S. Maria del Roſario. Don Giovanni's Schule im Gartenhaus der Villa Madama. Erinnerungen an die alte Villa Madama. Papſt Clemens VII. und der

Cardinal Pompeo Colonna. Die geistlichen Intriguen gegen den Herzog Giovanni Torlonia und seine Schüler. Verbot seines Gedichts zum Geburtstage der ewigen Roma. Aufhebung der Herzoglichen Volksschule auf dem Monte Mario. Das Zeichen des Kreuzes auf dem Monte Mario. Der Sieg des Kaisers Konstantin über das Heer des Maxentius. Der Tod des Don Giovanni Torlonia. — Die neue lyrische Dichterschule in Rom. Giovanni Torlonia, Castagnola, Maccari, Nannarelli. Die römische Dichterin Teresa Guoli. Der nationale Weltschmerz und die Lyrik des Grafen Leopardi. Der Musenalmanach Strenna Romana. Der Selbstmord des Schriftstellers Biacara. — Die Verkommenheit in den niederen Volksschichten in Italien, und die bessere Erhaltung der höheren Klassen. Einfluß des geistlichen Regiments auf den Volksunterricht. Antonelli. Der Palast der Prinzessin Louise Charlotte von Sachsen auf dem Quirinal. Reorganisation des Liebhaber-Theaters auf dem Corso durch den Cardinal-Staatssekretair Antonelli. — Die industriellen Geschäfte der italienischen Aristokratie. Der Marchese Campana, als Direktor des römischen Leihhauses. Campana's Verdienste um die Ordnungspartei 1849. Das Museum Campana's in der Via del Babuino. Die criminalistischen Schwindeleien des Marchese Campana. Der Monte di Pietà. Die alten Aristokratengeschlechter Roms. Guelfen und Ghibellinen. Der Herzog und die Herzogin Scoti an der Table d'hôte der „Minerva." Französische Occupations-Offiziere. Der Wirth des Hôtels della Minerva, und sein franzosenfreundliches Hôtel. Die Prinzessin Fonseca und ihr republikanisches Journal la Minerva. Die Rolle des Hôtels Minerva in der Revolution. — Die Engländerinnen in der vornehmen römischen Gesellschaft. Die Baronesse Kimsky (Friederike Hähnel). Ihr Einfluß in Rom und bei der katholischen Propaganda. Ihre Pflegetochter Giovanna, und deren Entführungsgeschichte. Der Jesuiten-General Beckx. Die Bestrebungen der katholischen Propaganda in Dessau und Mecklenburg, und Frau von Kimsky. Schicksal der persönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's. Der Jesuitismus und die italienische Revolution. Pius IX. und die Gesellschaft Jesu. Die Verdammung der Philosophie Anton Günther's, und Franz Baader's. — Die Disputationen gegen den Protestantismus in der Kirche S. Apol-

linare. Der Eifer Pius IX. zur Bekehrung des Protestantismus. Der Eintritt der Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen in den Nonnenorden zu St. Ambrogio. Der Papst beschenkt und beglückwünscht die Fürstin. Seine Anrede an die neue Nonne, und seltsame Hindeutungen auf die Königliche Familie in Berlin. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen in Berlin. Die Civiltà cattolica und ihre Leitartikel über die Verhältnisse der Katholischen in der heutigen Regierungsperiode Preußens. Die Mißstimmung der Civiltà cattolica über den Minister Flottwell. Der Kriegsminister Bonin. . . . . S. 1 — 95.

II. **Eine Fahrt zu Peter und Paul.** — Peter und Paul vor den Thoren. Die Straße von Ostia vor der Porta San Paolo. Der Monte Testaccio und die Pyramide des Cestius. Die Capelle am Winzerhause. Abschied der beiden Märtyrer Petrus und Paulus von einander. Die große Märtyrerstraße. Der geheimnißvolle Bach Almo. Die Charaktere von Petrus und Paulus. Die Abtei alle tre fontane. Die Schädelstätte des alten christlichen Martyriums. Die Kirche S. Maria Scala Coeli. Der Kerker des Apostels Paulus. Die Kirche der drei Quellen, die aus dem abgeschlagenen Kopf des Apostels Petrus entsprungen. Paulus als Gott Mercurius. Idyllisches Stillleben auf dem Hof der Abtei. Die Tochter des Castellans mit ihren Rosen. Die Kirche S. Vincenzo und Anastasio. Die Figuren der zwölf Apostel nach den Zeichnungen des Rafael. Das Begräbniß des Paulus. Die Kirche St. Paolo fuori le mura. Der Brand der alten Paulskirche. Die alte und neue Paulskirche. Die Mönche des heiligen Calixtus. Die Appische Straße. Die Hirten der Campagna und die Denkmäler der Gräberstraße. Ein Gesang der Pifferari. Das Grabmal der Cäcilia Metella. Der Circus des Maxentius. La Caffarella. Die Ausgrabungen Torlonia's. Erinnerungen an die alten Circusspiele. Die christlichen und heidnischen Triumphatoren. Der Tempel des Bachus. Der Hain der Egeria und des Numa Pompilius. Der Bach Almo. Die Grotte der Egeria. Römische Künstler und englische Fuchsjäger im Hain der Egeria. Das Grabmal der Scipionen. Ein auf die Antike dressirter Bummler. Die Asche der alten Helden. Die Kirche Do-

mine quo vadis? Begegnung des Petrus mit Christus an der Appischen Straße. Die Märtyrerschaft des Petrus. Der Kerker des Petrus in Rom. Das Mamertinische Gefängniß. Die Ketten des Petrus in S. Pietro in Vincoli, und der Herzog von Modena. Ein Blick auf die geistlichen Zustände Roms. Die Leidenschaften und Verbrechen des römischen Clerus. Die Landdistricte in Rom. Der Christus des Michel Angelo. Petrus und die päpstliche Machtkirche. . . . . S. 96 — 161.

III. **Pius IX. und die Männer der italienischen Revolution.** — Pius IX. ein Kind des revolutionnairen Jahrhunderts. Joseph Maria Graf von Mastai-Feretti. Pius IX. der Anempfinder der Revolution. Die neue Bewegung der Ideen in Italien. Die Einheit Italiens. Pius IX. der Priester-König. Der Anfang seiner Herrschaft. Die auf ihn gerichteten Erwartungen. Sein Verhältniß zum Volke. Der Quirinal. Der Monte Cavallo. Die Dioskuren. Die Einrichtung des Quirinal zur Papstwohnung. Napoleon I. und der Quirinal. Gregor XVI. Das Conclave. Die einfache Einrichtung Pius IX. Seine Spaziergänge auf dem Monte Pincio. Die epileptischen Leiden des Papstes in seiner Jugend. Die Amnestie. Pius IX. und die Eisenbahnen. Der Retter Italiens. Volksenthusiasmus für Pius IX. Der Carbonaro Giuseppe Mastai, der Bruder des Papstes. Wirkungen und Wanderungen des Papstes unter dem Volke. Wie er dem Begräbniß eines Armen folgt. Die Revolution und die Freude. „Das Volk muß in Italien erst geschaffen werden," eine Doctrin des jungen Italiens. Die Geheimlehre Mazzini's. Ciceruacchio, der Volksmann. Pasquino und Marforio, und ihr Einfluß in der Revolution. Die Pontinischen Sümpfe. Pasquino und der Herzog von Braschi. Die Entstehung der italienischen Zeitungspresse unter Pius IX. Zwei Hauptparteien in Rom: die Constitutionnellen und die Republikaner. Die Jahresfeier der Begründung Roms. Das patriotische Banquet in den Thermen des Titus. Die Römerinnen. Orioli und Massimo d'Azeglio. Lebensbild des Marquis Massimo d'Azeglio. Das Papstthum und die politische Freiheit Die Einberufung der Staatsconsulta. Der Theatiner-Mönch Bentura. Seine Leichenrede am Sarge Daniel O'Connells.

Die katholische Demokratie des Abbé Lamennais. Gioberti. Sein Buch über das Primat Italiens. Die Conföderation der italienischen Staaten unter Leitung des Papstes. Das junge Piemont. Oesterreich und das Concordat. Oesterreichs Mission als germanische Civilisationsmacht in Italien. Metternich und Italien. Lord Minto und Cicernacchio. Wirkungen des Papstes Pius in Piemont. Karl Albert und Cesare Balbo. Die speranze d'Italia. Die Rettung Italiens durch fremde Hülfe: ein Nationalunglück. Italien und die orientalische Frage. Das Wahlgesetz für Piemont. Der Krieg gegen Oesterreich. Der Rückschritt Pius IX. und ein Calembourg. Wirkungen der Consulta. Ein Schreiben Mazzini's an Pius IX. Die Constitutionen in Piemont, Toscana und Neapel. Die römische Constitution vom 14. März 1848. Parlament, Bürgergarde und Civilliste in Rom. Die weltliche Gewalt des Papstes. Ein neues weltliches Königreich in Rom. Pius IX. sagt sich von der Sache der italienischen Unabhängigkeit los. Uebergewicht der österreichischen Partei in Rom. Stellung des Papstes zu Frankreich, Oesterreich und Deutschland. Seine ersten Fluchtgedanken. Die Austreibung der Jesuiten und Mazzini. Pius IX. und die Jesuiten. Das Ministerium Mamiani. Die Niederlagen Karl Alberts. Pius IX. hat die Fahne der Revolution eingesegnet. Beginn der Rivalitäten-Politik zwischen Frankreich und Oesterreich in Italien. Eine Spazierfahrt Pius IX. nach Frascati. Das Ministerium Rossi. Lebensbild Pellegrino Rossi's. Seine Ermordung. Sein Grabmal in der Kirche S. Lorenzo. Der Papst als Gefangener im Quirinal. Seine Flucht. Die Gräfin Spaur. Ein Bild Overbecks im Quirinal zum Gedächtniß der Flucht des Papstes. Ein Geschenk Louis Napoleons an Pius IX. Der Empereur und die Salbung des Papstes. Die Rückkehr Pius IX. nach Rom. Ein Gang durch den Garten des Quirinal. Der rothe Fuchsschwanz der Cardinäle. . . . . S. 162 – 264.

IV. **Franzosen und Oesterreicher in Italien.** — Die französischen Regimenter in Rom seit 1849. Bedeutung der französischen Besatzung in Rom. Gegensätze des französischen und römischen Naturells. Die künstliche und arglistige Position Louis Napoleons in Italien. Geltend-

machung des französischen Charakters in Rom. Die antiken Ruinen und die französischen Trommeln. Die militairische Morgenmusik auf dem spanischen Platz. Die nachtheilige Veränderung des französischen Charakters unter dem italienischen Klima. Prostitution und Völlerei im Geleite der Franzosen in Italien. Die Prostitution als Blüthe des zweiten napoleonischen Kaiserreichs. Die Civilisation als französische Kategorie. Die neunapoleonische Civilisation ist Prostitution. Der Wein von Velletri und die französischen Soldaten in Rom. Die Furia francese. Carrikaturen auf die Trunksucht der Franzosen. Die Boxereien zwischen den französischen Occupationstruppen und dem päpstlichen Militair. Anfängliche Berechnung des Kampfes zwischen Frankreich und Oesterreich auf einen Conflict in Rom. Piemont: der passendste Brückenkopf Frankreichs gegen Oesterreich. Louis Napoleon und die italienische Revolution. General Goyon. Charakter und Persönlichkeit. Die neunapoleonischen Generäle. Die Revue bei der Milvischen Brücke. Die päpstlichen Dragoner. Die übergreifende Stellung Goyons in Rom. Seine Tagesbefehle, und der Aerger des Cardinal-Staatssecretair Antonelli. Die Wohnung Goyons in dem ehemaligen Palast Ruspoli. Aufhebung des Café nuovo. Einquartierung der französischen Soldaten in den Klöstern. Die französischen Scharfschützen und das Nonnenkloster di Campo Marzo. Die Belastungen der römischen Gemeinde durch die französischen Occupationstruppen. Herr About und la Question Romaine. Die Erhaltung des Papstes: eine Frage des heutigen napoleonischen Feldzuges in Italien. Die römische Politik Louis Napoleons. Die Reformen der römischen Verwaltung, von Louis Napoleon gefordert. Sympathie des Papstes für die Oesterreicher. Die Niederlassung Oesterreichs in Bologna, Ferrara und Ancona. Die napoleonische Machtintrigue gegen Oesterreich in Italien. Die Bemühungen der Franzosen um die Erziehung des päpstlichen Militairs. Die Soldaten des Papstes sind einer militairischen Organisation unfähig. Die Zustände der päpstlichen Armee. Die päpstlichen Offiziere. Zurücktreten der militairischen Standesehre im Kirchenstaat. Offizier und Priester. Die Generäle. Trefflicher Zustand des päpstlichen Militairs nach der Restauration von 1815. Der Wider-

ſtand der Italiener gegen das franzöſiſche Syſtem der Conſcription. Der Auswurf der Bevölkerung in dem Heer des Papſtes. Das päpſtliche Gouvernement will keine nationale Armee. Abneigung aller honetten Leute, in der Armee zu dienen. Die ſchlechte Gage. Der rein polizeiliche und ceremonielle Zweck des Militairs im Kirchenſtaat. Die Schweizer Soldaten. Die Leſer franzöſiſcher Romane in den Arkaden des Vatican. Der gegenwärtige Effectivbeſtand der päpſtlichen Armee. Die Carabiniers. Die Linien-Regimenter. Die Guardia nobile. Die militairiſchen Clubs in Rom. Das Caſino der franzöſiſchen Offiziere auf der Piazza Colonna. Abendliches Volkstreiben auf der Piazza Colonna. Der Zapfenſtreich. Der Apoſtel Paulus auf der Säule des Marc Aurel. Die kriegeriſche Speculation der Franzoſen in Italien. Die Wiederherſtellung der kleinen Forts im Kirchenſtaat. Widerſtand des Papſtes dagegen. Die neuen Befeſtigungsarbeiten in Civitavecchia. Die Franzoſen in Civitavecchia, und die Ruſſen in Villafranca. Die neuen Einigungen zwiſchen Rußland und Frankreich. Der Conflict mit Oeſterreich und die Herrſchaftsprojecte der Franzoſen in Italien. Die heutigen Befeſtigungen der Franzoſen in Rom. Die gegenwärtigen Parteien in Rom. Die öſterreichiſchen Sympathieen. Die Vertheilung der Helena-Medaillen im Kirchenſtaat. Eine Scene auf dem Petersplatze. Die Inſchrift im Hofe des Palaſtes Andrea Doria Pamfili. Die Theilung Italiens und das Machtprogramm Napoleons III. Die moderne Freiheitsidee und die Schickſalsidee des Alterthums.

S. 265 — 319.

Italienische Zustände.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.

Rom.

I.

Lebensbilder aus der heutigen römischen Gesellschaft.

Auf der Piazza di Venezia erhebt sich einer der schönsten und prächtigsten Paläste Roms, der durch die großartige Einfachheit seines Baues ebenso sehr wie durch die Gediegenheit seiner inneren Ausstattung den Blick fesselt, und uns noch mehr in Verwunderung setzt, wenn wir erfahren, daß hier der reiche Fürst Alessandro Torlonia wohnt, der Fürst und Banquier, der ohne Zweifel der großartigste Parvenu von Europa ist und sich doch hier im reinsten Stil einer ächt aristokratischen Niederlassung einzurichten gewußt hat.

Es scheint, daß die Parvenus in Italien sich wenigstens in der Anlage ihrer Paläste vor den Lächerlichkeiten zu hüten wissen, mit denen dies eigenthümliche Geschlecht der Neuzeit an anderen Orten, besonders in Paris, Berlin und Wien, seine aufge-

blähete Existenz noch zu überladen pflegt. Der so vielfach aus der Industrie hervorgegangene italienische Adel hat hier freilich schon seit Jahrhunderten einen sichern und feinen Takt geschaffen, der nicht wieder verloren gegangen ist, denn der Adel ist in diesem Lande von jeher als Parvenu entstanden, und hat seine Eigenschaften dann rasch an der nationalen Liebe zu den schönen Künsten erhoben und veredelt. Die italienischen Emporkömmlinge sind fast immer ächte Beschützer der Kunst und Wissenschaft geworden, während anderswo das Parvenuthum sich nur mit dem gemeinen Modeluxus des Tages verbündete und in der Anbetung der Möbel und Stoffe die Herrschaft der Industrie über den Geist begründen half.

Es ist und bleibt aber immerhin eine bedenkliche Sache, ein Parvenu zu sein, und sollte man sich auch durch diesen Sprung der Aventure und der Spekulation auf einen Kaiserthron emporgeschwindelt haben. Man hat niemals ungestraft mit Band gehandelt, denn plötzlich kucken die Zipfel des ehemaligen Geschäfts selbst hinter dem goldgestickten Kragen des Herzogs-Mantels wieder hervor, und das verrätherische Band sitzt hoch im Nacken, ohne daß man weiß, wie es sich da hinaufgeschoben hat. Der Fürst Alef-

ſandro Torlonia, der mit ſeiner ſchönen Frau einen Mittelpunkt der römiſchen Geſellſchaft bildet, ſoll in ſeiner äußeren Repräſentation ſelten Etwas von den ariſtokratiſchen Manieren vermiſſen laſſen, aber von Zeit zu Zeit ſtellen ſich doch auch wieder die Enden Band bei ihm ein, mit denen einſt ſein Vater, der im Jahre 1829 zu Rom als Duca di Bracciano verſtarb, in einem kleinen Magazin auf der Piazza di San Marco gehandelt. Der Parvenu macht dann im Ernſt und Scherz Dinge, die an das alte Band-Magazin erinnern, obwohl Torlonia's Vater, ein ſehr betriebſamer Herr, ſich ſchon mächtig emporſchwang, und namentlich durch eine Heirath mit der Wittwe des reichen Banquiers Chiaveri, in deſſen Geſchäft er eintrat, bereits eine ſehr glänzende Stellung erwarb. Jedenfalls legte er ſchon einen bedeutenden Grund zu den Reichthümern, die in den Händen des Sohns durch eine auf das Größte wie auf das Kleinſte gerichtete Spekulation ſich bis in's Ungeheuere vervielfältigt haben.

Die Volksunterhaltung hat ſich in Rom von jeher mit der Familie Torlonia und ihren an das Fabelhafte gränzenden Schätzen beſchäftigt. Einer Sage nach, ſtammt eine bedeutende Grundlage dieſes Ver-

mögens von einem französischen General, der zur Zeit der ersten französischen Revolution durch Rom kam und ein besonderes Vertrauen zu dem alten Giovanni Torlonia faßte, bei dem er seine Wohnung genommen hatte. Bei seiner Abreise übergab ihm der General vier Koffer, die mit vielem Geld und Kostbarkeiten aller Art gefüllt waren, und vermachte ihm diese Sachen, die aus der Kriegsbeute des Generals stammten, zu seinem Eigenthum für den Fall, daß er nicht wieder zurückkehren und sein Besitzthum einfordern sollte. Dieser Fall war eingetreten und Torlonia glich dem Aladdin, dem die Wunderlampe in die Hand gedrückt worden, und für den es, nachdem er diese Schätze sich angeeignet, nun keine Gränze mehr gab, um reicher und immer reicher zu werden. Es versteht sich, daß diese Sage, die unter dem Volke mit einem gewissen feierlichen Ernst umherläuft, auch ihre verschiedenartigen und höchst pikanten Lesarten hatte, die zum Theil in die Criminalistik hineinschimmerten. Aber ein außerordentliches Geheimniß glaubte man jedenfalls annehmen zu müssen, um die beispiellosen Reichthümer des heutigen Fürsten Alessandro Torlonia zu erklären, die so groß geworden, daß er sich fast schon im Besitz ganzer Stadttheile von Rom be-

findet, und wenn die ewige Stadt einſt zum Verkauf ausgeboten werden ſollte, ſie ganz gewiß um jeden Preis in die Taſche ſtecken würde.

Der Fürſt Torlonia beſitzt in der That bereits ſo viele Paläſte, Häuſer, Gärten, Wieſen und Straßen in und um Rom, daß ſich bald Märchen an eine Perſönlichkeit knüpfen werden, die ſo viel Beſitz in einer Hand zu vereinigen vermocht hat. Bedenkt man aber, daß er allein an dem Tabacks-Monopol (welches ihm erſt in der Republik von 1849 durch den damaligen revolutionnairen Finanzminiſter Sterbini wieder entzogen wurde) eine Summe von zehn Millionen Piaſter verdient hat, daß er bei ſeinem in einem europäiſchen Umfange betriebenen Banquier-Geſchäft die höchſten Discontirungen, die es nur überhaupt giebt, zu erzielen weiß, und daß er nie müde wird, Speculationen und Unternehmungen jeder Art, ſelbſt bis zum Geſchäft des Wohnungs-Vermiethers herab, zu machen, ſo kann man ſich nicht wundern, daß ſein Reichthum in einem ſo rieſenhaften Maaßſtabe gewachſen iſt. Das Geldmachen ſieht man aber heut überall unter die noblen Paſſionen der römiſchen Ariſtokratie aufgenommen, und die Standesehre eines römiſchen Principe leidet keineswegs dabei, wenn er ſich ein Geſchäft

daraus macht, Häuser zu kaufen, dieselben auf die vortheilhafteste Weise zu Miethswohnungen einrichten zu lassen und daraus einen wucherisch hinaufgeschraubten Zins zu ziehen.

Die römischen Principi, deren jüngstes Mitglied der Fürst Torlonia ist, haben schon längst diesen Weg betreten, um ihren in der Regel ungemein zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, und die in Rom herrschende Wohnungsnoth begünstigt diesen Erwerbszweig auf die vortheilhafteste Weise. Besonders in den alten aristokratischen Palästen haben sich oft die ertragreichsten Wohnungen zum Vermiethen herausschlagen lassen, und eine Collision mit der Standesehre könnte nur darin entstehen, wenn die Principi auch zu der Steuer herangezogen werden sollten, welche das päpstliche Gouvernement seit einiger Zeit auch den Zimmer- und Wohnungsvermiethern auferlegt hat. Denn es würde allerdings eine Anomalie sein, wenn in Rom, wo alle Geschäfte mit der raffinirtesten Berechnung zur Steuer herangezogen werden, und wo selbst der Lumpensammler, der im Unrath der Straßen seine Existenz suchende Immondezzajo, seine Abgaben für diesen traurigen Erwerb zahlen muß, der zimmervermiethende Principe dafür unbesteuert bleiben sollte. Der Prin-

cipe würde aber, wenn man ihn als Gewerbetreibenden heranziehen wollte, über den Ehrenpunkt wahrscheinlich sehr bald hinwegkommen, denn in allen solchen Beziehungen scheint der römische Adel durchaus nicht delikat zu sein.

So hat auch neuerdings die fürstliche Familie der Altieri keineswegs Bedenken getragen, den Hammer der Auktion in ihren prächtigen Sälen erschallen zu lassen. Diese Familie ist, wie so manche andere, die den neuen Industrie-Adel eines Torlonia sich nicht einzuimpfen gewußt, in sehr schlimme Vermögens-Umstände gerathen, und der leere Geldbeutel hat die alten Ahnen schon mehrfach in's Gesicht geschlagen, bis endlich Rath geschafft werden mußte. Wie der lustige deutsche Student, wenn er eines Tages von der höchsten Unzufriedenheit mit seinem Etat hingerissen wird, seine Bücher unter den Arm nimmt und damit zu einem Antiquarladen wallfahrtet, so hatte der Fürst Altieri in einer gewissen Stunde den schmerzlich überraschten Blick auf die alte Familien-Bibliothek fallen lassen. Der Fürst Altieri hatte nur noch zu bedauern, daß er es nicht wie der Student machen konnte, der alle Herrlichkeiten der Literatur, die er besaß, unter den Arm nahm, denn ein römischer Prin-

cipe hat doch immer noch einige Rückſichten zu beobachten, und es war bitter, die Verauktionirung der alten Freunde in dem Palaſt ſelbſt vornehmen zu laſſen, in dem auf dem einen Flügel der Fürſt ſelbſt, auf dem andern ſein Bruder, der Kardinal Altieri, wohnten. Aber es half nichts, man mußte endlich, nach langen Familien-Berathungen, abermals den Rath der Börſe hören, da es jedenfalls einen bedeutenden Geldaufwand verurſacht haben würde, eine ſo große Bändezahl in ein anderes Auctions-Lokal hinüberſchaffen zu laſſen. —

Unter den vielen Paläſten, die der Fürſt Aleſſandro Torlonia in Rom zu ſeinem eigenen Gebrauch beſitzt, iſt ſein ſogenanntes Geſellſchafts-Palais in Traſtevere von beſonderem Intereſſe. In dieſem eigenthümlichen Stadttheil Roms, der jenſeits der Tiber gelegen iſt und eine beſondere, ſich charakteriſtiſch unterſcheidende Ortſchaft bildet, ſtehen, in der Mitte eines ſehr bösartigen, zu Zänken und Raufereien jeden Augenblick aufgelegten Volksſchlages, einige ſehr bedeutende Paläſte, Kirchen und Klöſter. Es mag nicht gerade ſehr angenehm ſein, hier bei dieſer ſeltſamen, händelſüchtigen Bevölkerung zu leben, die, obwohl ſie unter der ſtrengſten Ueberwachung der päpſtlichen Gensdarmen

ſteht, doch faſt jeden Sonntag die blutigſten Exceſſe begeht und die Leichname Ermordeter auf ihren Straßen findet. Dagegen iſt Traſtevere eine wahre Fundgrube von Madonnengeſichtern, die bei den durchweg ſchönen Frauen und Mädchen dieſes Orts ganz naturwüchſig angetroffen werden und dem Pinſel der Maler von jeher die größte Ausbeute gewährt haben.

Dort hat ſich der Fürſt Aleſſandro Torlonia ein glänzendes Palais einrichten laſſen, das er aber nur zur Aufnahme ſeiner Gäſte, wenn er große Geſellſchaften giebt, beſtimmt hat. Es eröffnet ſich hier eine Reihe prachtvoll geſchmückter Säle, und der Fürſt und die Fürſtin fahren hierher, um ihre Eingeladenen zu empfangen. Die römiſche Geſellſchaft verſammelt ſich in dieſem Palais zu Traſtevere in dem Stil, in dem die Pariſer Salons namentlich unter Louis Philipp blühten, wo es damals Häuſer gab, wie das Hôtel Caſtellane, welches die Soirée zugleich zu einem Cultus aller Künſte machte, und wo die verſchiedenen Säle, in denen man zuſammen kam, zu den mannigfaltigſten Unterhaltungen und Beſchäftigungen eingerichtet waren. Auf dieſe Weiſe eröffnete Torlonia hier Säle für die Unterhaltung, für die Muſik, für Malerei, Kupferſtiche und Handzeichnungen, und ſogar ein Liebhaber-

theater, auf dem vornehme Dilettanten, die der Gesellschaft selbst angehörten, ihre Talente als Dichter und Darsteller zu zeigen pflegten. Vornehmlich aber gewannen die Concerte, die hier veranstaltet wurden und an denen die Talente der höchsten römischen Gesellschaftskreise sich betheiligten, eine große Beliebtheit, und man drängte sich von allen Seiten zu diesen Einladungen, weil sie zugleich das besondere Vergnügen gewährten, die Nachtigallen-Triller irgend einer, auf den Flügeln Verdi's sich aufschwingenden Principessa zu hören. Hier konnte man auch oft den Kammerherrn und Liebling des Papstes, Signor Angelini, bewundern, der im Besitz der schönsten Tenorstimme der Welt ist, die aber in der letzten Zeit schon bedeutend gelitten haben soll.

Diese Soiréen bei Torlonia waren eine Zeitlang zugleich der Vereinigungspunkt der ganzen Fremdenwelt von Rom, denn wer, der nach der ewigen Stadt kam, hatte nicht einen Wechsel oder Creditbrief auf das Haus Torlonia, und solche Adressen haben zugleich die Kraft einer Einladungskarte, welche für sämmtliche Soiréen des klugen Banquierfürsten gilt. Bei der ungemeinen Kostspieligkeit eines Creditbriefes auf Alessandro Torlonia konnte er leicht aus dem Reisegelde

der Fremden, die er bei ſich ſah, den Aufwand ſeiner Feſte herausſchlagen, und es wurde ſogar behauptet, daß man es an der Art und Weiſe, wie ein Fremder in den Salons von Torlonia behandelt wurde, genau ermeſſen konnte, wie hoch ſich ſeine Creditbriefe und Wechſel für Rom beliefen. Die böſe Zunge, die auch in der römiſchen Geſellſchaft ihre Altäre errichtet hat, unterließ es nicht, auch hier manches Geſchichtchen anzuknüpfen, das jedenfalls die Wahrheit einer ächten Luſtſpiel-Komik für ſich hat. Der Fürſt ſtellte nämlich die ihm dermaßen empfohlenen Fremden ſtets auch ſeiner ſchönen Gemahlin vor, und er hatte dabei eine wunderbar ausgebildete Tonleiter der Stimme, die durch den Accent allein ſeiner Frau zu ſagen wußte, ein wie hoher Creditbrief ihr jedesmal vorgeſtellt wurde. Denn danach mußte auch das Soll und Haben geregelt werden, welches die Fürſtin dem Fremden in der Unterhaltung mit ihm gewähren durfte, und wenn bei einem Herrn, der vielleicht mehr Geiſt als Scudi hatte, die Fürſtin nicht gleich wieder abbrach, ſondern ein beſonderes Wohlgefallen an der Fortſetzung der Unterhaltung zeigte, ſo ſoll der ſehr genaue und filzige Gemahl nicht ſelten mit den Worten dazwiſchen getreten ſein: basta Teresa! basta! indem

er an ſeiner Hand einen andern Fremden heranführte, dem die Scudi ohne Zweifel beſſer in ſeiner Taſche gerathen waren. Dieſe und andere Geſchichten, die man in Rom häufig wiederholen hört, haben den Fürſten Torlonia zum Theil zu einer lächerlichen Figur gemacht, die ſich jedoch zugleich mit einer gewiſſen gutmüthigen Komik vorträgt, und den pfiffigen und verſchmitzten Gauner, der im Naturell des gemeinen Italieners ſo leicht die Oberhand gewinnt, mit einer geſchickten Manier zum ächten Biedermann zu ſtempeln weiß. Das römiſche Volk nennt ihn jedoch den Taſchenſpieler vom Platz Navona (bagatteliere di piazza Navona), wo das Haus Torlonia jetzt ſein Geſchäfts-Comptoir hat, und man kann daraus wohl entnehmen, daß der neue Principe ſich nicht in dem Maße die Volksgunſt in Rom erworben haben muß, wie dies der alten Nobilità hier oft in ſo hohem Maaße gelungen iſt.

Aber das basta Teresa! basta! iſt jetzt nun ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr gehört worden, denn die Fürſtin erſcheint nicht mehr an der Spitze der Geſellſchaften ihres Gemahls in dem Palaſt zu Trastevere. Die liebenswürdige Tereſa Torlonia iſt wahnſinnig geworden, und alle Aerzte Europa's haben bis

jetzt vergebens ihre Kunst daran geübt, die schönste Gestalt, die ein Dämon plötzlich verdunkelt hat, wieder in den richtigen Lichtpunct ihres Geistes zu rücken. Die Fürstin Torlonia hatte in ihrem letzten Wochenbett eine schwere Operation zu bestehen, und leidet in Folge derselben an der fixen Idee, daß man ihr Kind vertauscht und ihr statt eines Knaben ein Mädchen untergeschoben habe. Ihre Vernunft hat sonst keine weitere Störung erlitten, doch bemächtigt sich ihrer eine an Raserei gränzende Wuth, sobald sie Jemand aus ihrer Familie erblickt, und alle Mitglieder derselben müssen sich von ihr entfernt halten. Der Fürst Alessandro selbst kann seine Gemahlin nur verstohlen und unbemerkt sehen, und er hat sich dazu eine eigene Gallerie in seinem Palais am Venetianischen Platz bauen lassen, um die Kranke desto sicherer in ihrem Zimmer belauschen zu können. Zuerst hatte er mit ihr Reisen durch alle Länder der Welt unternommen, um die Fürstin zu zerstreuen, aber kein Mittel hat bis jetzt fruchten wollen, und der Wahnsinn scheint um so unheilbarer, da er vorzugsweise in einer Idiosynkrasie gegen den Gemahl selbst besteht, und dieser, der kaum sechszig Jahre geworden, wohl nicht sobald das Feld räumen dürfte.

Neulich nahm es einen ſehr übeln Ausgang, daß der Fürſt es dennoch vermocht hatte, ſeine Gemahlin zu einem Beſuch im Theater Torre di Nona zu überreden. Dies Theater iſt ebenfalls, wie ſo viele Kirchen, alte Tempel und Paläſte in Rom, Eigenthum des Fürſten Torlonia geworden, und er hat ſich darin mit dem größten Koſtenaufwand eine Prachtloge erbauen laſſen, in der er unter einem Thronhimmel von Purpur und Gold mit dem größten Behagen ſich als Herr und Gebieter des Hauſes zeigt. Die Aufführung der Oper Lucrezia Borgia half ihm den Widerſtand beſiegen, welchen die unglückliche Fürſtin Thereſe ſonſt immer ſeinem Wunſch entgegengeſetzt hatte, und ſie entſchloß ſich, ihn diesmal in die Loge zu begleiten. Das ſchöne bleiche Antlitz der Fürſtin ſtrahlte auch in der That von einem neuen funkelnden Leben auf, als ſie die elektriſchen Takte dieſer ihrer Lieblingsmuſik wieder vernahm. Plötzlich aber erhob ſie ſich mit einer flammenden Gebärde, ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Wuth malte ſich in allen ihren Zügen, und jetzt ergriff ſie ihren Gemahl beim Kopf, indem ſie ihm eine Ohrfeige nach der anderen verſetzte und ihre kleine, heut ſo unbarmherzige Hand fort und fort auf ſeiner Wange ſpielen ließ. Das

hinreißende Duett, das eben auf der Bühne angestimmt worden, verstummte sprachlos vor diesen Ohrfeigenklängen, welche das ganze Haus durchflogen, und das Publikum erschütterten, dann aber in ein unauslöschliches Gelächter hineinzogen, das nicht mehr enden wollte und zuletzt die ganze Theatervorstellung auflöste.

Die schöne Fürstin Therese, geborene Fürstin Colonna-Doria, steht jetzt in ihrem fünf und dreißigsten Jahre. Sie war ein kaum erblühtes Mädchen, einer der schönsten Sprößlinge des altberühmten Fürstenhauses der Colonna, als der ihr um ein Vierteljahrhundert überlegene Torlonia sie heirathete. Er nahm die reizende Prinzessin Colonna ohne alle und jede Mitgift, und bewährte sich auch darin wieder als den taktvollsten Geschäftsmann, denn der Name Colonna, der eines der ältesten und glänzendsten Adelsgeschlechter Rom's bezeichnet, war für ihn eine weit ertragsreichere Mitgift, als jedes andere Capital. Diese Mitgift brachte ihm Zinsen an Ehre und Ansehen, die sein ganzes Capital, seine ganze Stellung, und mithin auch seine Geschäfte stärken mußten. Um aller Welt zu zeigen, daß nun auch der Fürst Alessandro Torlonia zu dieser Familie gehöre, die einst in weltgeschichtlicher

Bedeutung in Italien geblüht und aus der ein Papſt, Martin V., mehrere Cardinäle und Staatsmänner, und der große Steffano Colonna, der Freund Petrarca's, hervorgegangen waren, nahm der Fürſt-Banquier fortan die Säule in ſein Wappenſchild auf. Dann veranſtaltete er aber auch eine Prachtausgabe von den Gedichten der Vittoria Colonna, jener liebenswürdigen und ſchönen Dichterin, die im ſechszehnten Jahrhundert durch geiſtliche Reime („rime spirituali") glänzte, und ſonſt ihre ganze liedervolle Seele nur in den Gedichten aushauchte, welche ſie dem Andenken ihres in der Schlacht von Pavia gefallenen Gatten, des Marcheſe von Pescara, ſang. Dieſer hochberühmten Aeltermutter einer Colonna, die jetzt eine Torlonia geworden war, widmete der glückliche Gatte eine neue ſchöne Ausgabe ihrer Geſammtwerke, deren prachtvolle Ausſtattung ihm gewiß eine gute Anzahl römiſcher Scudi koſtete. Aber es war doch angenehm, zugleich für den Herausgeber eines ſolchen Werkes zu gelten, und damit die eigene Familie zu verherrlichen, zu der man nun auch gehörte. Das Geld iſt zwar Alles, aber es iſt doch nicht genug, Banquier zu ſein, wenn man zugleich Fürſt Torlonia ſein will. Man iſt Fürſt, man iſt Italiener, und man muß auch ein

Stückchen Mäcen sein können, um seiner Ahnen — der Fürst Alessandro Torlonia schrieb sich hier bereits die Ahnen seiner Frau auf sein eigenes Conto — sich würdig zu beweisen. Die blasse Teresa, die an ihrem Hochzeitstage die Rosen ihrer Wangen verloren und seitdem immer bleicher geworden war, lächelte ihm für die Gedichte der Vittoria Colonna, die er ihr eines Morgens in ihrem Boudoir aufgebaut hatte, ihren ersten und letzten Beifall zu.

Torlonia hat aber auch sonst bewiesen, daß es ihm nicht bloß darauf ankommt, Procente herauszuschlagen, sondern daß er auch für die Ehre etwas thun will. Freilich hat er dabei nicht immer einen so guten Treffer, wie bei der Ausgabe der berühmten Familien-Dichterin. Als erpichter Parvenu hat er sich dagegen wieder auf seiner Villa vor der Porta Pia gezeigt, wo er, des Sprüchworts gänzlich vergessend, daß man keine Eulen nach Athen tragen dürfe, künstliche Ruinen aufgeschichtet hat, die in der Ruinenstadt Rom, in der die Hochtrümmer einer unüberwindlichen Vergangenheit überall naturwüchsig lagern, nur einen unbeschreiblich lächerlichen Eindruck machen können. Indeß wollte der Fürst Torlonia auch seine eigenen Ruinen haben, denn nur was man selbst zu eigen

beſitzt und was man auch wieder verkaufen kann, hat in der Zeit der Realität, die zugleich die Zeit des allgemeinen Schachers iſt, noch Werth. Darum ſetzte er dieſe ſelbſtgemachten Ruinen, die ihm jetzt mehr gefielen als das Coloſſeum und die Thermen des Caracalla, welche er dem Staat bis jetzt noch nicht hat abkaufen können. Zwar hat Torlonia mit ſeinem Alles vermögenden Geld auch dieſen Handel zu machen geſucht, aber ſeine Ankäufe, die er von ganzen Liegenſchaften des Staats in und um Rom bewirkte, haben ſich bis jetzt noch nicht auf die Denkmäler erſtreckt, die auf ſolchen Territorien ſtehen, und auch die Antiken, die durch Nachgrabungen darauf jetzt oder künftig gewonnen werden können, ſind noch immer bei dieſen Kaufverträgen ausgenommen worden. Dies iſt zum Beiſpiel mit mehreren großen Strecken auf der Via Appia der Fall, die wir neulich auf unſerer Wallfahrt zur Grotte der Nymphe Egeria durchwanderten, und wo uns faſt bei jedem Schritt die Worte in Tiecks geſtiefeltem Kater einfielen: „Dies gehört dem Fürſten von Carracas.“ Denn überall hieß es: Dies gehört dem Fürſten Torlonia, und wir wunderten uns zuletzt nur noch darüber, daß es irgend Etwas geben konnte, das nicht ſein eigen zu nennen war.

So hat Torlonia auch das Feld gekauft, auf welchem der merkwürdige Circus des Maxentius, neben dem Grabmal der Cäcilia Metella, steht. Torlonia vermiethet dies Feld als Weideplatz für Ochsen, Pferde und Ziegen, die innerhalb der noch vollständig erhaltenen Umfassungs-Mauern des Circus die fetteste Nahrung finden. Der Gewinn, welchen der Fürst daraus zieht, kann doch nur unbedeutend sein, und ohne Zweifel hat er die ganze Geschichte nur in der Absicht angekauft, um als Eigenthümer vom Grund und Boden später einmal, wenn die Gelegenheit sich so traf, vielleicht auch auf den Circus des Maxentius Beschlag legen zu können. Er erwarb sich aber auch das eigennutzlose Verdienst, daß er den Circus großentheils auf seine Kosten ausgraben ließ und dadurch den Kunstreichthum Roms um viele nicht unbedeutende Sculpturen vermehrte. Auch der große Obelisk, der hier früher stand, mag ihn zu diesem Ankauf gelockt haben, aber man hat diesen Obelisken seitdem auf der Piazza Navona in Rom aufgestellt, und der Fürst Torlonia hatte das Nachsehen, denn nun wird sich das Geschäft wohl nicht so leicht machen lassen. Einstweilen hat aber Torlonia vor seiner Villa, derselben bei der er sich künstliche Ruinen setzen ließ, sich auch einen eigenen

Obelisken aufftellen lassen, dessen Anblick ihm nun die Freude gewährt, daß man für sein Geld doch Alles haben kann, selbst einen Obelisken. Aber daran hat er sich noch nicht begnügen lassen, sondern der Obelisk mußte auch seine eigene Hieroglyphenschrift haben, weil er sonst ja nur den halben Effect machen konnte. Torlonia gab den Alterthumsforschern ein Diner auf seiner Villa, um sich mit ihnen über diese wichtige Angelegenheit zu verständigen, und sein eigener Vorschlag, mit dem er in seiner halb gutmüthigen halb verschmitzten Weise herausrückte, fand die meiste Anerkennung der Gelehrten. Fürst Torlonia meinte, daß man seine Hieroglyphen — er sprach jetzt schon von seinen Hieroglyphen — nicht etwa nach irgend einer alten Inschrift entnehmen solle, sondern er wollte sie ganz neu und eigen zusammengesetzt haben, und zwar so, daß er den Inhalt derselben schon im Voraus wissen konnte. Denn er hatte zugleich den Entschluß gefaßt, eine Beschreibung seines Obelisken in den Druck zu geben. Sehr schlau setzte er hinzu, daß die Herren Alterthumsforscher so oft schon Dinge beschrieben hätten, von denen sie nichts wüßten, und nun wolle Er als Laie auch einmal den Vorzug genießen, Etwas zu erklären, das er sich selbst ausge-

dacht habe. Man rauſchte ihm Beifall zu, und es wurde eine Commiſſion ernannt, um die Zeichen der Hieroglyphen zuſammenzuſetzen. Der Fürſt Torlonia hielt Wort, und gab bald darauf das zweite ſeiner Prachtwerke heraus, worin er diesmal ſeinen Obelisken und die feierliche Aufrichtung deſſelben beſchrieb. Von dieſer Villa, die ihm beinahe zwei Millionen römiſcher Scudi gekoſtet, hat er auch für ſein Geld eine eigene Chauſſée nach Rom gebaut, die den Namen Chauſſée Torlonia führt, und ihm eine behagliche Empfindung gewährt, wenn er ſich auf ihr von ſeinem Prachtgeſpann arabiſcher Hengſte im Triumphe dahinziehen läßt.

Sonſt hat der induſtrielle Genius des Fürſten immer eine beſondere Abneigung dagegen an den Tag gelegt, die Eiſenbahnen des Kirchenſtaats zu fördern, die er ſonſt aus ſeinen ungeheuren Fonds mit märchenhafter Leichtigkeit hätte erſtehen laſſen können. Es ſcheint mithin nicht bloß dem Einfluß der Prieſter zuzuſchreiben, daß das Eiſenbahnweſen in Italien, namentlich aber in der Verbindung Roms, noch ſo kläglich darniederliegt, und daß ſelbſt der ſchon vor mehreren Jahren begonnene Schienenweg von Rom bis Civitavecchia, zum mittelländiſchen Meere hinab,

nach langem Stocken erſt jetzt vollendet worden iſt. Den römiſch-katholiſchen Prieſtern mußte es freilich gefährlich erſcheinen, wenn die ewige Stadt, der Sitz der alle Völker beherrſchenden und ſeligmachenden Kirche, in dieſe unwiderſtehliche und unberechnenbare Bewegung, in denen ſich jetzt die ganze Welt auf den Eiſenbahnſchienen ſchaukelt, hinabgezogen würde. Denn die magiſche Wirkung in alle Fernen und Weiten, mit der ſonſt die Blitze des Vatican von Rom her ausgeſandt wurden, kann ſich, ſelbſt wenn Dergleichen heutzutage noch fabricirt werden könnte, nicht mehr mit der ſauſenden Locomotive vergleichen, die heut mit einer viel durchdringenderen Herrſchaft alle Verhältniſſe der Welt und Zeit binden und löſen kann. Jedenfalls haben es die Prieſter ſogleich mit richtigem Inſtinct herausgefunden, daß die alte Kirche nicht mehr mit der neuen Dampfkraft an Wunderwirkungen würde wetteifern können, und daß ſie auf ihrem Terrain keine andere Maſchinerie zu leiden vermag, die mit mehr Präciſion und Kraft arbeitet als ſie ſelbſt, und die in der Kunſt, die Völker und Länder zu bezwingen, ſchon alle Geheimniſſe der Hierarchie überflügelt hat.

Aber auch die neuen Geldpäpſte der Zeit, wie der Fürſt Aleſſandro Torlonia, haben der Einführung der

Eisenbahnen im römischen Kirchenstaat nicht das Wort geredet, sondern durch ihre Zurückhaltung von allen Unternehmungen dieser Art dazu beigetragen, die römische Kirche aus dem Mittelpunct der Weltverbindung herausfallen zu lassen, und auf einem Isolirschemel, wie der heutige Vatican mehr und mehr sich ausnimmt, in einer ebenso vergangenheitsvollen als zukunftslosen Einöde, niederzusetzen. Vom rein industriellen und finanziellen Standpunct aus wäre dies nicht zu begreifen, denn durch die Unterbindung der neuen Verkehrsadern, welche sich durch die Welt gezogen haben, kann für Italien die Krisis, die auch in allen seinen materiellen Zuständen wühlt und mit der politischen zugleich eine volkswirthschaftliche und sociale Revolution angekündigt hat, nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht werden. Es geht aber daraus andererseits nur hervor, daß die großartigen Gesichtspuncte von Handel und Verkehr in dem heutigen Italien nicht mehr existiren, und daß die Geschäftsmänner und Banquiers, die hier auf den glänzenden Höhen der Gesellschaft stehen, eigentlich nur Zinswucherer und Schacherer und nichts weniger als große Handelsherren und schöpferische Unternehmer sind. Der Wucherer schlägt um so höhere und sichrere Procente heraus, je beschränkter

und abgeſchnittener der Kreis iſt, den er ausbeuten und ausſchöpfen kann, denn je freier und geöffneter das Terrain iſt, deſto weniger kann der Wucher auf demſelben niſten und mit Erfolg ſeine Saugpumpen anſetzen. Handelsfreiheit und unbedingter Verkehr tragen daher auch hier das einzige wirkſame Heilmittel gegen den Wucher in ſich.

Der Fürſt Aleſſandro Torlonia ſteht aber mit dem Wucher, der allerdings das Geheimniß ſeines unendlich herangewachſenen Vermögens iſt, durchaus nicht allein im Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen da. Der Wucherzins iſt ein traditioneller Betrieb der römiſchen Nobili, und es giebt hier wenige Ariſtokraten, die das Geſchäftemachen in dieſer Beziehung verſchmähen möchten. Dieſe ariſtokratiſche Race iſt in Italien eine ſo entartete und verderbte, daß ſie die gemeinſten und ſchändlichſten Geldgeſchäfte nicht unter ihrer Würde hält, ſondern dieſelben mit einem Talent betreibt, in dem es die Juden dieſen römiſchen Nobili ſchwerlich auch nur gleich zu thun wiſſen. In Genua ſind es doch nur die chriſtlichen Kaufleute, die ihren natürlichen Standpunkt ſo ſiegreich behaupten, daß kein Jude mehr neben ihnen zu beſtehen vermag, aber in Rom ſind es die Nobili und Patrizier, welche den jü-

diſchen Geſchäftsgeiſt weit hinter ſich zurückgelaſſen haben. Ein volksfreundlicher Papſt, Paul III. gründete das römiſche Leihhaus (Monte di Pietà) vornehmlich aus der Abſicht, dem Armen einen Weg zu öffnen, auf dem er ſich Hülfe verſchaffen könnte, ohne dem Wucherzins der Reichen und Vornehmen in die Hände zu fallen. So hat man auch neuerdings bei der römiſchen Bank einen Credit mobilier errichtet, der aber ſeine Einwirkungen nach dieſer Seite hin bis jetzt nur ſehr unvollkommen zu entwickeln vermochte, denn dieſer Credit erfordert jedesmal bedeutende Bürgſchaften, um auf die Anforderung eines Nothleidenden für ihn einzutreten. Der Mangel an Bürgſchaften iſt es aber gerade, durch welchen der Bedrängte in die Hände des Wuchers getrieben wird. Auch eine Reform der Wuchergeſetze, auf die man jetzt in Rom wie anderswo hingearbeitet hat, würde nur dann zum Ziel führen können, wenn man die unbedingte Verkehrsfreiheit, die allein den Wucher tödten kann, an die Spitze dieſer Reform ſtellt. Die päpſtliche Regierung wird aber auch auf dieſem Gebiet der römiſchen Geſetzgebung ſchwerlich mit irgend Etwas fertig werden, denn ſchon ſeit acht Jahren wird dort an dem neuen Civilgeſetzbuch gearbeitet, in dem zu-

gleich die Wuchergeſetze revidirt werden ſollen. Es ſieht in der That ſo aus, als wenn eine weltliche Reform der päpſtlichen Herrſchaft, die im Intereſſe von ganz Italien täglich dringender wird, nur noch durch die auswärtigen Mächte in die Hand genommen werden könnte.

Der Geſchäftsbetrieb des Fürſten Aleſſandro Torlonia hat in den letzten Jahren immer gewaltigere Dimenſionen angenommen. Es kann darin nur noch der Banquier Richetti in Rom mit ihm wetteifern, der freilich in jeder Beziehung der Nebenbuhler Torlonia's geworden iſt und nicht minder einen der großartigſten Paläſte in der ewigen Stadt bewohnt. Der Fürſt Torlonia aber hat ſeine ungeheueren Geſchäfte auch auf Neapel zu erſtrecken gewußt, wo er ebenfalls längere Zeit hindurch die Salz- und Tabacksregie gepachtet hatte. Dann kamen die Staatsanleihen, die Banquiergeſchäfte, Kauf und Verkauf von Grundſtücken, und Unternehmungen aller Art, wodurch er ſich zum römiſchen Cröſus emporgipfelte und der von ganz Rom gefeierte und beneidete Mann des Tages wurde.

Ein gewaltiges Andenken hat der Fürſt Torlonia ſeiner Familie in der Baſilica des Lateran geſetzt. Wir ſahen die prächtige Marmorkapelle, die er dort

Vater und Mutter errichtete, mit der größten Bewunderung. Er folgte dabei ohne Zweifel auch dem zum Geſchäftsgrundſatz erhobenen Glauben, daß es Dem gut gehen muß, welcher Vater und Mutter ehrt, und wie die Päpſte jedesmal nach ihrer Erwählung den erſten Akt ihrer heiligen Souverainetät darin begehen, daß ſie von jener uralten Mutterkirche Roms feierlich Beſitz ergreifen, ſo wollte auch Torlonia, ſobald ſeine unumſchränkte Banquierwürde ſich befeſtigt hatte, den Glanz des Namens Torlonia zuerſt in den Hallen der Laterankirche eintragen laſſen. Die Kapelle Torlonia iſt eines der ſchönſten und koſtbarſten Denkmäler dieſer herrlichen Kirche geworden, und keinem Papſt iſt in Rom ein prachtvolleres Grabmal von Marmor und Gold gebaut, als hier dem Vater und der Mutter Torlonia's. Die Kapelle, die unter der Leitung Tadolini's aufgeführt worden, empfängt uns auf der einen Seite, die dem Vater Torlonia geweiht iſt, mit einer den Handel darſtellenden weiblichen Figur, welche uns den Stab des Merkurius entgegenſchwingt, und der parallel eine Charitas mit den liebevollen und weichen Zügen der chriſtlichen Liebe und Barmherzigkeit entſpricht. Darüber thront Vater Torlonia ſelbſt, in einem ſehr charakteriſtiſchen Bruſt-

bild, und man ſieht den Mann, der einſt auf der Piazza di San Marco mit Band gehandelt hat, nun wie er leibte und lebte vor ſich. Er hat es weit gebracht, mit dieſer kleinen, niedrigen Stirn, die doch ſo gut zu operiren wußte, daß ſie mitſammt dem Gott des Handels, der dort als ein ſo pfiffiger Schelm in die chriſtliche Kirche hineinlächelt, hier in dem neuen Zion des Lateran, freilich nur durch die Erlöſungskraft des Goldes, eingeſchmuggelt werden konnte, während ſo viele hohe und erhabene Stirnen in den Staub und das Elend der Welt hinabſinken mußten. Gerade gegenüber erblickt man in derſelben Weiſe die Mutter Torlonia abgebildet, welcher die andere Seite dieſer ſtrahlenden Banquiers-Kapelle gehört, und der nur die zarten Sinnbilder ihres weiblichen Herzens beigegeben ſind. Auf der Hinterwand der Kapelle ſieht man die Kreuzabnahme von Tenerani und an der Decke kann man die heiligen Evangeliſten von P. Galli ſchauen. Man begreift, daß dies Alles dem Fürſten Torlonia ſein Geld gekoſtet haben muß, und gewiß ſehr viel Geld, denn die Angabe, daß er eine halbe Million Scudi daran gewandt habe, erſcheint vielleicht noch zu gering, wenn man dieſes Aufgebot des Glanzes und Werthes um ſich her betrachtet.

Durch Marmorthüren, die ſich ſowohl links als rechts öffnen, tritt man in einen kleinen gewölbten, mit Stühlen und Divans ungemein elegant und behaglich ausgeſtatteten Salon, der aber nur ein Vorzimmer zu dem Grabe ſelbſt, in welches man von hier aus eingeht, vorſtellen ſoll. Während wir uns einen Augenblick in dieſer faſt wohnlichen Sphäre niederließen, vergaßen wir ganz, daß wir hier beim Tode ſelbſt antichambrirten, und der geflügelte Gott des Handels in der Kapelle Torlonia, der hier über alle chriſtlichen Heiligenbilder und Reliquien triumphirte, ſchien uns mit ſeinem Stabe zu berühren, um uns in Träume ſeltſamer Art einzuwiegen. Die zu uns dringenden Schauder der nahen Grabeskammern erweckten uns jedoch bald wieder aus den trügeriſchen Phantaſieen, mit denen uns Merkur ſelbſt an dieſem Ort zu verſuchen gedachte, indem er uns das einzige noch übrig gebliebene Heil der Welt in den materiellen Intereſſen zeigen wollte. Es war recht gut, daß Vater und Mutter Torlonia nicht mehr ſo rein in ihren Kammern hielten, und doch am Ende einige Gerüche von ſich gaben, denn wir mußten nun eiligſt aufbrechen und ließen die glänzende Handels-Kapelle, die doch nur die Verweſungsdünſte des Todes in ſich barg, hinter uns.

Dem großen Triumphator des Geldes, dem Alles gelingt, sind aber auch die Schmerzen armer Erdenpilger nicht erspart worden. Dem Kummer, welchen der Zustand der Fürstin Teresa ihrem Gatten verursacht, ist ein neuer Schmerz gefolgt. Es ist dies der plötzliche Tod des jungen Herzogs Don Giovanni Torlonia, eines auf das Zärtlichste von ihm geliebten Neffen, der das Herz Alessandro's neuerdings mit tiefer Betrübniß erfüllte. Don Giovanni war der hochbegabte Sohn eines Bruders des Fürsten Torlonia, des Herzogs Marino Torlonia, dem das alte Palais des Hieronymus Bonaparte auf der Via Condotti gehört, und welchem der Stammherr dieser gefürsteten Banquierfamilie, der alte Torlonia, Duca di Bracciano, bei seinem Ableben im Jahre 1829 das Herzogthum Bracciano vermacht hatte. Dies kleine Herzogthum, das, eine halbe Tagereise von Rom entfernt, sich um einen reizend gelegenen See gruppirt, ist jetzt durch Verkauf an die Familie Odescalchi wieder zurückgelangt, in deren Besitz es sich schon früher befunden. Der Duca Marino, der älteste Bruder Alessandro's, lebte dann in Rom, wo er mit seinem leicht hingegebenen und enthusiastischen Wesen in die revolutionnairen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 hineingerieth

und zu einer seltsamen Volksfigur gestempelt wurde, die unter dem Namen des „Ciceruacchio der römischen Fürsten" eine Zeitlang auf dem Corso und in den Clubs ihre großen Tage hatte.

Ein Sohn dieses Duca Marino war der liebenswürdige Giovanni Torlonia, einer der talentvollsten Dichter auf dem heutigen römischen Parnaß, und ein noch größerer Menschenfreund, der bereits eine Erinnerung an eine Wirksamkeit zurückgelassen, die ihn auf eine fast rührende Weise den größten Wohlthätern des armen unwissenden und verwahrlosten Volkes beigesellte. Der junge Mann wurde in Rom vorzugsweise „Don Giovanni" genannt, denn die Söhne italienischer Fürstengeschlechter erhielten beim Volke und in der Gesellschaft von jeher gern den Titel Don, bloß mit der Hinzufügung ihres Vornamens. Don Giovanni, der am 22. Februar 1831 geboren wurde, hatte erst ein Alter von 27 Jahren erlangt, als er am 29. November 1858 zu Rom starb. Er war ein herrlicher Jüngling, der durch einen großen Eifer für die Studien, durch ein bedeutendes Dichtertalent und durch seine Liebe zum Volke unter dem heutigen Geschlecht der Nobili in Rom eigenthümlich hervorragte. Eine Reise durch Deutschland, die er vor einigen Jah-

ren unternommen, hatte er zugleich mit wiſſenſchaftlichem Geiſt benutzt, um ſich über den heutigen Gang der Studien zu orientiren und ſeinem eigenen Streben eine beſtimmte Grundlage zu gewinnen. Es war merkwürdig, daß die Neigungen eines ſo jungen Cavaliers, dem es ſonſt auch an ritterlichem Leben keineswegs fehlte, ſich doch am meiſten für den Volksunterricht entſchieden, den er in Deutſchland genau und nach allen Seiten hin kennen gelernt hatte. In ſeinen Gedichten, deren mehrere gedruckt ſind („Poesie“ Florenz 1856), hauchte er kräftigen Schwunges ſeine Begeiſterung für die Wiedererhebung der italieniſchen Nationalität aus, aber zugleich ſäumte er nicht, ſelbſt Hand anzulegen und für die Erneuerung der Nation auf die am meiſten innerliche und praktiſche Weiſe, nämlich durch den Volksunterricht, zu wirken. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er mit dieſen Beſtrebungen unter ſeinen Standesgenoſſen völlig allein ſtehen mußte, denn die jungen römiſchen Nobili langweilten ſich ſchon ſonſt genug in Rom, und es konnte von ihnen nicht verlangt werden, daß ſie noch den Beſtrebungen des ſeltſamen Don Giovanni für den Volksunterricht ſich anſchließen ſollten. Der enthuſiaſtiſche Jüngling hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Bildungs-Ver-

ein des jungen Adels in Rom zu ſtiften, der aber beſonders den Zweck haben ſollte, das niedere Volk zu bilden und für den Unterricht der armen Kinder zu ſorgen, die in den Vorſtädten und in der Umgegend Roms ohne menſchenwürdige Erziehung verwildern und verkommen. Man verſpottete ihn, und nur wenige begriffen, was Don Giovanni eigentlich wollte, und warum man ſeinem edeln Vorbilde ohne Säumen nacheifern müſſe.

Don Giovanni entſchloß ſich, ſein Werk allein in die Hand zu nehmen. Es war ein großer Gedanke, die italieniſche Nation zuerſt durch den Volksunterricht wieder erheben zu wollen, und Giovanni wurde Lehrer, um die armen Kinder der Winzer auf dem Monte Mario zu unterrichten. Dort, auf dem ſchönen, mit Garten-Anlagen und Cypreſſen bekränzten Hügel, welcher, der Engelsburg gegenüber, an dem ſteilen Ufer des Tiberfluſſes ſich anmuthig in die Höhe ſchlängelt, wächſt zwiſchen alten Ruinen, vornehmen Landhäuſern und dürftigen Winzerhütten eine ſehr verwahrloſte Bevölkerung empor, für welche das geiſtliche Regiment weder in materieller noch ſittlicher Hinſicht bisher eine Sorge empfunden hat. Es iſt dies der Monte Mario, deſſen Ausſicht auf die Umgegend Roms und die ganze

Siebenhügelſtadt ſchon in alter Zeit berühmt war. Die herrliche Lage des Monte Mario hat ſchon Martial in den Epigrammen in einigen ſeiner ſchönſten Verſe gefeiert. Man ſchaut von dort bis zu den wunderbar ſchönen, in duftiger Bläue ſich lagernden Bergketten des Albanergebirges hin, und überblickt die Landſtraße, welche durch die heut ſo öde Campagna in einem ſtillen ſchattenhaften Treiben, dem man die Nähe der großen Welthauptſtadt nicht anmerkt, gen Rom führt.

Hierher pflegte ſich mehrere Male in der Woche Don Giovanni Torlonia ſchon in früher Morgenſtunde zu begeben. Ein fröhlicher, enthuſiaſtiſcher Muth glänzte in ſeinen ſchönen Augen, ſeine ſchlanken Glieder bewegten ſich mit der Schnelligkeit eines Rehes aufwärts, wenn er von der Porta Angelika her den Berg erſtieg, um zu ſeinen armen Schulkindern, die er ſich dort oben geſammelt hatte, zu gelangen. Er mußte dann jedesmal an der Kirche S. Maria del Roſario vorüber, die zwar zu ſeiner Linken Frieden und Segen winkend liegen blieb, aber in dem daran gränzenden Gebäude, das vielleicht zu dem ehemals hier gelegenen Dominicaner-Kloſter gehörte und in dem jetzt der Seelſorger für die Bevölkerung des Monte Mario wohnt, ſahen ſtets zwei böſe zornige Augen aus dem

Fenſter auf ihn herunter, oder es ſchloß ſich auch dies Fenſter mit heftigem Klirren hinter ihm zu, ſobald er vorübergeſchritten war. Dieſe Augen und dies Klirren gehörten dem frommen Pater Calandi, welcher der Prieſter dieſer Pfarrkirche von Monte Mario war, und der ein großes Leid davon empfand, daß der vornehme junge Mann in ſeiner Gemeinde Handlungen ausüben wollte, die nur ihm, dem Seelſorger, zuſtehen konnten, die Pater Calandi aber überdies für unnütz, ja für gefährlich erklären mußte.

Dies hinderte aber unſern Don Giovanni nicht, jedesmal mit heiterer und ſorgloſer Gebärde an S. Maria del Roſario vorüber zu eilen, und nachdem er fromm ſein Kreuz geſchlagen, wie es ſich ziemt, zu der oben auf dem Berge gelegenen Villa Madama aufwärts zu ſchreiten. In dem faſt verfallenen Gartenhauſe, welches zu dieſer alten berühmten Villa gehört, hatte Don Giovanni einſtweilen ſeine Schule für die armen Winzer-Kinder eröffnet. Er hatte hier alle die kleinen Schwarzköpfe, die ſonſt zwiſchen den Ruinen bettelnd umherliefen oder lieber in den Taſchen der vorübergehenden Fremden, ſtatt in einem ABC-Buch leſen lernen wollten, unter ſeine Fahne geſammelt, und das war die Fahne des Un-

terrichts, die Giovanni, als wahrer Seelſorger des Monte Mario, dieſen armen Kindern entfaltete. Zu den kleinen Schwarzköpfen mit und ohne Hoſen — denn bei den meiſten ſeiner Schüler hatte er die Menſchenbildung damit beginnen müſſen, daß er ihnen von ſeinem Schneider Hoſen anmeſſen ließ — fügte er auch die kleinen, bisher wild herumgelaufenen Madonnen und Magdalenen, die unter Noth und Elend zu den ſchönſten Maler-Modellen heranwuchſen, oder deren aus dem zerlumpten Röckchen herausſchauende Glieder wie lachende Erben der mediceiſchen oder capitoliniſchen Venus uns anſahen. Aber vielleicht konnte doch noch etwas Beſſeres aus ihnen werden, wenn unſer Don Giovanni ſie leſen lehrte, und wenn ſie leſen konnten, lehrte er ſie auch mehr, er wollte ſie denken und urtheilen lehren. Er hatte mehrere Lehrer für ſeine Schule angenommen, aber er kam ſelbſt, um darin zu unterrichten und als Lehrer zu wirken, denn für den jungen Herzog gab es ſeiner Meinung nach nichts Höheres, als Lehrer der Kinder und des Volkes zu ſein.

Um das Gartenhaus der alten ruinenhaften Villa Madama für dieſen Zweck zu erlangen, hatte er erſt mehreren armen Winzer-Familien, die bisher in dieſen

Räumen ein Obdach ſich angeeignet hatten, andere Wohnungen verſchaffen müſſen. Dann ließ er dies Gartenhaus, das einſt von Giulio Romano und Johann von Udine mit den herrlichſten Malereien und Stuccaturen geſchmückt war, in der letzten Zeit aber kaum noch die Spuren dieſer ehemaligen Pracht aufgezeigt hatte, für ſeine Zwecke nutzbarer einrichten. Es war überhaupt eine Lieblingsidee Don Giovanni's geweſen, gerade in die Villa Madama, mit der ſich eigenthümliche Erinnerungen für ſeine Familie verbanden, ſein Schulhaus zu verlegen. Dieſe Villa war von dem Papſte Clemens VII. erbaut worden, der durch Giulio Romano etwas beſonders Reizendes in Stil und Ausführung darin hervorbringen laſſen wollte. Clemens VII. nannte dieſe herrlich emporgeſtiegene Villa ſein Juwel und verlebte darin die glücklichen Mußeſtunden, welche ihm die Welthändel ſeiner Zeit, in die er verwickelt war, übrig ließen, bis er ſich vor den Soldaten des Kaiſers in die Engelsburg flüchten mußte. Unterdeſſen ließ ihm der mächtige Cardinal Pompeo Colonna, dem Clemens ſeine Burgen im Kirchenſtaat niedergebrannt hatte, aus Rache dafür die ſchöne Villa Madama in Brand ſtecken, und das Werk Giulio Romano's und Johanns von Udine

nahm einen beträchtlichen Schaden, aus dem es nur annähernd in dem früheren Glanz wiederhergestellt werden konnte. Dieſe Barbarei, die der große Ahn ſeiner Tante Tereſa an dieſer Stelle ausgeübt hatte, wollte der ſchwärmeriſche Jüngling hier ſühnen, indem er ſeine Schule der Volksbildung an demſelben Orte aufſchlug und das Werk der Cultur und milde Sitten von hier aus zu fördern gedachte.

Aber Don Giovanni ſollte keine Freude an ſeinen hochherzigen Beſtrebungen erleben. Schon in ſeinem eigenen Kreiſe blieb die Verdächtigung nicht aus. Man verſpottete ihn, daß er ſich mit dem Proletariat des Monte Mario eingelaſſen habe, und dichtete ihm zärtliche Verhältniſſe mit den Frauen und Töchtern der Winzer an, wo man es denn ganz natürlich finden wollte, daß er ſich um die fernere Ausbildung ſeiner eigenen Sprößlinge ſo eifrig bemühen wollte. Schlimmer aber noch ging der erzürnte Pfarrer von Santa Maria del Roſario gegen ihn zu Werke. Sein Vorgänger auf dieſer Pfarre war im Jahre 1849, wo der General Oudinot zur Belagerung Roms den linken Flügel der Franzoſen auf dem Monte Mario aufgeſtellt hatte, von einem franzöſiſchen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erſchoſſen worden, weil er

ein den Franzoſen nachtheiliges Einverſtändniß mit den Republikanern in der Stadt zu unterhalten ſchien. Dies hatte ſich der gute Pater Calandi zur Warnung gereichen laſſen, und es beherrſchte ihn ein Schauder vor Allem, was Volksfreund und Demokrat ſich nannte, denn daß der Herzog Don Giovanni Torlonia dieſen gefährlichen Richtungen angehörte, wurde in Rom ſchon längſt nicht mehr leiſe geflüſtert, ſondern in vornehmen und geiſtlichen Kreiſen ganz laut und drohend verhandelt. Es war ſogar, was den jungen Herzog bereits polizeilich zeichnete, ein ſtrenges Verbot gegen ſein letztes Gedicht ergangen, das er zum Geburtstage der ewigen Roma (dì natale di Roma) bei der letzten Feier dieſes jährlich begangenen Nationalfeſtes gedichtet hatte. Denn an dieſem Tage, an dem alle Poeten von Rom ihr Talent in Liedern und Sonetten und nationalen Hochgeſängen in den Akademieen der Stadt geltend machen dürfen, hatte Giovanni geglaubt, ſein Gedicht auf die Gründung Roms einmal mit der patriotiſchen Flamme, die ſo oft aus ſeinem Herzen gewaltſam herausſchlagen wollte, durchleuchten zu dürfen. Und er ſchrieb ein Gedicht und trug es in der Akademie vor, ein Gedicht, das alle Schmerzen einer hohen italieniſchen Seele um den Untergang des Vater-

landes ſang und einer baldigen Wiedergeburt Italiens entgegen jauchzte. Der geiſtlichen Polizei, die für dieſe Dinge ein ſehr zartes Trommelfell hat, war dies zu viel geſungen und gejauchzt, und man fahndete auf dies Gedicht Giovanni's, nachdem er es, kühn wie er war, auch durch den Druck hatte verbreiten laſſen. Es hatte dies die Folge, daß bald auch die früheren Gedichte Giovanni Torlonia's für gefährlich angeſehen wurden und einem Verbot unterlagen. Es iſt dies immerhin eine bedenkliche Situation für einen römiſchen Nobile, und der Onkel Torlonia an dem Venetianiſchen Platz rang bisweilen ſchon die Hände und fragte ſich, was endlich daraus werden ſolle. Denn auch er, Fürſt Aleſſandro, hatte die humanen Beſtrebungen ſeines Neffen auf dem Monte Mario, und einige andere Anſtalten, die Giovanni in den Volksvierteln von Rom für die armen Leute zu begründen angefangen, von Herzen gern unterſtützt.

Bald darauf erlag auch die Volksſchule auf dem Monte Mario dem Eifer des Pater Calandi, der es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, daß der Atheiſt, vielleicht der Teufel ſelbſt, die Kinder auf dem Berge lehre. Die Behörde hatte aus mehreren Gründen nicht unmittelbar dagegen einſchreiten wollen, denn es

lag doch zu ſehr zu Tage, daß den armen Kindern Gutes geſchah, und die Sittenverhältniſſe auf dem Monte Mario ſtanden beſſer, als zu der Zeit, wo bloß der Pfarrer von S. Maria del Roſario dafür geſorgt hatte. Da nahm der Pater Calandi die Eltern der Kinder beiſeit, und flößte ihnen eine große Angſt wegen des Seelenheils ihrer Kinder ein. In der Beichte drohte er ihnen mit den ewigen Höllenſtrafen, wenn ſie ihre Kinder ferner in den Unterricht des böſen Feindes in der Villa Madama ſandten, und er verweigerte ihnen die Vergebung der Sünden im Fall ihrer ferneren Bereitwilligkeit, den gottesläſterlichen Zwecken des Don Giovanni zu dienen. So blieben die kleinen Schüler und Schülerinnen aus dem Gartenhauſe der Villa Madama fort, erſt einige, dann mehrere, zuletzt alle. Die Furcht vor dem Pater Calandi war zu groß geweſen. Als Giovanni einſt wieder den Berg hinaufſtieg, um ſeine Schule zu beſuchen, blieb er ganz allein in dem kleinen Zimmer, und ſah ein, daß er nicht wiederzukommen brauche. Es drückte ihm das Herz ab, als er den Berg wieder hinunterſchlich, wie ein Miſſethäter, der ſich kaum noch ſehen zu laſſen wagte. Er nahm Abſchied von ſeinem geliebten Berg, dem Monte Mario, demſelben auf dem

einſt dem großen Kaiſer Conſtantin vor ſeinem Siege über das Heer des Maxentius das flammende Kreuz am Himmel erſchien, mit der Inſchrift: In hoc signo vinces! (In dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen.) Aber das Kreuz, das über dem armen Giovanni auf dem Monte Mario aufgegangen war, bedeutete ihm keinen Sieg. Es drückte ihn zu Boden, und nach ſo vielem fehlgeſchlagenen Streben und Hoffen ſtarb er dahin, wie eine Blume, der plötzlich Licht und Luft zum Blühen entzogen worden. Mit ihm gingen alle ſeine Werke verloren, die er für das Wohl der unteren Klaſſen Italiens in ſeinem Sinne getragen oder ſchon auszuführen begonnen. Aber bei ſeiner Beſtattung ſah man alle die kleinen Schwarzköpfe vom Monte Mario herunterſteigen, und gegen das Verbot der Eltern und des Pfarrers ſündigen. Sie kamen, um Blumen auf das Grab ihres Wohlthäters zu ſtreuen, und die Immortellenkränze, welche die künftigen Madonnen und Magdalenen geflochten hatten, mit dankbaren Thränen für ihn aufzuhängen.

Es war eine ſehr ſchöne Idee des Don Giovanni Torlonia geweſen, daß er die italieniſche Nationalreform, für welche er erglüht war, mit einer neuen Erziehung der unteren Volksklaſſen beginnen und be-

gründen zu müſſen glaubte. Denn in Italien ſind es vorzugsweiſe die untern Volksſchichten, die verdorben und verkommen ſind, wodurch leicht die Meinung entſtehen kann, als ob die italieniſche Nationalität an ihrer Wurzel erſtorben ſei. Die Länder, die in ihren höheren und mittleren Ständen verdorben und entartet ſind, wo aber das Volk noch eine unverſehrte Kraft geblieben iſt, haben bei weitem mehr Ausſicht, zu einer lebendigen Wiedererneuerung ihrer politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände zu gelangen. Die bevorzugten Stände helfen gewöhnlich durch ihre Corruption das Verderben zeitigen, das endlich in Rettung umſchlägt, aber wo das Volk eine blöde, alles geiſtigen und ſittlichen Lebens baare Maſſe geworden, iſt bereits die natürliche Grundlage der Nationalität zuſammengeſchwunden, und der Boden liegt zerſtört, auf dem neue Früchte wachſen könnten.

Länder, wie Frankreich und Deutſchland, wo die unteren Volksklaſſen geſund und entwickelungskräftig geblieben ſind, könnten daher in ihrer politiſchen und geſellſchaftlichen Lage noch tiefer ſinken, und würden nicht ſo leicht verloren zu geben ſein. Aber in Italien iſt das niedere Volk tiefer entartet und heruntergekommen, als in irgend einem anderen Lande der Welt,

was als eine Folge der Pfaffenwirthſchaft und der kleinen despotiſchen Regierungen erſcheint. Ehrloſigkeit, Unverſchämtheit, Unwiſſenheit, diaboliſcher Hohn gegen alle Höherſtehenden und Beſitzenden, Aberglauben, Käuflichkeit für Alles und gegen Alles, ſind die eigentlichen Charakterzüge des italieniſchen Volkes. Die höheren Klaſſen haben ſich in ſich ſelbſt beſſer erhalten, und ſie beweiſen wenigſtens im Allgemeinen einen Reſpekt vor Bildung und eine gewiſſe Ehrenhaftigkeit, wodurch ſie ſich eine mit Recht bevorzugte Haltung bewahren, wie ſie auch durch die Liebenswürdigkeit, mit der ſie ſich im Umgang den übrigen Volksklaſſen gleichzuſtellen ſuchen, ſich ſehr klug und geſchickt einen großen Spielraum für ihre Geltung im Lande zu erhalten gewußt haben. Aber damit kann das Werk der Nationalreform nichts gewinnen. Denn die Nationalreform verlangt zu ihrer natürlichen und lebendigen Grundlage ein friſch und unverſehrt gebliebenes Volk, ohne das nichts mehr geſchehen kann. Das italieniſche Volk iſt aber nur noch eine Ruine ſeiner Vergangenheit, und jede Revolution kann deshalb nur noch zweifelhafte und trügeriſche Ausſichten für den Wiederaufbau der ganzen Nationalität darbieten.

Das geiſtliche Regiment hat Unterricht und Erziehung, namentlich der niederen Volksklaſſen, in Italien auf eine entſetzliche Weiſe darnieder liegen laſſen, und es herrſcht darin gerade im Kirchenſtaat, wo die Prieſter das ausſchließliche Privilegium des Unterrichts haben, eine noch ſchlimmere Verwilderung, als in irgend einem anderen Theile Italiens, ſelbſt Neapel nicht ausgenommen. Der milde, gebildete Sinn des Papſtes Pius IX. hat ſich gleichwohl der Wichtigkeit des Volksunterrichts verſchloſſen, und den alten Schlendrian in dieſen Dingen übel genug, und vielleicht noch ſchlimmer als früher wirthſchaften laſſen. Sein Kardinal-Staatsſekretair, der Alles bewirkende Antonelli, ſteht ihm auch hierin als ſein böſer Dämon zur Seite. Antonelli weiß ſehr wohl, daß der Volksunterricht zu einer ſicheren Erhebung der italieniſchen Nationalität führen muß, aber er gehört nicht zu den Leuten, die jetzt auf der anderen Seite wieder gutzumachen wünſchten, was auf der einen Seite in den Jahren 1847 und 1848 bei den Reformbeſtrebungen des Papſtes Pius verſehen oder auf noch unreifer Grundlage aufgeführt worden. Denn dieſe Reformen würden vielleicht in einem dauerhafteren Glück ſich verfeſtigt haben, wenn eine höhere geiſtige und ſittliche Bildung des

Volkes ſchon die Grundlage dafür abgegeben hätte. Aber Antonelli hält den Volksunterricht für den Atheismus und die Revolution ſelbſt, und er ſteht darin nicht höher als der Pater Calandi bei S. Maria del Roſario. Der italieniſche Freund, der uns die Geſchichte von dem edeln Don Giovanni Torlonia erzählte, berichtete uns auch den Refrain dieſer Begebenheit. Er war bald nach dem Tode Giovanni's auf dem Monte Mario ſpazieren gegangen, und hatte einen Winzer gefragt, wer nun die Kinder unterrichte. Der Winzer wollte erſt mit der Sprache nicht recht heraus, und ſagte achſelzuckend, mit einem ſcheuen Blick auf ſeine hinter ihm krabbelnden Kinder: Ach, jetzt unterrichtet ſie Niemand. Der Pfarrer ſagt, er könne ſich jetzt mit dergleichen nicht aufhalten, denn er habe viel wichtigere Dinge zu thun; wenn die Tage wieder länger würden, wolle er daran denken, aber jedenfalls ſolle kein Anderer auf ſeinem Berge Lehrer ſein, als er ſelbſt.

Als Dichter hatte Don Giovanni nicht minder darnach geſtrebt, ſich zum Führer einer neuen italieniſchen Nationalreform zu machen. Die junge Dichterſchule, welche er um ſich her gründete, wurde ein enger Verband gleichgeſtimmter Geiſter, die in einem

harmoniſchen Kreiſe zuſammenſtanden und die Ideale der Dichtkunſt wieder auf das alte Capitol zurückzuführen ſtrebten. Dieſer Dichterverein hatte faſt die Form einer freien und zwangloſen Akademie angenommen, er hielt förmliche Sitzungen ab, in denen ſich die Muſenjünger ihre Poeſien vortrugen und untereinander beurtheilten, und das Vorzüglichſte ihrer Gaben wurde in dem neuen Muſenalmanach, den ſie ſeit dem Jahre 1858 unter dem Titel „Strenna Romana“ herausgegeben, zu einem Kranz geflochten.

Dieſe neue lyriſche Dichterſchule, die ihr Haupt in dem jungen Fürſten Giovanni Torlonia verehrte, beſtand außer ihm vornehmlich aus den Dichtern Paolo Emilio Caſtagnola, Giambattiſta Maccari, Ciampi, Nannarelli, und einem weiblichen Mitgliede, der hochbegabten Tereſa Guoli, einer ſchönen Römerin, die ihre außerordentliche Begabung ſchon faſt in allen Dichtungsarten an den Tag legte. Es iſt die weltſchmerzliche Lyrik Leopardi's, zugeſpitzt in einem freiheitsbegeiſterten nationalen Ton, welche die Grundrichtung dieſer jungen Dichterſchule wurde. Der nationale Weltſchmerz, welchen der Graf Leopardi in ſeinen tiefergreifenden Canzonen und Geſängen ausſtrömte, war über den jammervollen Zuſtänden des

heutigen Italiens mit wunderbaren Klagen emporgestiegen. Der Schmerz um das zerrüttete Vaterland war nicht nur die Muse des hochtönenden Dichters geworden, sondern er sollte auch der ganze Lebensinhalt der Nation werden, und Leopardi sagte, daß Alles, außer dem Schmerz, eitel sei („tutto fuorchè il duolo è vano"). Dies Wort wurde seitdem der Grund des Strebens für alle Dichter und Denker, die Italien helfen und, wie Hamlet von der ganzen Welt sagte, wiedereinrenken wollten. Die Erbschaft Leopardi's, der in Neapel in Kummer und Noth gestorben war, hatte der sinnende Don Giovanni angetreten, und seine poetischen Freunde, die sich um ihn reihten, halfen ihm, den Schmerz als Altar der Freiheit und des Vaterlandes auf dem italienischen Parnaß aufzustellen. In gewissem Betracht gehörte diesem Kreise Torlonia's auch der unglückliche Literat Biacara an, dessen Selbstmord in der Zeit, als wir in Rom waren, ein schmerzliches Mitleid in allen Kreisen verbreitete. Er war ein junger Mann, der sich sowohl mit poetischen als historischen Arbeiten beschäftigte, dem aber die Beschäftigung mit der neueren Geschichte zuletzt das Herz brach. Die Verzweiflung an seinem Vaterlande flößte ihm den bitteren Entschluß ein. Eines Morgens

fand man ihn todt in seinem Zimmer, und vor seinem Bett stand ein halb geleertes Fläschchen mit Blausäure. Wer sich unter Betheiligung seines Herzens der Beschäftigung mit der neueren Geschichte zuwendet, kann nur bei der Blausäure als seinem unvermeidlichen Ziel anlangen. Es gereicht der italienischen Jugend zur Ehre, daß moderne Verzweiflungsscenen dieser Art, die in Paris aus dem Moder aller sittlichen Zustände erblühen, hier auch die patriotische und nationale Pointe in sich tragen können, und nur einen Beweis unglücklicher Vaterlandsliebe liefern. Der arme junge Mann hinterließ eine alte Mutter, für welche nun Giovanni Torlonia mit seinem edlen Herzen die Sorge übernahm.

Das bedeutendste Talent neben Giovanni Torlonia war aber seine Freundin Teresa Guoli, die mit ihm den feurigen Enthusiasmus für die Wiederbelebung der italienischen Nation theilte, aber in der Vielseitigkeit der dichterischen Leistungen ihn fast übertraf. Am meisten unter ihren Gedichten sind in Italien die „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese" und die „Katakomben Roms" berühmt geworden, welche letzteren sie mit einer den Höllenfarben Dante's nacheifernden Phantasie schilderte, in der sich die

Schauder des Todes vereinigten mit der Melancholie wunderbarer Träume, die in den geſpenſtervollen Tiefen der Nacht den Aufgang neuer Sterne ſehen wollten. Auch ſchrieb Tereſa ein lyriſches Drama: „Torquato Taſſo in Sorrent", auf das die Freunde wie auf ein Juwel der jungen Schule ſtolz waren.

Giovanni Torlonia, und neben ihm Caſtagnola und Maccari, waren beſonders groß in der politiſchen Canzone, in der ſtets eine ideale Verherrlichung der Nationalität den Grundton bildete. Es giebt dazu drei Gelegenheiten im Jahre, die dem Talent der Dichter verſtatten, ſich ſelbſt öffentlich vorzutragen und mit ihren Verſen auf einen großen Zuhörerkreis zu wirken. Dies iſt, außer dem alljährlich neu beſungenen Geburtstage der ewigen Roma, der Todestag des Taſſo, und dann die Preisvertheilung in der Akademie der bildenden Künſte. An ſolchen Feſttagen ſtrömen die Poeten Roms, denen ſich auch einige talentvolle Cardinäle anſchließen, von den größten Verbindlichkeiten für Nation und Vaterland in ſchönſter Sonettenform über, und ein großer Theil der Strenna Romana beſtand aus ſolchen Gelegenheitsgedichten. Nicht alle poetiſchen Angebinde für die Stadt Rom, zu denen ihr ſeltſamer Geburtstag veranlaßte, trugen jedoch einen

ſo ſcharfen und lebensgefährlichen Stachel für ihren Dichter in ſich, als das Geburtstagsgedicht des armen Giovanni Torlonia von 1857, das ihn ſeitdem um ſeine ganze Ruhe brachte. —

Giovanni Torlonia war mit Donna Francesca, aus dem fürſtlichen Hauſe der Ruspoli, vermählt, einer glänzend ſchönen Frau, die aber für die poetiſchen Schmerzen Giovanni's kein Verſtändniß gehabt haben ſoll. Ein kleiner Knabe von ſieben Jahren, Clemens, iſt der einzige hinterlaſſene Sohn Don Giovanni's.

Die idealen Richtungen der römiſchen Ariſtokratie, welche der edle Don Giovanni mit einigen Freunden im Bunde geltend zu machen ſtrebte, konnten beim päpſtlichen Gouvernement ſelbſt durchaus keine Aufmunterung finden. Denn die Regierung bewegt ſich in einer ſo großen Charakterloſigkeit und Schlaffheit, und macht ſo ſehr nur mit den ſchlechten Elementen in allen Klaſſen gemeinſchaftliche Sache, daß ſie an ſich ſelbſt den tiefen Verfall aller Zuſtände auf eine beiſpielloſe Weiſe darſtellt. Die Regierung der Statthalterſchaft Chriſti bietet darin kaum einen würdigeren und moraliſcheren Anblick dar, als die vielverſchrieene Tyrannenwirthſchaft in Neapel, welche von den europäiſchen Mächten längſt für reif zu einer gewaltſamen Ein-

mischung angesehen wurde. Wenn man aber die Einsetzung von Reformen mit bewaffneter Hand durchaus für ein Recht halten wollte, das dem König von Neapel angethan werden müsse, so konnte Rom schon seit längerer Zeit mit nicht minderer Dringlichkeit dazu auffordern.

In Rom wird gerade auf den Höhen der Gesellschaft und auf den Spitzen der Behörden am meisten gegaunert, betrogen und ein unwürdiges Spiel getrieben. Der Kardinal-Staatssekretair Antonelli, und mit ihm viele andere Aristokraten und Würdenträger der Kirche, verschmähen kein einziges Geschäft und weisen kein einziges Mittel von der Hand, wodurch Geld und Vortheil erlangt werden könnte. So vermiethen viele nicht nur in ihren Palästen Wohnungen, oder kaufen, wie der Fürst Torlonia, Häuser an, um sie in möblirten Zimmern auszuhökern, sondern sie fangen auch bereits an, Gasthöfe für Fremde anzulegen, wozu sie alte große Paläste der Stadt oft für ein geringes Kaufgeld zu erwerben wissen. Der Kardinal Antonelli, der bald mit dem Banquier Torlonia um den Besitz von Roms Häusern und Straßen streiten wird, hat jetzt auch noch einen der herrlichsten und geräumigsten Paläste des Corso angekauft, nämlich

den Palaſt Lozzano, den er bereits zu einem Fremden-Hôtel im größten Stil einrichten läßt. Es iſt dabei, wie dies in ſolchen Fällen öfter geſchieht, der Name eines anderen Käufers vorgeſchoben, aber Jedermann weiß es in Rom, daß es der allmächtige Antonelli iſt, dem die neuentſtandene glänzende Locanda auf dem Corſo gehört. Vielleicht wird auch noch der ſchöne Palaſt der Prinzeſſin Louiſe Charlotte von Sachſen auf dem Quirinal, welchen Antonelli im vorigen Jahre kaufte, zu Zwecken ähnlicher Art beſtimmt, da es in dieſem Stadttheil an Gaſthäuſern fehlt und es überhaupt faſt gar keine Lokale in Rom giebt, die umfaſſendere Vereinigungspunkte für Fremde darbieten und geſellſchaftliche Berührungen mit den Einheimiſchen möglich machen. Denn da die Gaſtlichkeit gegen Fremde auch in den beſten Häuſern nicht ſonderlich mit der italieniſchen Lebensweiſe zuſammentrifft, ſo wären doch Veranſtaltungen denkbar, die auf eine [illegible]hte Weiſe, und, da in Italien Alles bezahlt werden muß, ſelbſt für einen Eintrittspreis den Fremden in die Mitte der römiſchen Geſellſchaft bringen. Es heißt, daß der Kardinal Antonelli ſich mit einem ſehr glänzenden Plan dieſer Art beſchäftige und zur Ausführung deſſelben den Palaſt auf dem Quirinal be-

ſtimmen wolle. Wie wir heut anderswo hörten, ſoll es unter Anderm ſeine Abſicht ſein, das Liebhaber-Theater, das ſeit einiger Zeit in einem Hauſe auf dem Corſo beſteht und auf welchem vornehme Dilettanten Opern und Komödien mit ſehr vollendeter Kunſtfertigkeit ausführen, in jenem Palaſt aufzunehmen und damit die Eröffnung von Geſellſchaftsſälen zu verbinden, die während der Pauſen und nach dem Schluß der Vorſtellung zu einer Art von Foyer im Pariſer Stil, aber in der auserleſenſten Einrichtung, dienen ſollen. Schon bisher war es dem Fremden, der nur einige Verbindungen hier hatte, ſehr leicht gemacht, als Zuſchauer zu dieſen Vorſtellungen der vornehmen Dilettanten-Geſellſchaft eingelaſſen zu werden, und es war dabei nur die auch auf der Eintrittskarte bemerkte Bedingung auferlegt, in großer Toilette zu erſcheinen. Nach des Kardinal-Staatsſekretairs Plan würden künftig dieſe Einlaßkarten zum Theater und zu den Geſellſchaftsſälen für Fremde erkauft ſein, jedoch auch wieder nur unter gewiſſen perſönlichen Bedingungen, die aber, wie Alles in Italien, durch eine Steigerung des Preiſes ſich leicht überwinden ließen. Es würden aber dafür auch Erfriſchungen in den Sälen herumgereicht werden, und

man würde ſich wie in einer Soirée befinden, in der es, bei der Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit der italieniſchen Ariſtokratie, auch nicht an der Anknüpfung intereſſanter Bekanntſchaften fehlen könnte.

Ueberhaupt wird man es der italieniſchen Ariſtokratie nicht gerade zum Vorwurf machen dürfen, daß ſie induſtrielle Geſchäfte zu machen ſucht. Die Ackerwirthſchaft iſt dem italieniſchen Adel niemals eigen geweſen, und kann am allerwenigſten jetzt die materielle Grundlage ſeiner Exiſtenz bilden. Die feudale Branntweinbrennerei und Schweinezucht liegt hier den Vornehmen nicht im nationalen Geblüt, wie es bei dem deutſchen Adel der Fall iſt; dagegen iſt die Süßigkeit des Nichtsthuns, die hier alle Klaſſen beherrſcht, in der italieniſchen Ariſtokratie am vollendetſten verkörpert, und nur ſelten wird in Italien ein Vornehmer, wie ſehr ihn auch ſeine zerrütteten Finanzverhältniſſe drängen mögen, in den praktiſchen Staatsdienſt [illegible]eten oder ſelbſt die militairiſche Laufbahn wählen. Dagegen will das induſtrielle Element, das der ganzen Nation einwohnt, und deſſen Adern nur noch von den Regierungen und der Geiſtlichkeit gewaltſam unterbunden werden, dem Adel durchaus als keine Verminderung ſeiner Standesvorzüge erſcheinen. Wenn

es einſt Fabriken, ein umfaſſendes Eiſenbahn-Netz und, wozu der nationale Aſſociationstrieb der Italiener von ſelbſt dringlich hinzuweiſen ſcheint, große Actien-Geſellſchaften in Italien giebt, dann wird man gewiß die alten ariſtokratiſchen Namen Italiens überall an der Spitze dieſer Unternehmungen hervortreten ſehen.

Ausnahmsweiſe begegnet man aber auch im Staatshandbuche von Rom Perſönlichkeiten mit hohen Namen und alten ariſtokratiſchen Titeln, die bei der Verwaltung gewiſſer öffentlicher Inſtitute eingetreten ſind. Es erſcheint dies ſogar theilweiſe als ein Uebelſtand des römiſchen Verwaltungsorganismus, daß die päpſtliche Regierung von Zeit zu Zeit an Abkömmlinge altadeliger Familien das Nachfolgerecht, die sopravvivenza, für gewiſſe hervorragende Beamtenſtellen verleiht. Dieſer Nepotismus, durch welchen die Ariſtokratie weſentlich an die römiſche Curie gefeſſelt wird, dauert in Rom noch unverändert fort und hat oft nicht die beſten Folgen für die Wohlfahrt des [illegible]lichen Staats. Auch als politiſche Belohnungen hat der Papſt ſeit dem Jahre 1848 nicht ſelten wichtige Aemter an Ariſtokraten verliehen. Unter dieſen Belohnten hat die Geſchichte des Marcheſe Campana ein beſonderes Intereſſe. Dieſer, einer der reichſten

Nobili von Rom, ſtand mehrere Jahre hindurch an der Spitze des Monte di Pietà, und richtete dies ſchon von Paul III. gegründete römiſche Leihhaus nach einem neuen Plan und mit einer großen Lebens- und Geſchäftskenntniß ein. Der Marcheſe Campana hatte ſich ſelbſt dieſe Stelle vom Papſt erbeten, obwohl ihre Einkünfte ihm gänzlich gleichgültig ſein konnten, und Pius IX., der eine gewiſſe Dankbarkeit gegen den Marcheſe wegen ſeines Verhaltens in der römiſchen Revolution zu erfüllen wünſchte, gewährte ihm gern den Poſten, welchen ſich der Marcheſe muthmaßlich zur Ausführung philanthropiſcher Ideen auserſehen hatte. Denn der Marcheſe Campana war während der Abweſenheit des Papſtes in Gaëta, als die Republik des jungen Italiens ſich in der ewigen Roma zu conſtituiren ſuchte, eine weſentliche Stütze der Ordnungspartei geweſen, und nachdem die Stadt von den Franzoſen eingenommen worden, hatte er ſich zuerſt, in Gemeinſchaft mit dem Fürſten Odeschalchi, der Aufgabe unterzogen, eine neue Gemeinde-Organiſation in Rom hervorzurufen und auf dieſem Grunde zur Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung der Dinge zu wirken.

Der Marcheſe war aber auch ein leidenſchaftlicher

Kunſtenthuſiaſt und Sammler von Alterthümern, und ſein höchſter Ehrgeiz ging dahin, ein Muſeum in Rom zu begründen, das ſeinen Namen tragen und die bedeutendſte Sammlung darbieten ſollte, die je aus den Mitteln eines Privatmannes hervorgegangen. So entſtand das Muſeum Campana in der Via del Babuino, das zu den großartigſten Kunſtgallerien Roms gehört und beſonders durch ſeine Sammlung römiſcher und etruskiſcher Alterthümer, Vaſen und Terracotten hervorragt. Die Zuſammenbringung dieſer außerordentlichen Kunſtſchätze muß ungeheure Geldmittel erfordert haben, wie ſie zum zweiten Mal ſchwerlich von einem Privatmann zuſammengebracht werden dürften, und man war in Rom wohl von vornherein überzeugt, daß zugleich ein finanzielles Geheimniß dieſes wunderbare Muſeum umſchwebe. Denn in Rom, das nur in den Hallen der Peterskirche und im Vatican eine Weltſtadt iſt, in ſeinem inwendigen localen Getriebe aber auch Manches von dem Weſen einer kleinen deutſchen Stadt hat, kannte man die Vermögensverhältniſſe und Einkünfte des Marcheſe auf das Genaueſte, und wußte ſich zu berechnen, was er zu bezahlen habe und was er auszugeben im Stande ſei.

In derſelben Zeit ließ er ſich auch das wunder-

ſchöne pompejaniſche Haus in der Via di S. Giovani in Laterano bauen, an der wir geſtern vorübergingen, als wir vom Lateran kamen. In dem ſchönen Hauſe ſchien Alles ſtill und ausgeſtorben zu ſein. Der Marcheſe wohnte nicht mehr hier und ſeine Familie war verreiſt. Man wußte uns nicht zu ſagen, wohin ſie gereiſt war. Der Marcheſe Campana aber befand ſich ſeit einiger Zeit im Gefängniß, und es war dem Director des Leihhauſes ein unangenehmer Proceß gemacht worden, der jenes finanzielle Geheimniß betraf, von dem die klatſchſüchtigen Römer ſchon längſt das Muſeum Campana hatten umſchwebt ſehen wollen. Es wurde hinzugefügt, daß die Fonds des Leihhauſes und des Muſeums ſich, einer Schmerzensgruppe des Laokoon gleich, ſo vielfach ineinander verwickelt hätten, daß zuletzt nicht mehr herauszukommen geweſen ſei. Die Fonds des römiſchen Leihhauſes müſſen allerdings ſehr bedeutend ſein, was man ſchon aus der bloßen ſtatiſtiſchen Angabe ſchließen kann, daß die täglichen Anleihen auf 2 bis 3000 Scudi ſich belaufen können, was dem Andringen der nothleidenden römiſchen Bevölkerung oft kaum genügen ſoll. Außerdem iſt mit dem Monte di Pietà eine Art Gemälde-Gallerie verbunden, in der aber meiſt nur Bilder ausſtehen, die

zum Verkauf ausgestellt sind und aus deren Erlös die Fonds des Leihhauses ebenfalls bereichert werden.

Die Katastrophe, welche den Marchese Campana ereilte, ist sehr im Dunkeln gehalten worden, und die Rücksichten, die der Papst gegen ihn genommen wissen wollte, haben dabei ohne Zweifel den Ausschlag gegeben. Zuletzt kam aber noch ein neuer Prozeß gegen ihn hinzu, der die trügerische Unterschiebung einer Anzahl copirter Gemälde für die Originale betraf. Auf dem römischen Leihhause werden nämlich häufig Gemälde alter Meister versetzt, die sich in dem Besitz verarmter Familien, besonders aus der Provinz, befinden. Campana ließ insgeheim die ausgezeichnetsten derselben durch geschickte Hände copiren, und brachte dann, wenn die Verfallzeit der Pfänder eingetreten war, die Copieen statt der Originale zur Auction, indem er die letzteren in seinem eigenen Museum aufstellte.

Die Anforderungen, welche an den Marchese gemacht werden, sollen sich auf eine Million römischer Scudi belaufen, und dies bestätigte sich aus dem öffentlichen Ausgebot des Museums Campana, das seitdem in den Zeitungen erschienen ist, und wonach, um des Besitzers Verpflichtungen und Schulden zu tilgen, ein

Käufer für dieſe Sammlung geſucht wird, der gerade eine Million römiſcher Thaler zu erlegen im Stande ſei.

Die römiſche Ariſtokratie, die meiſt in ſo ſtolzen und herrlichen Geſchlechtern blühte, iſt hier ſo wie überall von dem nivellirenden Zeitgeiſt getroffen worden. Einſt, im Mittelalter, war faſt ganz Rom in den Beſitz der Ariſtokratie gegeben, und die Alterthümer der klaſſiſchen Welt waren unter dieſen Adel vertheilt. Den mächtigen Frangipani, deren altrömiſche Abſtammung von dem Geſchlecht der Anicia mit Wahrſcheinlichkeit behauptet wird, gehörte das Coloſſeum, der Triumphbogen des Titus, der Tempel der Venus, die ganze Gegend zwiſchen Palatin, Esquilin und Coelius. Aus den Steinen, die man vom Coloſſeum weggenommen, haben mehrere Ariſtokraten ihre Paläſte erbauen laſſen, die zu den großartigſten und glänzendſten Roms gehören. Das antipäpſtliche Geſchlecht der Colonna, das den Theil Roms vom Corſo bis zur Porta del Popolo ſein Eigenthum nannte, beſaß das Mauſoleum des Auguſt, das heute zu einem der beſuchteſten Theater Roms geworden, und in dem zum Theil Feuerwerke und Volksbeluſtigungen aller Art abgehalten werden. Der Palazzo Colonna liegt noch heut auf dem Quirinal, welchen dies Geſchlecht im

Mittelalter zu einem feſten Platz für ſich eingerichtet hatte, denn dieſe ariſtokratiſchen Familien, die ſich nach den Principien des ganzen Weltalters in Guelfen und Ghibellinen ſchieden, ſtanden ſich in Rom ſtets zu den furchtbarſten Kämpfen gegenüber. Mit den Colonna's kämpften die guelphiſch geſinnten Orſini, ebenfalls den berühmteſten altrömiſchen Geſchlechtern von hohem Adel angehörig, die auf dem Monte Giordano wohnten, und auf dem rechten Ufer der Tiber einen Palaſt bei St. Peter beſaßen, wie ſie auch in Zeiten ihres höchſten Kriegsglanzes die Engelsburg inne hatten. Es war ein großartiges, trotziges, ſelbſtherrliches Gebahren, von dem die ewige Roma zu Zeiten in ihren Grundfeſten erſchüttert wurde, denn dieſe Herren hatten ſich in ihren Wohnungen ſelbſt wie in Feſtungen niedergelaſſen, und ſperrten in ihren Kämpfen gegeneinander ganze Stadttheile durch Barricaden, Pfahlwerke und Gräben ab. Der Adel lehrte dadurch dem italieniſchen Volk den Straßenkampf, in dem es in der Revolution von 1848 und 1849 ſogleich mit einem ſo eigenthümlichen Talent ſich bewegte, wie man dies neuerdings kaum bei irgend einer anderen Bevölkerung geſehen. Heutzutage aber erinnert nichts mehr an dieſen gewaltigen Charakter

der römischen Aristokratie, der einst in so ungeheuren Dimensionen sich in die ganze Stadt hineingezwungen hatte. Die großen, kriegerischen Geschlechter, die sich einst im Schooße der heiligen Stadt so wild bekämpften, haben ihre Waffen längst sinken lassen. Ihre Paläste und Burgen sieht man wohl noch auf denselben Plätzen herrschen, aber das moderne Leben, das darin eingekehrt ist, hat diese Edelleute dem heutigen socialen Gesetz überantwortet, und sie müssen sich in den Bedingungen der Zeit unterzubringen suchen, wie Unsereins.

Rom zählt in diesem Augenblick noch eine große Anzahl der ältesten aristokratischen Familien, unter denen sich einige vierzig Fürstengeschlechter befinden, deren Ursprung bis in die frühesten Feudalzeiten zurückreicht. Mit nicht so vielem Recht, als die Frangipani, leiten sich auch noch andere Familien von alten römischen Patrizier-Geschlechtern her, wie z. B. die Mattineos von den Fabiern, die Santa Croce von Valerius Publicola, aber der Stammbaum scheint hier doch mit einigen künstlichen Märchen sich umrankt zu haben. In neuester Zeit verschmähte jedoch das römische Aristokratenblut keineswegs die Vermischung mit den allermodernsten Stoffen, wodurch mit der Zeit eine ganz andere Temperatur dieses Adels hervorge-

bracht werden muß. Dazu gehört vornehmlich die neuerdings aufgekommene Mode der römiſchen Ariſtokratie, ſich mit blonden und reichen Engländerinnen zu verheirathen, worin der Principe de Ruspoli (ein Geſchlecht, welches das Erbamt der maestri del sagro ospicio bekleidet) vor einiger Zeit vorangegangen iſt. Seitdem haben ſich mehrere andere Principi damit verſehen, und impfen dadurch ihrem welſchen und antiken Stamm nicht immer bloß das Vollblut der Hochtories, ſondern auch die jeden Stammbaum ſcharf anfreſſenden induſtriellen Säfte der Gegenwart ein. —

In dieſen etwas weitführenden Gedanken kehrten wir zur Table d'Hôte in unſere Minerva zurück, und fanden dort heut eine intereſſante Gelegenheit, unſere Studien der italieniſchen Ariſtokratie, denen wir ſeit einiger Zeit obgelegen, auf die bequemſte Weiſe beim Diner ſelbſt fortzuſetzen. Seit einiger Zeit wohnten der Herzog und die Herzogin Scoti aus Mailand im Hôtel, und die Herzogin hatte die liebenswürdige Laune geäußert, auch einmal eine Table d'hôte zu ſehen, wo denn dem Herzog nichts Anderes übrig blieb, als den Herrn Ober-Kellner mit der Belegung von Plätzen bei der heutigen Mittagstafel beauftragen zu laſſen.

Es wäre dies anderswo unmöglich geweſen, aber

bei der oft bemerkten volksthümlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit, die den italieniſchen Adel ſelbſt auf ſeinen höchſten Stufen auszeichnet, konnten wir dieſe Mittheilung für glaubhaft annehmen, und meinten auch bald in unſerer nächſten Nähe die betreffenden Perſonen herauszufinden. Durch einen kleinen Knaben von vier Jahren, der einige Stühle weit von uns ſaß, glaubten wir zuerſt auf die richtige Spur geleitet zu ſein, denn hinter dieſem Kinde ſtand, mit ſorgſam freundlicher Servilität, ein Kammerdiener, der den Knaben beim Eſſen zu bedienen, und ihm vorzulegen hatte. Es geſchah dies aber großentheils auf Anordnung einer ausgezeichnet ſchönen Dame, die dem Kinde gerade gegenüber ſaß, und die durch Wink und Gebärde jedesmal zu beſtimmen ſchien, wovon der kleine Mann eſſen ſolle oder nicht. Neben dem Knaben ſaß ein Prieſter, der ſich ebenfalls um denſelben zu bekümmern hatte, ſich aber, wie es ſchien, bei weitem mehr um den beſſeren Wein bekümmerte, welchen der ihm gegenüberſitzende Herr, der zur Linken der Dame Platz genommen, hatte auftragen laſſen. Zu dieſer eigenthümlichen Gruppe gehörten offenbar noch einige andere Herren und Damen, die im Umkreiſe derſelben ſaßen, meiſtentheils ſtattliche und ele-

gante Gestalten, die es uns schwer machten, den Herzog und die Herzogin Scoti, die wir eigentlich herauserkennen wollten, in dieser Gesellschaft zu unterscheiden.

Die Dame, die mit ihren reizenden Handbewegungen über die Tafel herüber die Kost des kleinen Prinzen bestimmte, und deren still gebietender Wink auch Ursache wurde, daß der Junge, obwohl mit einigem Widerstreben, jetzt abgeführt wurde, schien doch die meiste Anwartschaft darauf zu haben, als Herzogin von uns anerkannt und gehuldigt zu werden. Sie war unläugbar von großer und auserlesener Schönheit, und obwohl sie sich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe befand, so lagen doch in Kopf und Büste die frischesten Reize ausgedrückt, und dunkelglühende Augensterne wetteiferten an Strahlen mit dem großen Diamanten an ihrem Finger. Sie benahm sich so einfach und harmlos, daß ihre Neugierde, das Treiben an der Table d'hôte eines Gasthofes kennen zu lernen, nicht hervorstach, sondern, obwohl eine feine Beobachtung nach allen Seiten hin keinen Augenblick zu ruhen schien, doch stets in dem Maaß der vornehmen lächelnden Ruhe und Unabsichtlichkeit sich zurückhielt. Sie sah durchaus nicht verwundert und überrascht aus,

und doch hätte die Herzogin Scoti, wenn sie eine Reise in den Mond unternommen, dort kaum verwunderlichere Dinge entdecken können, als für sie eine gemischte Wirthstafel dieser Art darbieten mußte. Ebenso schien der neben ihr sitzende Herzog — denn der kleine, kränklich aussehende und seltsam zitternde Herr an ihrer Seite war ohne Zweifel der Herzog Scoti — sein ganzes Leben hindurch sich nur mit französischen Weinreisenden unterhalten zu haben, so angelegentlich und eingehend hatte er sich mit dem auf seiner anderen Seite sitzenden Gast, der seines Zeichens ein Commis-Voyageur war, in ein Gespräch eingelassen. Er entwickelte dabei ein sehr gutes und geläufiges Französisch, und schien nicht minder eine bedeutende Sachkenntniß in allen Dingen, die einen Weinreisenden interessiren können, zu zeigen, denn dieser nickte ihm mehrmals mit der überlegenen Wichtigkeit eines Commis-Voyageur seine Uebereinstimmung zu, und nahm auch mit ernsthafter aber sehr kritischer Gebärde ein Glas Wein an, welches ihm der Herzog aus der vor ihm stehenden, besonders bestellten Flasche einschüttete. Die Herzogin unterhielt sich indessen in der ihr eigenen liebenswürdigen Manier mit dem ihr gegenübersitzenden Geistlichen, der soeben ein Stück

Biscuit recht tief in seinen Wein tauchte und mit einigem Witz begabt zu sein schien, denn die schöne Herzogin ließ bei seinen Bemerkungen ein leises, zauberisches Lachen erklingen.

Jetzt aber war am anderen Ende der Table d'Hôte eine Bewegung entstanden, welche unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke von unserer interessanten Nachbarschaft ableitete. Die erwartete Verstärkung französischer Occupations-Truppen war nämlich heut Morgen über Civita-Vecchia in Rom eingetroffen, und eine Anzahl von höheren Offizieren dieses neuen Regiments — es waren Scharfschützen — hatten bis zur Anweisung ihres Quartiers, wie es schien, das Hôtel della Minerva zum ersten Absteigen gewählt. Man hatte heut den ganzen Tag über in Rom geglaubt, daß bei der Ankunft dieser neuen französischen Soldaten Unruhen ausbrechen würden, und es wäre dies einigermaßen wahrscheinlich gewesen, da der heimliche Grimm der römischen Bevölkerung gegen die französischen Besatzungstruppen in der letzten Zeit stark gewachsen zu sein schien, indem die immerfort steigenden Einquartierungsgelder der Municipalkasse zur Last fielen. Es war aber auf den Straßen und Plätzen Roms Alles so still wie sonst geblieben. Mit einer gespannten Auf-

merkſamkeit wurde jedoch jetzt das Benehmen der neu angekommenen Offiziere an der Table d'Hôte der Minerva beobachtet. Es beſtanden dieſe Herren meiſtentheils aus kleinen, faſt zierlichen, aber doch von einer elaſtiſchen Muskelſtärke und Energie belebten Geſtalten, wie ſie der franzöſiſchen Armee eigen ſind, und in denen eine ungeheuere Ausdauer und Sprungkraft auf die ſcheinbar harmloſeſte Weiſe ſich ankündigt. Bald war auf dieſem Flügel der Table d'Hôte die lebhafteſte und lauteſte Unterhaltung entſtanden, welche die franzöſiſchen Offiziere jedoch nur untereinander und mit ihren Damen, deren einige ihren Männern gefolgt ſchienen, führten. Es wurde aber nur von den mancherlei Zufällen und Abenteuern der bis Civita-Vecchia beſtandenen Seereiſe geſprochen, und vergebens harrte man auf ein anderes Wort, das politiſcher oder militairiſcher Natur geweſen wäre. Aber obwohl man in franzöſiſcher Manier ganz laut, ohne Rückſicht auf jede Umgebung und ſo, als wenn es keinen andern Menſchen in der Welt gebe, ſich unterhielt, ſo wurde doch mit derſelben Sicherheit Alles vermieden, was die heutige Situation der Franzoſen in Rom irgend hätte berühren können.

Der Wirth des Hôtels della Minerva, ein Franzoſe, Herr Sauve, und ein noch ziemlich jun-

ger, schwarzlockiger Mann, hatte sich hinter die Stühle der Franzosen gestellt, und bemühte sich, seinen Landsleuten eine angenehme Unterhaltung zu machen. Es ist bekannt, daß dieser Hôtellier der Jesuitenpartei angehört, obwohl er als Gastwirth keineswegs Jesuit ist, sondern allen Reisenden ohne Unterschied, die vortrefflich bei ihm aufgenommen sind, die ehrlichsten Rechnungen schreibt. Die Jesuiten waren aber seit längerer Zeit Besitzer dieses Hauses, welches sie aus der Hinterlassenschaft der schönen und abenteuerlichen Prinzessin Fonseca an sich gekauft hatten, und aus deren Händen es zu dem gegenwärtigen Eigenthümer überging, der eines der besten Hôtels von Rom darin einrichtete. Jetzt scheint sich aber dieser vielgewandte Wirth, auf dessen Haus so viele merkwürdige historische Erinnerungen ruhen, sehr sichtlich um die Gunst der Franzosen zu bemühen, die, seitdem sie im Jahre 1849 mit ihren Bajonnetten die römische Republik niedergeworfen, als fressender Wurm der Zeit in der ewigen Stadt sitzen geblieben und deren Aufenthalt hier eine fortwährende geheime Krisis bedeutete.

Jene Prinzessin Fonseca, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dies Haus bewohnte, war, obwohl von spanischer Familien-Abstammung, eine leidenschaft-

liche Parteigängerin der französischen Republikaner, und als diese im Jahre 1798 aus dem Kirchenstaat die Römische Republik gemacht hatten, schrieb die seltsame Prinzessin, deren Reize ebenso sehr wie ihr Geist gerühmt werden, ein politisches Journal, um republikanische Grundsätze darin zu verbreiten und die Römer wieder zu Republikanern zu erziehen, wie sie es in antiker Zeit gewesen. Das Journal der Prinzessin Fonseca, welches hier in ihrem Palast erschien, führte den Titel: La Minerva, vielleicht von der Kirche S. Maria sopra Minerva, welche hier dem Hause in unmittelbarer Nähe gegenüberliegt, und die auf dem Grund eines von Pompejus erbauten Minervatempels errichtet worden. Diese Kirche war der republikanischen Prinzessin eine Lieblingsstätte ihrer Andacht gewesen, und die darin aufgestellte gewaltige Statue Christi von Michel Angelo, welcher eine lasterhafte Decenz damals noch nicht das broncene Gewand um die naturvollen Hüften gezwungen hatte, sah die Prinzessin oft vor sich zu den Füßen des Herrn niedergeworfen, indem ihn die Schwärmerin angefleht haben soll, die Erlösung der Welt durch die Wiederherstellung der antiken Republik zu vollenden. Aber wie unbekannt uns auch sonst ihre genaueren Lebenszüge geblieben,

ſo kennt man doch das tragiſche Geſchick ihres Todes, der ihr Haupt auf dem Blutgerüſt in Neapel fallen ließ. Eng verbunden mit den franzöſiſchen Republikanern, deren Agentin und Feuerſeele die Prinzeſſin Fonſeca war, folgte ſie den Heeren der Franzoſen nach Neapel, und den große Admiral Nelſon, der ſich damals zum Helfershelfer der mörderiſchen Reactionspolitik des neapolitaniſchen Hofes erniedrigte, ließ die junge Heldin der Freiheit auf das Schaffot führen.

Dieſe Erinnerungen befielen uns jetzt in dem prächtigen Marmorſaal des ehemaligen Palaſtes, der im Wandel der Zeiten zum Speiſeſaal eines Gaſthauſes geworden war. Und dieſer Saal ſelbſt konnte uns tief in die geſchichtlichen Reminiscenzen der letzten Jahre führen, denn hier war in den Jahren 1848 und 1849 das Hauptrendezvous der römiſchen Republikaner geweſen, hier wurden die zündendſten Freiheitsmanifeſte und Aufrufe an das römiſche Volk redigirt, hier aßen Mazzini, Garibaldi und ſeine romantiſche Frau, Calandrelli, und andere berühmte Groß-Capitaine der Revolution. Von dem, über dieſem Saale gelegenen Balcon der erſten Etage herab, wo in dieſem Augenblick der Herzog Scoti mit ſeiner ſchönen Gemahlin wohnt, tönten die donnerndſten Reden von Frei-

heit und Gleichheit, und die flammendsten Verwünschungen gegen die vor den Mauern Roms stehenden Franzosen, was heut Alles verhallt ist. Auf dem Platze vor der Locanda della Minerva starb einst der wunderbare Philosoph Giordano Bruno den Flammentod. Dieser große Denker und metaphysische Dichter, dessen gewaltiger Geist die Fesseln der römischen Dogmatik zerbrochen hatte, bestieg an dieser Stelle, an der seitdem beständig die Gegensätze und Wendungen der Zeitalter miteinander gekämpft haben, zur Strafe für seine anbetungswürdigen Ketzereien den Holzstoß. —

Wir wandten unsere Aufmerksamkeit wieder zurück zu der uns umgebenden Table d'Hôte, wo man inzwischen bis zu den Erdbeeren vorgerückt war, die es im Oktober in Rom noch in duftiger und farbenfrischer Fülle gab, und der Herzog und die Herzogin Scoti schienen sich bereits das Zeichen zum Aufbruch gegeben zu haben. Es dünkte ihnen doch Zeit, das immerhin bedenkliche Bivouac einer Table d'Hôte, in das sie sich aus der Wißbegierde, die einen Reisenden ziert, gestürzt hatten, wieder mit ihren sicheren und exclusiven Appartements in der Bel-Etage der Minerva zu vertauschen. Zuerst war die Herzogin mit einer graciösen Bewegung aufgestanden, und wenn wir zu

Anfang darüber geſtritten hatten, ob ſie in der That die Herzogin oder vielleicht nur die Kammerdame derſelben ſei, was uns bei der heiteren Natürlichkeit ihres Benehmens zuerſt ſehr wahrſcheinlich vorgekommen war, ſo konnten wir jetzt nicht mehr an ihrer eingebornen Herrlichkeit als Ducheſſa zweifeln. Nachdem ſie ſich von ihrem Platz erhoben, ſchwebte ſie alsbald mit einer gewiſſen vornehmen Feierlichkeit am Arme ihres Gemahls durch den Saal dahin, und ſie glaubte nun doch mit einer unnahbaren Hoheit aus dieſer Sphäre wieder ſcheiden zu müſſen. Schwerer wurde es dem Herzog Scoti, ſich bei ſeinem Abgange in dieſer überlegenen Haltung zu verabſchieden, denn die Epilepſie, an welcher er offenbar litt, begann jetzt plötzlich in den heftigſten Zuckungen und Grimaſſen auf ſeinem Geſicht auszubrechen, und das ſtarke Schielen ſeiner Augen, das uns ſchon anfänglich betroffen gemacht hatte, brachte nun einen faſt erſchreckenden Anblick hervor. Gleichzeitig mit dieſen Herrſchaften war auch der bisher zu unſerer Seite geſeſſene Prieſter aufgebrochen, der bisher wie jeder andere Menſch geſpeiſt und getrunken hatte, jetzt aber, nachdem er aufgeſtanden war, ſich feierlich bekreuzte und dann mit pathetiſchen Schritten dem Herzog und der Herzogin, welche

eben die Thür erreicht, nacheilte. In demſelben Augenblick waren auf einer anderen Seite der Tafel noch einige Herren und Damen aufgeſtanden, welche offenbar zu dem kleinen Hof gehörten, und nun mit einem gewiſſen Eifer durch dieſelbe Thür nachfolgten. Einen Augenblick entſtand wieder eine aufmerkſame Stille bei der ganzen Tiſchgeſellſchaft, und nur die unmittelbar darauf einfallenden ſchwatzenden und ſcharf artikulirten Stimmen der franzöſiſchen Offiziere, und die pikant modulirenden Redewendungen ihrer Damen deckten die Lücke wieder zu, welche durch die eigenthümliche Erſcheinung des herzoglichen Paares entſtanden war.

Am anderen Tage trafen wir den Herzog Scotti und ſeine Gemahlin, indem ſie beide zu Fuße eine der kleinen ſchmutzigen Straßen unweit des Pantheons durchſchritten, und mit einer durchaus bürgerlichen Gelaſſenheit und Unbefangenheit ſich zwiſchen allen Hinderniſſen des volkreichen Weges hindurchbewegten. Ebenſo harmlos traten ſie in einige Läden zu verſchiedenen Ankäufen ein, und zuletzt fanden wir ſie in dem Buchladen von Gallerini auf dem Monte Citorio wieder, wo ſich der Herzog den Almanaco Romano kaufte, und ich mir die wunderliche Schrift Roma

e Londra, von dem ſardiniſchen Prieſter Giacomo Margotti, die ich am Fenſter ausſtehen geſehn, erhandelte. Ich erfuhr hier, daß der Herzog Scoti in Rom eine oft und gern geſehene Figur war, und daß er einigen hieſigen Aerzten ſeine epileptiſchen Leiden anvertraut hatte. Es wurde von dieſem Buchhändler der humane Bürgerſinn, der den Duca wie die Ducheſſa auszeichne, ſehr rühmend hervorgehoben. Unter den hohen Ariſtokraten Italiens nennt man überhaupt jetzt mehrere, welche ſich auch in ihrer Lebensweiſe dem Volke zuzuneigen anfangen, und den Thron-Baldachin mit dem geſtickten Wappen, der als Zeichen ihrer früheren ſouverainen Herrlichkeit noch in dem Vorzimmer ihrer Paläſte ſtehen geblieben, gern mit einem allgemeinen italieniſchen Bürgerrecht, das ihnen ihre Stelle in der Mitte und in der Einheit der Nation giebt, vertauſchen würden.

Ein Bruder des Herzogs von Scoti war Biſchof geweſen und iſt vor Kurzem geſtorben. Wie wir hörten, war der Herzog Scoti diesmal beſonders in der Abſicht nach Rom gekommen, um die bedeutende Hinterlaſſenſchaft ſeines Bruders in Empfang zu nehmen.

Die vornehme römiſche Geſellſchaft nimmt ſehr leicht und gefügig fremde Elemente in ſich auf, die

ein vollgültiges Bürgerrecht in ihr erlangen. Es geſchieht das vornehmlich, wenn dieſelben unter beſonderer Protektion der hohen Geiſtlichkeit ſich eingeführt haben, und ein bedeutendes Vermögen im Hintergrunde ſpielt, was mit der geiſtlichen Empfehlung ziemlich gleichbedeutend iſt. Faſt in allen Cirkeln giebt es einige vornehme alte Engländerinnen, die ſich für ihre Vermächtniſſe, welche ſie der Kirche beſtimmt, eine glänzende und mächtige Stellung in der römiſchen Geſellſchaft erworben haben, und die Ehre genießen, die Prälaten des römiſchen Hofes als ihre Hausfreunde bei ſich zu empfangen. Eine der intereſſanteſten und berühmteſten Figuren dieſer Art iſt unſere deutſche Landsmännin, die Baronin Kimsky, die faſt ſeit vierzig Jahren in Rom lebt und in den höchſten geiſtlichen Kreiſen einen unbegränzten Einfluß behauptet. Die Entführungsgeſchichte ihrer Pflegetochter, welche ſich von einem Offizier der päpſtlichen Nobelgarde, Grafen Moroni, zu einem Abenteuer verleiten ließ, hatte eben die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe Frau gelenkt, die in der letzten Zeit nur noch wegen ihrer dem Heiligengeruch verwandten Frömmigkeit und wegen ihrer unermeßlichen Wohlthaten, die ſie den Armen erweiſt, erwähnt zu werden pflegte,

und dadurch über ihre merkwürdige Vergangenheit den Schleier eines geistlichen Stilllebens gebreitet hatte. Jetzt ist die Frage wieder auf ihr bedeutendes Vermögen gekommen, das seinen Ursprung ohne Zweifel aus Deutschland und aus dem politisch-romantischen Verhältniß der Frau von Kinsky, ehemaligen Friederike Hähnel, zu dem preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg gezogen hat, und die Väter Jesuiten haben von Neuem Hoffnung geschöpft, die einstige reiche Hinterlassenschaft, von der ihnen bisher nur einzelne, wenn auch ansehnliche Gaben zugewandt worden, doch noch ganz in ihre Hände zu bekommen.

Friederike Hähnel hatte dies Vermögen, das ihr nicht bloß aus den Liebesgeschenken des Fürsten Hardenberg zugeflossen sein mag, ihrer Pflegetochter Giovanna, einem früheren Bauermädchen aus dem Albaner-Gebirge, in ihrem Testament vermacht. Friederike Hähnel, die einstige Uhrmacherstochter aus dem mecklenburgischen Städtchen Neu-Brandenburg, ging, nachdem sie ihre Sünden bereut, und von dem Schauplatz ihrer Thaten hinweg gen Rom gewallfahrtet war, dort fast alle Tage nach St. Peter zur Verrichtung ihrer Gebete und zur Ablegung ihrer geheimsten Bekenntnisse. Dort suchte die leidenschaftliche, üppige

Mecklenburgerin in heißem Flehen zur Madonna, zu der sie sich bekehrt hatte, die wirren Bilder ihres vergangenen Lebens in einem steten frommen Opferdienst für die Kirche auflodern zu lassen. Einst die Somnambüle des Wiener Congresses, dann aus dieser frivol-mysteriösen Rolle durch den hohen klugen Geist Hardenbergs erlöst, der Gefallen an ihr fand und sie zu seiner täglichen Gesellschafterin machte, hatte sie eine Laufbahn durchmessen, auf der sie die geheimsten Triebfedern der wichtigsten Ereignisse in ihre Gewalt bekommen mußte, und ihr Wissen von vielen Dingen war sicherlich so groß, daß es für sich allein schon für eine Sünde gehalten werden konnte.*) Sie war nicht schön gewesen, Friederike Hähnel, aber die dämonische Häßlichkeit, die in den wunderbarsten Farben an ihr strahlte und die sich heut in dem Heiligenschein eines frommen und abgeklärten Lebens aufgelöst hat, war zu einer Magie aller Reize an ihr geworden. Es war gewiß viel abzubüßen, und dazu hatte St. Peter Raum und Altäre genug. Aber als sie eines Tages

*) „Napoleon in Deutschland" von L. Mühlbach nimmt die Gestalt der Friederike Hähnel, nachherigen Baronin Kimsky, in ihren merkwürdigsten Lebensschicksalen, und aus genauerem und eigenthümlichem Wissen, auf.

dieſen frommen Werken am inbrünſtigſten oblag, ſtörte eine Erinnerung, die ſie nicht los werden konnte, unaufhörlich Friederikens Andacht. Auf dem Wege zum St. Peter war ihr heut eine arme Bauerfrau aus Albano begegnet, die ein kleines Kind an ihrer Bruſt trug und auf daſſelbe mit heftigem Ungeſtüm, wie es die italieniſchen Bettler gegen Fremde an ihrer Gewohnheit haben, ein Almoſen forderte. Das Kind war dicht in bunte Lumpen gehüllt, aber ſeine glänzende Schönheit leuchtete aus dieſen Lumpen wunderbar hervor, und traf das Herz der Friederike Hähnel wider ihr eigenes Wiſſen. Die geſteigerten Unverſchämtheiten der Alten machten ſie aber wieder abwendig von ihren Helfer-Gedanken. Jetzt, vor dem Altar St. Petri, konnte ſie keine Ruhe mehr vor den Gedanken an das arme ſchöne Kind finden. In ſtürmiſcher Eile begab ſie ſich wieder hinaus auf die Straße, fand den Platz der Bettlerin unter dem Paſſionsengel an der Brücke S. Angelo wieder auf, und gewann ihr um jeden Preis das kleine Mädchen ab, das jetzt ihr Kind wurde.

Dies iſt Giovanna, die ſo blühend an Schönheit und Anmuth heranwuchs, wie alle albaneſiſchen Mädchen, und die ſich Frau von Kimsky mit allen Lieb-

reizen einer feinen geiſtigen Bildung ſchmückte. Die Bade-Saiſon in Livorno, wo die Baroneſſe im Sommer 1858 die Seebäder gebrauchte, wurde für Giovanna verhängnißvoll. Man hat dieſen Umſtand aus den Zeitungen erfahren. Der Graf Moroni, der ihr aus Rom nachgereiſt war, wußte ſie zu einer heimlichen Flucht mit ihm zu bereden, und die beiden Liebenden begaben ſich in einer Verkleidung nach Rom zurück, wo ſie bei ihrer Ankunft ſogleich von einigen Polizei-Agenten in Empfang genommen wurden. Denn Frau von Kimsky, die dem Geheimniß dieſer Flucht auf die Spur gekommen war, hatte die Telegraphen-Dräthe, die jetzt ganz Italien durchziehen, in Bewegung ſetzen laſſen, und vermittelſt derſelben ſogleich die römiſche Polizei aufgerufen. Giovanna und der Offizier der päpſtlichen Nobelgarde wurden zur Buße in zwei Klöſter geführt, bald darauf aber, nachdem ſie ihrer Haft wieder entlaſſen, durch einen von der Behörde angeordneten Trauungsakt ehelich mit einander verbunden. Denn die Sittenſtrenge in dem heutigen Rom, wenn ſie auch nur ein heuchleriſcher Anſchein iſt, wird doch mit einer um ſo größeren polizeilichen Energie nach allen Seiten hin aufrecht erhalten. Aber die Gräfin Moroni wurde von ihrer Pflegemutter, die

ſich nicht mehr mit ihr verſöhnen wollte, aus dem Teſtament geſtrichen, und einige intereſſante Jeſuiten verkehrten ſeitdem wieder häufiger in dem ſtillen, von Gebeten durchflüſterten Hauſe der Frau von Kimsky. Die Summe, um die es ſich dabei handelt, iſt groß, und verlohnt wohl der Mühe, darum Tag und Nacht an der Seite der frommen Greiſin zu beten und ihre Extaſen und Erleuchtungen mit ſorgſam väterlicher Hand zu leiten. In Rom wird erzählt, daß dies Vermögen auch durch die bedeutende Abſtandsſumme entſtanden und vergrößert worden, welche Frau von Kimsky einſt für die Zurückhaltung und Auslieferung ihrer Memoiren von der preußiſchen Regierung empfing. Ich glaube, daß man in Berlin von dieſem Handel nichts weiß, aber die Memoiren der Frau von Kimsky wurden ebenſo gut geſchrieben, wie die des Fürſten Hardenberg, und werden ſich vielleicht einmal auf die lehrreichſte Weiſe ergänzen, wenn die Zeit ihrer Veröffentlichung erſchienen ſein wird.*)

*) Die perſönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's befinden ſich noch verſiegelt in dem Staatsarchiv zu Berlin, wie ſie der König Friedrich Wilhelm III. dort niederlegen ließ. Das Verbot, dies Manuſcript zu öffnen, ſollte ſich jedoch nur bis zum Jahre 1850 erſtrecken. Dies Verbot ſcheint aber auf unbeſtimmte Zeit verlängert worden zu ſein.

Frau von Kimsky ſteht mit der römiſch-katholiſchen Propaganda, die in den letzten Jahren auch in das nördliche Deutſchland ſich vorgeſchoben, in der allergenaueſten Verbindung, und hat an den Triebfedern derſelben perſönlich mitgearbeitet. Ihrem Einfluß bei dem jetzigen General der Jeſuiten, dem Belgier Beckx, mit dem ſie auf dem vertrauteſten und freundſchaftlichſten Fuße lebt, will man es zuſchreiben, daß Deutſchland überhaupt mit beſonderem Eifer zum Ziel der römiſchen Bekehrungsverſuche auserſehen wurde. Frau von Kimsky, die ſchneidend kluge, erfahrungsvolle Frau, die auf dem Wiener Congreß die Freiheit der Völker zum goldenen Kalb machen half, das man unter ſchwelgeriſchen Tänzen ſtatt der Göttin aufrichtete, glaubte den Deutſchen einen Erſatz für alle ihre verlorenen Hoffnungen nur noch in dem alleinſeligmachenden Katholizismus bieten zu können. Sie unterhält mit allen Theilen von Deutſchland eine eifrige Correſpondenz, welche nur auf die Förderung dieſer Zwecke gerichtet iſt. Doch ſind in ihrem Vaterlande Mecklenburg ſelbſt alle Verſuche, dem Katholizismus eine Stätte zu gewinnen, an dem luſtigen und verſtandesnüchternen Materialismus dieſes Landes, der unter kein anderes Geſetz zu bringen iſt, geſcheitert. Dafür iſt neuer-

dings die katholiſche Niederlaſſung in Deſſau, die eine Lieblings-Unternehmung des Jeſuiten-Generals Beck iſt, und bei der Frau von Kimsky thätig mitgewirkt haben ſoll, ein bedeutender Schwerpunct der katholiſchen Agitationen in Deutſchland und Preußen geworden. Die neue katholiſche Kirche in Deſſau iſt als das Wahrzeichen dieſer neuen Beſtrebungen, die künftig noch ſtark genug in's Gewicht fallen werden, mit hinlänglicher Bedeutſamkeit aufgepflanzt worden. Wenn Beck, der Nachfolger Roothaans, von dieſem Punct aus die deutſche Propaganda weſentlich arbeiten läßt, ſo iſt dies theils ſchon eine alte Idee von ihm, die er bei ſeinem eigenen Aufenthalt als apoſtoliſcher Vicar in den anhaltiniſchen Ländern faßte, theils iſt es das Werk ſeiner Freundin und Rathgeberin, der Frau von Kimsky, welche mit ſcharfen und überall unterrichteten Blicken die confeſſionellen Zuſtände Deutſchlands verfolgt hat, und alle Wege vorzeichnet, die zum Ziele führen können. Der gegenwärtige päpſtliche Nuntius in Deſſau, Chigi, iſt ein genauer und ſehr ergebener Freund der Kimsky, der ſich zum feurigſten Werkzeug ihrer Offenbarungen und Inſtructionen gemacht hat. Wenn der Wiederausbruch der italieniſchen Revolution nicht von neuem den Jeſuitismus in ſeine Schlupf-

winkel und Höhlen zurückwirft, ſo wird ſein Einfluß diesmal ausgreifender und mächtiger als je ſich aufſtellen. Sein Auftreten ſcheint jetzt um ſo gefährlicher, da er mit ſeiner alten dramatiſchen Gewandtheit und Energie zugleich eine Barbarei verbindet, die ihm früher nicht eigen war, und die ihn mehr denn je als offenen Feind und Zerſtörer der Wiſſenſchaft hervortreten läßt. Sonſt entlieh er noch, um die Wiſſenſchaft zu bekämpfen, von derſelben ihre eigenen glänzendſten Waffen, mit denen er ſie niederzumetzeln ſuchte. Aber jetzt, beſonders ſeit dem Einfluß, welchen der von der Zeit gebeugte Pius IX. den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu wieder verſtattet, verhängen ſie die Acht über Alles, was dem Gedanken noch irgend ein Recht, wenn auch nur ein poetiſch gebrochenes, in dem Syſtem der Kirche übrig laſſen wollte. Die Verdammung der Philoſophie Anton Günther's, der die Vermählung der denkenden Vernunft mit dem römiſchen Kirchenglauben doch immer nur auf dem heiligen Boden der Tradition vollbringen wollte, iſt eine charakteriſtiſche Thatſache für dieſen Ideen-Banquerott, welchen die heutige römiſche Curie unter Pius IX. mehr als je erlitten hat. Und Anton Günther, einer der liebenswürdigſten und tiefſinnigſten Weiſen, mit dem

dings die katholiſche Niederlaſſung in Deſſau, die eine Lieblings-Unternehmung des Jeſuiten-Generals Beckx iſt, und bei der Frau von Kimsky thätig mitgewirkt haben ſoll, ein bedeutender Schwerpunct der katholiſchen Agitationen in Deutſchland und Preußen geworden. Die neue katholiſche Kirche in Deſſau iſt als das Wahrzeichen dieſer neuen Beſtrebungen, die künftig noch ſtark genug in's Gewicht fallen werden, mit hinlänglicher Bedeutſamkeit aufgepflanzt worden. Wenn Beckx, der Nachfolger Roothaans, von dieſem Punct aus die deutſche Propaganda weſentlich arbeiten läßt, ſo iſt dies theils ſchon eine alte Idee von ihm, die er bei ſeinem eigenen Aufenthalt als apoſtoliſcher Vicar in den anhaltiniſchen Ländern faßte, theils iſt es das Werk ſeiner Freundin und Rathgeberin, der Frau von Kimsky, welche mit ſcharfen und überall unterrichteten Blicken die confeſſionnellen Zuſtände Deutſchlands verfolgt hat, und alle Wege vorzeichnet, die zum Ziele führen können. Der gegenwärtige päpſtliche Nuntius in Deſſau, Chigi, iſt ein genauer und ſehr ergebener Freund der Kimsky, der ſich zum feurigſten Werkzeug ihrer Offenbarungen und Inſtructionen gemacht hat. Wenn der Wiederausbruch der italieniſchen Revolution nicht von neuem den Jeſuitismus in ſeine Schlupf-

winkel und Höhlen zurückwirft, ſo wird ſein Einfluß diesmal ausgreifender und mächtiger als je ſich aufſtellen. Sein Auftreten ſcheint jetzt um ſo gefährlicher, da er mit ſeiner alten dramatiſchen Gewandtheit und Energie zugleich eine Barbarei verbindet, die ihm früher nicht eigen war, und die ihn mehr denn je als offenen Feind und Zerſtörer der Wiſſenſchaft hervortreten läßt. Sonſt entlieh er noch, um die Wiſſenſchaft zu bekämpfen, von derſelben ihre eigenen glänzendſten Waffen, mit denen er ſie niederzumetzeln ſuchte. Aber jetzt, beſonders ſeit dem Einfluß, welchen der von der Zeit gebeugte Pius IX. den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu wieder verſtattet, verhängen ſie die Acht über Alles, was dem Gedanken noch irgend ein Recht, wenn auch nur ein poetiſch gebrochenes, in dem Syſtem der Kirche übrig laſſen wollte. Die Verdammung der Philoſophie Anton Günther's, der die Vermählung der denkenden Vernunft mit dem römiſchen Kirchenglauben doch immer nur auf dem heiligen Boden der Tradition vollbringen wollte, iſt eine charakteriſtiſche Thatſache für dieſen Ideen-Banquerott, welchen die heutige römiſche Curie unter Pius IX. mehr als je erlitten hat. Und Anton Günther, einer der liebenswürdigſten und tiefſinnigſten Weiſen, mit dem

ich einſt in Baden bei Wien in dem romantiſchen Helenenthal, unter ſeinen unvergeßlichen Ausſprüchen über die Zielpunkte der heutigen Geſellſchaft, den merkwürdigſten Ausflug machte, wollte mit aller Philoſophie doch keineswegs die Autorität des Papſtes umſtoßen. Er hatte zwar das Gelüſte, dem Papſte in das Paradies ſeiner Unfehlbarkeit die Schlange der Erkenntniß hineinzuſetzen, aber er wollte auch dies gewiſſermaßen nur unter dem Segen des Statthalters Chriſti thun. Es war nun allerdings kein Wunder, daß Pius IX., obwohl er im Jahre 1848 die Revolution eingeſegnet, ſich doch weigerte, ſeinen Segen auch über die Muhme Schlange zu ſprechen, die ſich als Philoſophie um ſeine Füße ſchlängeln wollte. Jetzt wird aber wahrſcheinlich auch die Philoſophie Franz Baaders an die Reihe kommen, des Münchener Neukatholiken, der es ſchon vor einigen Jahrzehnten unternahm, die römiſchen Dogmen auf Gedanken und Begriffe zu ſtützen, der aber neuerdings den Jeſuiten erſt recht als Pfahl im Fleiſche empfindlich geworden zu ſein ſcheint. Denn auf ihren Antrieb iſt jetzt eine Kommiſſion niedergeſetzt worden, um das Syſtem von neuem zu prüfen, und für die Verdammung deſſelben, mit der Pius IX. dann nicht zögern wird, die Motive zu bearbeiten.

Unter allen Denen, welche das Jahr 1848 geiſtig oder leiblich zu Grunde richtete, und dazu gehören faſt Alle, die eine hervorragende oder leitende Rolle darin geſpielt, wird der Papſt Pius IX., der als der eigentliche Vater von 1848 angeſehen werden kann, immer den größten Sturz bezeichnen, den ein Individuum an ſich ſelbſt erleben kann. Dazu rechnen wir auch, daß Er, der einſt ſo geiſtesfreie Mann, jetzt dem erneuerten Vernichtungskampfe der Jeſuiten gegen den Proteſtantismus nicht nur vollſtändig ſeine Autorität geliehen, ſondern in dieſem Kampfe auch die thätigſte und eifrigſte Wirkſamkeit übernommen hat. Seit einiger Zeit erſcheint er auch perſönlich bei jenen ziemlich ſcandalöſen Disputationen und Redeübungen, die in der Kirche S. Apollinare von Zeit zu Zeit gegen den Proteſtantismus ſtattfinden. In dieſer Kirche, die auf der Stelle eines alten Apollotempels ſteht, werden bei dieſer Gelegenheit förmliche Theaterſcenen aufgeführt, die mit aller dramatiſchen Action und unter einer über alle Maßen enthuſiaſtiſchen Betheiligung des Publikums vor ſich gehen. Die Disputanten thürmen dann mit allem Aufwand ihrer Beredſamkeit Pläne und Entwürfe auf, wie man von Rom aus den Proteſtantismus unfehlbar und für

immer zerstören könne, und die Kirche hallt von den Bravo's und dem Händegeklatsch wieder, das von allen Ecken und Enden mit fanatischem Jubel gespendet wird. Der Papst, der sonst bei Gelegenheiten dieser Art niemals persönlich zu erscheinen pflegte, feuert jetzt durch seine Anwesenheit die Redner an, ihre höchste Kraft gegen den Erbfeind der römischen Kirche loszulassen, und wenn Pius IX. auch nicht eigenhändigen Beifall klatscht, so stellt er sich doch durch alle seine Mienen an die Spitze der ganzen Agitation.

Pius IX. hat gerade in der letzten Zeit seinen fast leidenschaftlich gewordenen Eifer für die Bekehrung des Protestantismus bei einer sehr eclatanten Veranlassung an den Tag gelegt. Es geschah dies beim Eintritt der Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen in einen Nonnenorden zu Rom, ein Ereigniß, welches das größte Aufsehn erregte.*) Diese Fürstin, eine geborne Prinzessin von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, die Wittwe des Fürsten Karl, nahm nach kurzem Noviziat im Kloster St. Ambrogio den Schleier und bekräftigte dadurch den stark katholischen

*) Im Herbst 1858.

Geiſt ihrer Familie auf das Feierlichſte und Glänzendſte. Die fürſtliche Nonne, die ſchon nach äußerſt kurzem Noviziat zu den Weihen zugelaſſen worden, empfing bei dieſer Gelegenheit von dem Papſt Pius die höchſten Auszeichnungen, die er ihr nur ſpenden konnte. Er begab ſich ſelbſt, begleitet von dem ehemaligen Erzbiſchof von München, Kardinal Reiſach, der auf den Entſchluß der Fürſtin am meiſten eingewirkt hatte, in das Nonnenkloſter St. Ambrogio, welches er früher nie geſehen hatte. Hier machte er ihr ein koſtbares Reliquiarium mit Roſenkranz zum Geſchenk, und dann hielt er eine längere Anrede an die neue Nonne, in der eine ſeltſame Hindeutung auf die Königliche Familie in Berlin und auf die gegenwärtigen Verhältniſſe Preußens mit eingefloſſen ſein ſoll. Der Papſt ſoll darin die Hoffnung an den Tag gelegt haben, daß die römiſch-katholiſche Kirche bald auch in Preußen ihre Triumphe feiern werde, und wenn man ihn hörte, konnte es ſich ſo ausnehmen, als wenn in nicht mehr langer Zeit an hoher Stelle in der preußiſchen Königsfamilie ſelbſt ein wichtiger Uebertritt zum Katholizismus erfolgen könne. Es ſoll dabei beſonders die Hoffnung hervorgehoben worden ſein, welche die Katholiken auf den Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen

in Berlin zu setzen hätten, der in Wort und That ein ächter Katholik sei und in seiner Stellung als preußischer Minister-Präsident gewiß auch für die Sache der katholischen Kirche wirken werde. Der Papst schöpfte aus dieser dem katholischen Geiste der Familie Hohenzollern dargebrachten Anerkennung eine neue Wendung, um der Schwester Caterina Glück zu ihrem jetzt betretenen Heilswege zu wünschen, und ihren Eintritt in das römische Kloster zu einem für die ganze katholische Christenheit bedeutungsvollen Ereigniß zu stempeln.

Wie viel auch an dieser immerhin merkwürdigen Rede des Papstes durch das Gerücht übertrieben worden sein mag, so deutete der heilige Vater doch bei dieser Gelegenheit unzweifelhaft einen Gedanken-Nexus an, der im Vatican jetzt auf eine sehr lebhafte Weise aufgenommen worden ist und die hohe römische Curie ernstlich beschäftigt. Dies schien die Neujahrs-Rundschau in der Civiltà cattolica zu beweisen, worin die Bedeutung der fürstlichen Familie Hohenzollern für die Ausbreitung der katholischen Kirche, welche Papst Pius im Nonnenkloster von St. Ambrogio so auffällig gefeiert, zu einer umfassenden Betrachtung aufgenommen und in Bezug auf die heutigen Verhält-

niſſe Preußens merkwürdig genug herangezogen wor-
den iſt. Man weiß, daß in dieſer Zeitſchrift, von der
am erſten und dritten Samſtag jeden Monats ein
ziemlich ſtarkes Heft erſcheint, nur ganz genau und
ausſchließlich diejenigen Anſichten wiedergegeben wer-
den, die bei dem Papſt und ſeinen vertrauteſten Um-
gebungen ihren Ausgangspunkt genommen haben, oder
aufgetragene Verarbeitungen ſeiner eigenen Ideen ſind.

Der erwähnte Leitartikel der Civiltà cattolica be-
ſchäftigt ſich auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe mit
den Verhältniſſen der Katholiſchen in der heutigen Re-
gierungsperiode Preußens, die durch den Prinz-Re-
genten und ſein neues liberales Miniſterium be-
ſtimmt worden. Es werden über den Fürſten von
Hohenzollern-Sigmaringen faſt dieſelben Worte wie-
derholt, welche Pius im Nonnenkloſter geſprochen
haben ſoll. Man hofft unter der Aegide des Für-
ſten in der That die römiſch-katholiſche Propa-
ganda mit größerem Erfolg als je durch die preußi-
ſche Bevölkerung hindurchziehen zu können. Einiger-
maßen beunruhigt zeigt man ſich freilich über die
perſönlichen Geſinnungen des Prinz-Regenten von
Preußen, die man der Sache der katholiſchen Kirche
niemals zugethan wußte. Doch ſchöpfte man zugleich

wieder einigen Troſt daraus, daß der Prinz-Regent nunmehr die Einwilligung zur Erbauung der katholiſchen Kirche in Aachen gegeben habe, welche dort zu Ehren des neuen Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä ſeit längerer Zeit beabſichtigt worden. Dagegen äußerte die Civiltà cattolica einige Mißſtimmung über den Miniſter von Flottwell, dem es nicht zu vergeben ſei, daß er in Frankfurt für die Aufhebung des Cölibats geſtimmt habe, während der Kriegsminiſter von Bonin, der aus der Zeit ſeines Kommando's in Weſtphalen in gutem Andenken bei allen Katholiken zu ſtehen ſcheint, die Anerkennung eines edeln und hochherzigen Charakters empfängt.

Es ſind dies merkwürdige Illuſionen, die ſich plötzlich auf dem Thron des Statthalters Chriſti niedergelaſſen haben, die aber doch nur den beſchränkten und unklaren Geſichtskreis beweiſen können, der jetzt von dieſer Stelle aus genommen wird. Denn die neue Entwickelung in Preußen iſt am allerwenigſten den katholiſchen Intereſſen günſtig, und Pius IX. zeigt, daß er alle Witterung in ſeiner Zeit verloren, wenn er, nachdem ihm alle anderen Allianzen in ſeinem Leben mißglückt, auf die Lage der Dinge und Per-

sönlichkeiten in Preußen neue Hoffnungen für den Katholizismus und für seine Rolle, die er noch an der Spitze desselben zu spielen gedenkt, begründen will.

II.

Eine Fahrt zu Peter und Paul.

Wir hatten heut, die maleriſche und erinnerungsreiche Straße von Oſtia vor der Porta San Paolo betretend, unſere Fahrt nach S. Paolo fuori le mura, und darüber hinaus, gerichtet. Die ſagenhaften Erinnerungen an die heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, welche in dieſer Gegend von Rom auf eine ſo wunderbare Art fortleben, hatten uns ſchon lange hierher gelockt, und je weniger wir uns oft von dem Treiben der heutigen römiſchen Prieſter und von Allem, was wir von ihnen ſahen und hörten, angezogen gefühlt, um ſo lebhafter hatten wir uns oft nach Peter und Paul vor den Thoren geſehnt, wo noch alte rührende Mythen, voll unendlich reiner und ſinniger Anſchauung, ſich um jene alten heiligen Vertreter des Chriſtenthums, um die Erzväter der Kirche, rankten.

Vorüber am Monte Teſtaccio, dem alten gewaltigen Scherben- und Trümmerhügel Roms, der im Mittelalter der Centralpunkt herrlicher Volks- und Carnevals-Spiele war, und an der großmächtigen Pyramide des Ceſtius, ging die Fahrt vorüber. Kaum hatten wir aber eine Viertelmillie vom Thore zurückgelegt, ſo erblickten wir ſchon zur linken Seite des Weges, in der Nähe des kleinen Winzerhauſes, welches auf den Ruinen eines runden antiken Grabmals aufgeführt ſteht, die kleine Capelle, welche den erſten bedeutſamen Schritt der Sage auf dieſem von Wundern und Märchen blühenden Wege bezeichnet. Denn die Capelle iſt hier an der Stelle erbaut, wo die beiden Märtyrer Petrus und Paulus von einander Abſchied nahmen, und, ehe Paulus zum Tode abging, in herzlicher Umarmung die letzten Worte an einander richteten. Auf einem Basrelief iſt dieſer rührende Abſchiedsmoment in hinreißender Einfalt dargeſtellt, und die Worte, welche ſie ſich geſagt haben ſollen, ſind in italieniſcher Sprache an der Wand hinzugefügt.

Es nimmt damit die große Märtyrerſtraße ihren Anfang, welche von dieſer Capelle bis zur Paulskirche an der Straße von Oſtia, wo Conſtantin über dem Grabe des Apoſtels Paulus dieſe Baſilica erbauen

ließ, ſich erſtreckt und von dort bis zu der Abtei alle tre fontane, mit den drei wunderbaren Kirchen, wo aus dem blutenden Kopf des Apoſtels bei ſeiner Enthauptung die drei Quellen entſprangen, weiter geht.

Auf dieſer Straße begegnet uns ein kleiner, von einem Seitenwege herunterſelnder Bach, auf deſſen ſtillen Wellen ſich Geſchichte und Sage ebenfalls in träumeriſchen Erinnerungen ſchaukeln. Schon das Alterthum nannte dieſen Bach als einen heiligen und geheimnißvollen, und die Prieſter aller Religionen zog ſein wunderbarer Waſſerſpiegel an. Die Prieſter der Cybele wuſchen in dieſem Waſſer alle Jahre das Bild ihrer Göttin, und die chriſtlichen Prieſter des Mittelalters glaubten auch mit ihrem Herrn und Heiland von dieſem myſtiſchen Gebrauch keine Ausnahme machen zu dürfen, denn das Wunderbild Chriſti in der Capella Sancta Sanctorum wurde von ihnen ebenfalls an einem beſtimmten Tag des Jahres, nachdem es in feierlicher Proceſſion in Rom umhergeführt worden, in die Welle des kleinen Almo getaucht. Dieſer Gebrauch wurde noch im ſechszehnten Jahrhundert geſehen. Zu allen Zeiten glaubte man, daß aus einem heiligen Urquell der Erde, in dem die höchſten Offenbarungen der Natur floſſen, das Waſſer des Almo

entſprungen ſei. Als ein Hauptquell dieſes Waſſers wird aber der hier in der Nachbarſchaft gelegene Brunnen uralter Naturgeheimniſſe und Weisheitskräfte, nämlich die heilige Grotte der Egeria, angeſehen, und darum hatten wir uns zum Schluß unſerer heutigen mythiſchen Wallfahrt, nachdem wir die Straße der chriſtlichen Heiligen und Märtyrer durchwandert, noch einen Beſuch bei der Nymphe Egeria, der ehemaligen Miniſterpräſidentin des Numa Pompilius, zum Ziel geſetzt.

Einen ſchmerzlichen Abſchied müſſen Petrus und Paulus jedenfalls an jener Stelle, wo die kleine Capelle, umzittert von der Morgenſonne und überweht von Cypreſſenzweigen, ſteht, von einander genommen haben. Beide waren gewaltige und feurige Charaktere, und doch von einer ſehr verſchiedenartigen Begabung, wodurch ſie ſich in ihrer großen Wirkſamkeit oft ſehr zum Heil der Sache ergänzten. Simon Petrus, der ein armer Fiſcher aus Bethſaida in Galiläa geweſen, und Saulus Paulus, der Zeltweber, beide als die Fürſtenapoſtel der katholiſchen Kirche angeſehen, ſollten durch ihren Märtyrertod die Lehre des neuen Gottes beſiegeln, und Petrus mußte ſich in dieſem Augenblick ſagen, daß ihm ſein großer Freund Paulus nur um kurze Zeit

in dieſer Martyrſchaft voraus wandele. Die flammende Natur des Paulus, die ihren leidenſchaftlichen Eifer zuerſt in der Verfolgung der Chriſten bethätigt hatte, welche er alle in's Gefängniß brachte und mit Ketten belaſtete, fand jetzt ihr Rom, wie ſie damals ihr Damascus gefunden. Bei Damascus hatte den heftigen Chriſtenverfolger plötzlich ein großes Licht vom Himmel angeblickt, und die Stimme von oben hatte ihn nach Damascus hineingeſandt, wo Saul zur richtigen Erkenntniß wiedergeboren werden ſollte. Wie Saulus ſein Ziel bei Damascus fand, ſo wurde dem Paulus ſein Ziel in Rom geſetzt, wo Nero, der römiſche Cäſar, für den gewaltigen Verkündiger des römiſchen Glaubens nur den Todesblock hatte, denn die Römer waren, durch die hohe Geiſteskraft des Paulus getrieben, in großen Schaaren zum Chriſtenthum übergetreten. Petrus, der Diplomat, widerſtand noch etwas länger ſeinem Schickſal. Der dreimalige Verleugner ſeines Herrn und Heilandes, wie man ihn, allerdings unbeſchadet ſeines treuen und wahrhaftigen Charakters, ſchon in Jeruſalem kennen gelernt, hatte gewiß Mittel und Wege gefunden, um zwiſchen den Verfolgungen, von welchen die Apoſtel in Rom heimgeſucht wurden, noch eine Zeitlang geſchickt

hindurchzuſchlüpfen. Die Diplomatie des wackern Petrus konnte nicht gerade Menſchenfurcht genannt werden, denn er war es ja, der geſagt hatte: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen! Aber auf dieſen Ausſpruch allein würde er das Gebäude der katholiſchen Kirche nicht haben begründen können. Der diplomatiſche Geiſt, welcher dem Petrus eigenthümlich war, mußte mit dazu kommen, um ihn zum Petrus zu machen, das iſt: zum „Fels“ der Kirche, auf dem dieſer wunderbar genau bemeſſene Bau, der im künſtlichen Ausweichen gegen alle Zeitſtrömungen und gegen allen Inhalt des Dogma's ſeine eigentliche Haltung ſuchen mußte, ſicher thronen konnte.

Als Paulus, nach dieſem Abſchiede von ſeinem Freunde Petrus, zur Hinrichtung weitergehen mußte, wurde er, in der Mitte der Kriegsknechte, die ihn geleiteten, ohne Zweifel die alte Via Oſtienſis hinabgeführt, die jetzt im dampfenden Sonnenſchein vor uns liegt. Dann gelangte er auf einer Seitenſtraße links in ein kleines Thal, wo jetzt drei alte Kirchen in friedlicher Gemeinſchaft dicht neben einander ſtehen. Es iſt die Abtei alle tre fontane oder ad aquas Sylvias; und die dritte dieſer Kirchen, die vorzugsweiſe S. Paolo alle tre fontane heißt, iſt, der träumeriſch

geſtaltenden Legende nach, gerade über dem Orte erbaut worden, wo Paulus, nachdem man ihn bis zu dieſer Stelle gebracht, von der Hand des Henkers ſeinen Todesſtreich erlitten hatte. Wir ſind hier überhaupt auf der Schädelſtätte des alten chriſtlichen Martyriums angekommen, und die wunderbare Luft der alten Zeit, in der man ſein Leben getroſt und todesmuthig für ſeine Idee hinopferte, umweht uns hier mit märchenhaft ſchauerlichen Mahnungen. Das Schattenreich der Sage umfängt den Wanderer mit ihren ſchmerzlichen Märtyrergeſtalten, an die zu glauben man ſich heut kaum noch entſchließt, heut wo Jeder nur den Vortheil des Augenblicks in Anſchlag bringt, und Schmerz und Opfer keine gültigen Ideen mehr ſind. Denn wir ſtehen hier zugleich an dem großen Gottesacker der Heiligen Zeno und Anaſtaſius, zu welchem die eine dieſer drei alten Kirchen, die St. Maria Scala Coeli heißt, den Eingang gewährte. Hier liegen die 10,200 Märtyrer begraben, die an den Thermen des Diocletian bauen mußten, und in dieſem Thal von ihren heidniſchen Verfolgern ergriffen und zum qualvollſten Tode geführt wurden.

Die Kirche St. Maria Scala Coeli, deren urſprüngliches Gebäude jedenfalls uralten Zeiten ange-

hört und die in ihrem heutigen runden, mit einer Kuppel überdeckten Bau durch den Cardinal Pietro Aldobrandini im Jahre 1582 erneuert wurde, erhielt ihren Namen von dem wunderbaren Geſicht, welches der heilige Bernhard gehabt haben ſoll, als er in dieſer Kirche Meſſe las. Der fromme Mann hatte eben für die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer recht inbrünſtig gebetet, und in dieſem Augenblick ſah er auch ſchon die Himmelsleiter ſelbſt vor ſich ausgeſpannt, und Engel erſchienen auf derſelben, welche die von dem heiligen Bernhard freigebeteten Seelen mit ſich zum Himmel führten. Die ganze Gemeinde wurde Zeuge dieſes Wunders. Das heilige Märtyrerblut, welches das ganze Thal düngte, in dem dieſe Kirche ſtand, war vielleicht Urſache geworden, daß ein ſolches Mirakel an dieſem Ort gelingen konnte. Aber auch an dem Martyrium des Paulus rühmt ſich dieſe Kirche, einen Antheil zu haben, denn man zeigte uns in den untern Gewölben ein entſetzliches Loch, welches dem Apoſtel Paulus zum Gefängniß gedient haben ſoll, und an der ſchwarzen, feuchten Wand ſah man noch die abgebrochenen Ringe einer Kette, welche den Apoſtel hier angefeſſelt hatte. Es iſt aber nicht wohl anzunehmen, daß Paulus gerade an dieſem Ort

seinen Kerker gehabt habe, denn er kam aus der Stadt, als er zur Hinrichtung geführt wurde, und dort an jenem antiken Grabmal, auf welchem heut das Winzerhäuschen und daneben die von Cypressen umwehete Capelle steht, sahen wir ihn Abschied nehmen von Petrus.

Der Widerspruch, in den diese Sagen so oft mit einander gerathen, schadet jedoch ihrer Wahrhaftigkeit bei Denen, welche glauben wollen, nicht. Das Sagengebiet ist das Blüthenfeld der Glaubensfreiheit, und diese Blüthen springen an allen Ecken und Enden mit gleichem Recht und gleicher Lust hervor. Die Legende erzählt, was sie will, denn in der Glaubensseligkeit, mit der sie sich an die heiligen Geschichten anfaugt, kann sie Alles geschehen lassen, was auch niemals geschehen ist.

Märtyrer hat es aber jedenfalls früher einmal gegeben, denn wie der antike Olymp der Marmorstatuen bedurfte, um sich zu offenbaren, so mußte sich das Christenthum durch die Märtyrer ausbreiten, welche in ihren Qualen und Wundern den eigentlichen Lebensbegriff der neuen Religion, die den Gott im Opfer der irdischen Existenz fand, verkündigten.

Aber daß Paulus hier den Märtyrertod gefunden,

wird man der Legende dieſes Ortes ſicher glauben müſſen. Denn die Kirche zu den drei Quellen, welche die zweite Kirche in dieſem wunderbaren Thal der Märtyrer iſt, hat die ſichtbaren und handgreiflichen Spuren, daß das Haupt des Paulus hier gefallen iſt, noch heut aufzuweiſen. Dieſe Spuren ſind aber die drei Quellen, über welchen S. Paolo alle tre fontane gebaut worden iſt, und die ein unwiderlegliches Zeugniß des Geſchehenen für den Gläubigen liefern ſollen. Denn der abgeſchlagene Kopf des Apoſtels ſprang auf die Erde, und ſchlug, fortrollend, dreimal auf derſelben auf, an jeder Stelle aber, wo er den Boden berührte, ſprudelte in demſelben Augenblick eine friſche Waſſerquelle hervor.

Der Erdboden hatte dieſe ſchmerzhafte Berührung, mit welcher das blutige Haupt in ihn hineingeſchlagen war, nicht ertragen können, ohne jedesmal eine Thräne zu weinen, und dieſe drei Thränen blieben drei Quellen, die noch heut an dieſem Orte ſprudeln. Man hat ſie in der Kirche mit Marmor und Säulen von Verde antico überbaut, und hier fließen ſie, ein ſtilles, dunkles, geheimnißvolles Waſſer, aus welchem uns der Kirchendiener mit gläubigem Ernſt eine Schaale füllte. Wir tranken getroſten Muthes davon, aber

das Waſſer ſchmeckte weichlich und warm, und ſchien wenigſtens für den Trinker keine angenehmen Eigenſchaften zu beſitzen, wenn wir auch nicht läugnen konnten, daß die Legende ihre Beweiskraft gerade in dieſer Quelle verſteckt hatte. Das Haupt des Paulus mußte freilich an dieſem Orte gefallen ſein, wenn die drei Quellen, welche die erſchütterte Erde bei ihrer dreimaligen Berührung mit dem Kopfe heraufgeſandt, hier fließen konnten. Und die drei, das Blutgeheimniß bezeugenden Quellen mußten hier fließen, wenn der Kopf des Apoſtels hier gefallen war, denn woher ſollten dieſe ſeltſamen Waſſer hier im Thal der Märtyrer ſonſt entſprungen ſein? Die Legende beißt ſich, wie das Symbol der Ewigkeit, in ihren eigenen Schwanz, und ſchürzt mit kindlicher Sorgloſigkeit den Knoten, den man nachher nicht mehr anders löſen kann, als durch ein höchſt materielles Zerhauen, das immer auf Denjenigen zurückfällt, welcher der leichtgeflügelten Sage gegenüber die Unterſuchung unternimmt.

Die Sage hat aber für ihre Glaubwürdigkeit hier alles Mögliche aufgeboten, denn an der erſten der drei wunderbaren Quellen hat ſie ſogar die weiße Marmorſäule hingeſtellt, an welche Paulus, als man ihm hier ſein Haupt abſchlug, gebunden wurde. Es ſind

ſonach alle Beweisſtücke vorhanden, und man bedarf ihrer nicht, wenn man, angezogen von der ſchauerlichen Stille des Orts, und ſeiner rührenden Einſamkeit, ſich ganz an dieſe Eindrücke hingiebt, welche durch die Säulen von ſchwarzem Porphyr, die an den Altären dieſer Kirche ſtehen, zu einer wunderbar feierlichen Trauerſtimmung erhöht werden. Auch das Altarbild dort blickt uns ſeltſam an. Es iſt wahrſcheinlich eine Copie nach Guido Reni. Wir ſehen die Kreuzigung des Apoſtels Petrus, und das abgeſchlagene Haupt ſeines Vorgängers im Märtyrertode, des heiligen Paulus, liegt an der Erde in einer Ecke des Bildes. Die Mythe des Orts umfängt uns mit einer unabweislichen Gewalt. Die Geſtalten der Legende ſchließen ihren wunderbaren Kreis, in den ſie uns aufgenommen haben, immer enger um uns her.

Die drei Quellen ſchluchzten mit leiſem, kaum hörbarem Ton in ihren Marmorbecken, in denen ihr Waſſer aufgefangen war. Wenn ſonſt in dieſem Thal Quellen aus der Erde ſprangen, ſo fehlten auch die Nymphen nicht, die das Waſſer heiligten und behüteten, in dem ſie ihre holden Glieder badeten. Hier giebt es keine nackten Quellnymphen mehr, ſondern dieſe ſind abgelöſt durch die chriſtlichen Märtyrer,

welche die Wacht halten an dieſen drei Fontainen, und der Apoſtel Paulus ſelbſt, mit ſeinem vom Rumpfe geſchlagenen Haupt, iſt der Gott dieſes melancholiſchen Quellengebiets, in dem ſein Andenken und ſein Namen geehrt werden. Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte man ihn freilich als heidniſchen Gott anbeten wollen, und als er mit ſeinem Freunde Barnabas in Griechenland reiſte, und Wunder und Zeichen aller Art von den beiden Apoſteln ausgingen, ſahen die Griechen den Paulus, weil er das Wort führte, für den Mercurius an, und den Barnabas, der einen ſtarken Bart hatte, nannten ſie ſogar Jupiter (Apoſtelgeſchichte XIV. 12). Damals half es dem Paulus und Barnabas nichts, daß ſie ſich entſetzten und ihre Kleider zerriſſen, und dem Volke begreiflich zu machen ſuchten, ſie ſeien ebenfalls nichts wie ſterbliche Menſchen, und ſie wollten das Evangelium predigen, das bekehren ſollte von dieſen falſchen Göttern zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und das Meer. Schon begann das Volk, dem Paulus als Gott Mercurius zu opfern, aber als in demſelben Augenblick die Juden von Antiochia und Iconien herüber kamen, beredeten dieſe das Volk anders, und nun begann es, den Paulus mit Steinen zu werfen. In S. Paolo alle

tre fontane ließ ihn aber die Legende den letzten Todesſtreich empfangen, und machte ihn zum chriſtlichen Quellen-Gott, den das leiſe ſchluchzende Waſſer offenbart.

Wir begaben uns wieder in's Freie hinaus, um Athem zu ſchöpfen, denn die Luft war uns in der kleinen, alten Kirche zu ſchwül geworden. Wir traten in den Hof zurück, in dem friſche, gewürzige Düfte aus dem kleinen Garten, welchen ſich der Kaſtellan dort angelegt hatte, uns zuwehten. Dieſer Hof wird durch einen alten Bogengang abgetheilt, der hier noch als Ruine eines alten Gebäudes ſtehen geblieben, das man für die Kirche Johannes des Täufers, welche einſt in dieſem Thal geſtanden haben ſoll, halten will. Faſt verloſchene Spuren alter Malereien erſcheinen noch an dieſem Bogengang, und man erkennt an der Decke die Züge des Heilandes und die ſymboliſchen Bilder der Evangeliſten. An der Hinterwand rankt ſich hoch herauf der Wein mit der Olive, die ihre Blätter innig und luſtig in einander geſchlungen haben. Ein Wagen mit üppig prangenden Gemüſen und Gräſern iſt in den Hof gefahren, der mit einem maleriſchen Kopftuch umwundene Knecht hält ſtill, und beginnt, mit anmuthiger Faulheit ſich ſtreckend und deh-

nend, allmählig und unter einem faſt feierlichen Geſang, den er anſtimmt, abzuladen. Ein kleines liebliches Mädchen kommt jetzt mit einem Strauß der ſchönſten Roſen zu uns heran, und ihre ſchönen, dunklen Augen begleiten die duftige Gabe mit einem unwiderſtehlichen Blick. Ihr Geſicht zeigt den reinſten Madonnen-Typus auf, und wer möchte es Geldgier nennen, was in ihren Augen bei Ueberreichung des Roſenſtraußes funkelt. Sie iſt die Tochter des Kaſtellans, der uns in der Abtei der drei Quellen umhergeführt, und nachdem er geſehen, wie die kleine Maria gute Geſchäfte mit ihren Blumen bei uns gemacht hat, ſieht er ungemein gnädig aus, und zeigt verheißend auf die dritte Kirche in dieſer Gruppe, die er uns jetzt zum Eintritt öffnen will.

Es iſt dies die größte der drei Kirchen, die den Namen S. Vincenzo und Anaſtaſio führt, und das hohe Alter, dem ſie ohne Zweifel angehört, ſcheint ſich auch in ihrem Ausſehn und in dem ſeltſamen Bau ihrer Fenſter, die aus Marmorplatten mit runden kleinen Glasſcheiben beſtehen, auszudrücken. Der verheißende Blick des Kaſtellans, der uns noch etwas Außerordentliches zu verſprechen ſchien, bewahrheitete ſich uns aber ſogleich, als wir das Innere der Kirche

betraten. Man erblickt hier an den Pfeilern, welche in zwei Reihen die ganze Kirche der Länge nach durchlaufen, die Gestalten aller zwölf Apostel, die hier in lebensgroßen Gemälden in ganzer Figur ausgeführt stehen. Der Kastellan behauptete zwar mit seiner triumphirenden Kennermiene, daß diese Apostelbilder, die uns plötzlich mit so überraschender Lebenswahrheit gegenüberstanden, von dem großen Rafael selbst gemalt seien, aber man weiß, daß sie nur nach Rafaelischen Zeichnungen, die auch anderweitig durch die Kupferstiche von Marc Antonio bekannt geworden, hier ausgeführt wurden. Es sind dies Gestalten von einer Größe und Wahrheit des Ausdrucks, welcher uns die auserwählte Natur der Apostel auch in ungewöhnlichen und zum Theil riesigen Formen des Leibes vorüberführt. Peter und Paul ragen darin vor allen übrigen durch eine lebenswahre, den tüchtigsten Charakter, den großartigsten Sinn ausdrückende Zeichnung hervor. Die breite, kraftvolle Figur des Paulus charakterisirt sich durch den Zug der leidenschaftlichen, einfaltvollen Heftigkeit, welche dem Walten dieses Apostels eigen gewesen. Mehr berechnet und erwägungsvoll sieht Simon Petrus aus, obwohl ihm der Maler eine besondere thronende Feierlichkeit der Gebärde gegeben,

die den Anfang und das Urbild der Bischöfe von Rom in ihm anzudeuten scheint.

Um den Weg der Märtyrer-Legende weiter zu verfolgen, gemahnte es uns jetzt, auch nach dem Grabe des Paulus zu wallfahrten, nachdem wir seine Todesstätte besucht hatten. Fast eine Millie von der Abtei der drei Quellen entfernt, hat Paulus sein Begräbniß gefunden, und über seinem Grabe wurde von Constantin dem Großen die gewaltige Basilica erbaut, welche „Paulus außerhalb der Mauern" (S. Paolo fuori le mura) heißt. Früher führte von der Abtei der drei Quellen aus ein unterirdischer Gang, zu dem man in der Kirche S. Maria Scala Coeli eintrat, zu dieser Paulskirche hin, und an gewissen Festtagen zogen die Mönche von S. Paolo in feierlicher Procession durch diesen Gang dahin, um den Kirchhof der Märtyrer zu besuchen.

Wir hatten die Basilika von St. Paul, die nach dem Brande vom 15. Juni 1823 eine ganz neue Kirche geworden ist, und in der strahlendsten und kostbarsten Pracht wieder aufgebaut worden, in rascher Fahrt sogleich erreicht. Diese Kirche liegt an der alten Straße von Ostia, wo die fromme Matrone Lucina, die sich der Lehre des Apostels Paulus zugeneigt hatte,

in jener Zeit ein Landgut beſaß. Lucina hatte der Hinrichtung des Apoſtels beigewohnt, und ſie nahm ſeinen Körper mit ſich, den ſie zu erlangen gewußt hatte, um ihn zu begraben. In den unterirdiſchen Gängen ihres Landgutes grub ſie dies Grab, das in ſeiner heimlichen Verborgenheit zum Heiligthum und Wallfahrtsort der erſten Chriſten wurde. Die über dieſer Stätte erbaute Kirche des Conſtantin wurde unter den Kaiſern Valentinian II., Theodoſius und Arcadius durch eine neue und größere Baſilica erſetzt, welche wohl der urſprüngliche Grundbau für die Pracht- und Glanzkirche von St. Paul wurde, die ſich in den folgenden Jahrhunderten unter dem Einfluß aller Päpſte immer reicher und gewaltiger ausbildete und als älteſte Kirche der ganzen Chriſtenheit geehrt wurde. Ein Porticus führte von der Kirche nach dem Stadtthore, am Flußgeſtade der Tiber entlang, und eine mächtige Säulenhalle umgab den Vorhof, welchen Symmachus mit einem großartigen Springbrunnen geſchmückt hatte.

Auf eine Zerſtörung dieſes älteſten Denkmals der chriſtlichen Baukunſt war es im Lauf der Jahrhunderte ſchon mehrfach abgeſehen geweſen. Nicht ſelten ſchlugen ſtarke Erdbeben ganze Theile der Kirche nieder, und

die Sarazenen plünderten und verwüsteten die Basilica des heiligen Paulus. Obwohl die neueren Zeiten beständig daran besserten, wiederherstellten und Neues dazu schufen, so war der großartige Bau doch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts im Begriff, in Trümmer zu zerfallen, und erhielt sich kaum noch auf seinen alten Fundamenten. Auch andere Beunruhigungen noch erwuchsen in Rom aus der alten Basilica. In dem großen Schiff der Kirche, oberhalb der Säulen, befand sich in der Mauer die lange Reihe der Bildnisse aller Päpste, die auf dem Thron der Statthalterschaft Christi geherrscht. Es war zur Zeit Pius VII., und das römische Volk hatte mit Unruhe und Sorge gesehen, daß es in der Reihe der päpstlichen Bildnisse in St. Paul keinen Platz mehr gab, um das Portrait des Nachfolgers des Papstes Pius, welcher der zweihundertfünfundfunfzigste Papst war, aufzunehmen. Es herrschte darüber seit längerer Zeit eine große Niedergeschlagenheit in der ewigen Stadt, und man glaubte, daß die Herrschaft des Papstthums ihr Ende erreicht hätte in der christlichen Welt. Da erschallte plötzlich in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1823 die Nachricht durch Rom, daß St. Paul draußen vor den Mauern in Flammen stehe. In derselben Nacht lag Pius VII.

im Sterben und ſah ſeiner irdiſchen Auflöſung entgegen. Unruhige Fieberträume warfen ihn auf ſeinem Lager hinundher, und mit einem lauten ſchmerzlichen Geſchrei fuhr er aus ſeinen Phantaſien empor, denn ein Geſicht hatte ihm ein großes Unglück gezeigt, welches der römiſchen Kirche widerfahre. Um ſeinen Zuſtand zu ſchonen, ſagte man ihm nicht, daß es die Baſilica von St. Paul ſei, die draußen von dem zerſtörendſten Brande ergriffen worden. Und Pius VII. ſtarb dahin, ohne daß er von dem Ereigniß etwas erfahren hatte. Das Feuer war durch einige Arbeiter ausgekommen, die an der ſchadhaft gewordenen Bleibedachung von St. Paul ausbeſſerten, und mit ihren Kohlenbecken, deren ſie ſich bei der Arbeit bedienten, die Balken, welche das Dach trugen, in Brand ſteckten. Dieſe Balken waren Cedern vom Berge Libanon, die, nach dem Zeugniß alter Autoren, zum Bau der Baſilica geſandt worden, und in ihrem ſeit Jahrhunderten ausgetrockneten Holze begierig die Gluth auffingen, welche ſie als unaufhaltſame Flamme zwiſchen die Säulen der Kirche hinabwarfen. So ſtürzten die hundert und zwei und dreißig Säulen zuſammen, die in majeſtätiſcher Pracht, wie ein Wald von Marmor, hier geſtanden und das Innere der Kirche in ihren

verſchiedenen Abtheilungen in wunderbarer Symmetrie gegliedert hatten. Die großartigen Moſaiken hinter den Altären ſchwärzten ſich durch das Feuer, und zerbröckelten, und die Altäre ſtürzten um mit ihren Heiligenbildern und Crucifixen. Am andern Morgen lag die Kirche in einem ungeheuern Trümmerhaufen umher, dampfende Balken erfüllten die alte Baſilica, und die von oben bis unten geſpaltenen Säulen hatten ſich an den Boden niedergeworfen und thürmten ſich dort in grotesken Fragmenten übereinander. Darunter befanden ſich die weltberühmten vier und zwanzig corinthiſchen Säulen, die aus einem einzigen Block von violettem Marmor waren und früher zu dem Mauſoleum des Hadrian, der heutigen Engelsburg, gehört hatten, von wo ſie zu dem Bau von St. Paul entführt worden waren.

Zur Wiederherſtellung der Baſilica wurden gleich nach dem Brande die größten Anſtrengungen gemacht, und man ſammelte in allen Ländern der katholiſchen Chriſtenheit Geldbeiträge zu dieſem koſtſpieligen Werk. In dieſem Augenblick kann St. Paul in ſeinem Neubau faſt für vollendet angeſehen werden, der aber, obwohl die Kirche eigentlich nach dem alten urſprünglichen Bauplan wiederhergeſtellt werden ſollte, doch

die wesentlichsten Abweichungen von demselben darbietet. Es ist hier überhaupt, ungeachtet der alterthümlichen und kirchlichen Ueberlieferungen, welche auch bei dem neuen Bau die Grundlagen geblieben sind, ein moderner Prunksaal entstanden, der die Unfähigkeit unserer Zeit zum Kirchenbau, man kann sagen, auf die glänzendste und pomphafteste Weise darthut. Die Basilica hat sich in einen Salon verwandelt, und dieser Eindruck macht sich, trotz der großartigen Säulenhalle, die hier wieder in den prächtigsten Formen emporgestiegen, geltend. An strahlender Schönheit, an feierlichem und hinreißendem Glanz kann diese Halle durch nichts Aehnliches übertroffen werden, aber aus der Kirche ist eine Luxusschöpfung geworden, und man fühlt sich so fern von jedem Heiligthum, daß man eher den Ball- oder Theatersaal eines reichen Banquiers, als die Stätte des christlichen Gottes und seiner Niederlassungen betreten zu haben glaubt.

Die Kraft, Kirchen zu bauen, war eine, bestimmten Zeiten vorbehaltene, innerliche und schöpferische, die in der heutigen Epoche verloren gegangen und welche sich entweder durch künstliche theoretische Nachbildungen ersetzt, die einen peinlichen und frostigen

Eindruck machen, oder die sich zu solchen eiteln und äußerlichen Prachteffecten vergreift, wie es in dem heutigen St. Paul in der That als der eigentliche Charakter des Baues sich zeigt. Die Architektur bedarf nicht minder der schaffenden Begeisterung, als das Drama. Man muß von dem Zweck eines Gebäudes durchdrungen sein, will man es angemessen bauen können. Die Skepsis baut Paläste, Salons, Börsen, Fabriken, aber keine Kirchen, und die Kirchen, die in solchen Epochen entstehen, nehmen fast immer von der salonmäßigen Architektur etwas an und stehen häufig zwischen Palast, Fabrik und Börse in der Mitte.

Der heutige Neubau von St. Paul wirkt ebenso, wie die alte Basilica, vornehmlich durch seine majestätische Säulenpracht, die uns beim Eintritt mit einem eigenthümlichen Eindruck umfängt. Unter diesen Säulen befinden sich mehrere antike, die alten Tempeln Roms und der Umgegend angehörten. Vier Säulen, die den Hauptaltar umstehen, hat der Vicekönig von Aegypten dem vorigen Papst Gregor XVI. zum Geschenk gesandt. Die reichlich ausgestreuten Massen von Malachit und Lapis Lazuli, die überall in der Kirche verwandt sind, hat der russische Kaiser

Nicolaus beigesteuert, der auch den Vatican und einige andere öffentliche Gebäude Roms damit schmücken half. In sehr gut gemalten Fresken sieht man die Lebensgeschichte des Apostels Paulus an den Wänden dargestellt. Unter dem Hauptaltar liegt die Asche des Apostels begraben, die man aus der alten, den ursprünglichen Kern des Gebäudes bildenden Gruft genommen, worin die fromme Lucina einst den geliebten Leichnam gebettet hatte. Das Altarbild über diesem Hauptaltare, das, wie die ganze Kirche, auf den Glanzeffect gearbeitet, ist von Agricola, der, im Verein mit Camuccini, die künstlerische Ausschmückung der heutigen Paulskirche übernommen hat. Auch die berühmte Sammlung der päpstlichen Bildnisse, die Leo der Große zuerst begonnen, ist aus der alten Basilica wieder aufgenommen worden, indem man die durch das Feuer verletzten restaurirt und die lange wunderbare Reihe dieser Köpfe bis auf den heutigen Tag ergänzt hat. So prangen diese Portraits, die oft den seltsamsten Gesichtsausdruck zeigen, wieder oben über der Gallerie der Säulen. Man erblickt darunter nicht lauter heilige und menschliche Physiognomieen, sondern die Schrecken der Hierarchie, die Schauder der berüchtigten Bluttage, welche die Kirche

angezettelt hat, ſind auf den Geſichtern mehrerer Päpſte ganz rückſichtslos und in den wildeſten und grellſten Zügen von den Malern ausgepinſelt worden. Einige Bemerkungen, die ich beim Anblick dieſer, alle Geheimniſſe der Papſtgeſchichte illuſtrirenden Portraits in meine Schreibtafel einzeichnete, gab einem hinzutretenden Sergeant Veranlaſſung, mich daran zu erinnern, daß dies verboten ſei. Dieſer Mahnung mußte gehorcht werden, obwohl erſichtlich war, daß der päpſtliche Sergeant mich mit einem Maler verwechſelt und bei der Eintragung meiner Notizen mich in dem Verdacht gehalten hatte, ich wollte irgend Etwas in der Kirche abzeichnen. Dies iſt in den römiſchen Kirchen, zur Plage der fremden Künſtler, ſtreng verboten. —

Aus der Kirche begaben wir uns in das benachbarte Kloſter, in welchem der Orden des heiligen Calixt wohnt, und das beſonders durch den reizenden Kloſterhof, der einen Augenblick lang das Mönchsleben als die heiterſte und anmuthigſte Idylle erſcheinen laſſen könnte, ungemein anziehend iſt. Die guten Mönche des heiligen Calixtus genießen aber hier einer beſonders ſchlechten Luft, die in der ganzen Umgegend von St. Paul in einem oft höchſt verderblichen

Grade herrſcht. Sie ſind daher genöthigt, jährlich vom Monat Mai ab ihr Kloſter und den Dienſt in der Paulskirche zu verlaſſen, und auf mehrere Monate ihre Sommer-Quartiere zu beziehen, welche in der römiſchen Vorſtadt Traſtevere liegen. Unter dieſer unruhigen und ſittenverderbten Bevölkerung befinden ſich die geiſtlichen Herren ſehr wohl, denn Traſtevere iſt, ungeachtet des unmoraliſchen Charakters ſeiner Bewohner, der am meiſten päpſtlich und kirchlich geſinnte Stadttheil von Rom, und übertrifft darin noch das Quartier Monti, das ebenfalls im ſtrengſten Geruch der Heiligkeit ſteht. Ungefähr fünf bis ſechs Mönche bleiben zur Obhut des Kloſters zurück, und wir ſahen dieſe Unglücklichen im Kloſterhof auf und nieder ſpazieren. Das Fieber, der unvermeidliche Dämon, den die Aria cattiva gebiert, ſchüttelte ihre Glieder, ſie ſahen bleich und abgezehrt aus, und vermochten ſich kaum auf ihren Füßen zu erhalten.

Zuweilen werden aber doch ſchöne und friſche Tage dazu benutzt, um in dem ſehr angenehmen Speiſeſaal des Kloſters, welchen der Papſt ſeiner Ausſicht wegen beſonders liebt, Feſtdiners zu veranſtalten. So gab Pius hier vor einigen Tagen dem Herzog von Modena das Abſchieds-Diner, bei dem alle Groß-

würdenträger des heutigen päpſtlichen Hofes verſammelt waren. Man glaubt nicht, daß der Herzog von Modena, der jetzt überall für die Verbreitung der Herrſchaft Oeſterreichs in Italien gewirkt, mit greifbaren Reſultaten von hier nach Neapel abgereiſt ſein wird. —

Wir gingen wieder hinaus auf die Straße, um unſere Fahrt fortzuſetzen und auf die alte Via Appia, die früher die bedeutendſte und berühmteſte aller um Rom führenden Straßen geweſen, hinüberzubiegen, deren mannigfache Erinnerungen und Denkmäler wir heut noch aufzuſuchen gedachten. Wir verließen die wunderbare Region der Märtyrer, in der wir bisher verweilt, und die in den alten Zeiten Roms ohne Zweifel die Gegend der armen und nothleidenden Bevölkerung geweſen, unter der das Chriſtenthum, als die Religion des Proletariats, am ausgiebigſten willkommen geheißen wurde, weshalb auch die Apoſtel hier vorzugsweiſe wirkten und darum auch an dieſem Ort ihrem Schickſal anheimfielen. Auf der alten Appiſchen Straße, der wir uns jetzt auf einem querwärts führenden Feldweg zuwandten, hatten wir nicht mehr die Erinnerungen an das alte Proletariat und Märtyrerthum zur Seite, ſondern wir betraten jetzt

die alte Gräberſtraße Roms, an der ſich damals die reichen Leute begraben und ihre letzte Ruheſtätte mit den herrlichſten Monumenten bezeichnen ließen. Die alten, oft höchſt prachtvollen Denkmäler der Todten, die zum Theil die großartigſten Ruinen rings umher darbieten, geleiten uns heute noch auf dieſer Straße bis Albano und weiter hinaus, und dazu kommen die Trümmer ſo vieler alten burgenähnlichen Gebäude und Thürme, die hier früher, von Räubern aller Art zum Aufenthalt genommen, am Wege lagen, um uns jetzt tief im Schutt der vergangenen Jahrhunderte wandern zu laſſen.

Die Appiſche Straße, welche einſt ungeachtet ihrer Gräber die lebendigſte Verkehrsader des alten Roms war, ſteht heut verlaſſen und überſchüttet von ihren eigenen Ruinen da, welche ihre Marmortrümmer in wehmuthsvoller Pracht weit über alle Felder und Hügel verſtreut haben. Die Straße ſelbſt iſt verfallen, die Zeit hat ganze Stücke weggeſchwemmt und hier Abgründe und dort Erhöhungen geſchaffen, die den Weg oft nur mit der größten Mühe zurücklegen laſſen. Es iſt eine ganze Welt von Ruinen, die uns hier umgiebt, und deren verwitterte, von Epheu üppig umſchlungene Steine unter unſern Füßen ſo wunder-

bar erklingen, als wollten ſie von der fernen grauen Zeit erzählen, in der ſie hier aufrecht ſtanden zu Tempeln, Denkmälern, Gräbern und Villen, und Großes geſehen haben, das nicht mehr iſt. Dieſe unendlichen Trümmerhaufen, die noch heut eine unerſchöpfliche Fülle von Leben in ſich bergen, haben an einer Stelle, wo ſie ſich am dichteſten und großartigſten übereinander thürmen, den Namen Roma vecchia vom Volke erhalten, als wenn man hier unter dieſen Maſſen der alten Steine an dem eigentlichen Kern der alten Roma ſtände, die hier unter den ſich drängenden Ruinen ihrer Größe ihre Beſtattung gefunden hat. Im Hintergrunde dieſer wunderbaren Gegend ſieht man am weſtlichen Himmel die Höhenzüge der Campagna ſich abzeichnen, deren Hirten oft bis in dieſe Gegend ihre Anſiedelungen vorſchieben. Sie bauen ſich aber hier keine Hütten, ſondern ſie klemmen ihre arme, halbnackte Exiſtenz in den alten Marmorgräbern und Denkmälern feſt, in deren Spalten ſie ihre Wohnung gefunden haben. Dieſe Geſtalten beleben von Zeit zu Zeit dieſe abgeſchiedene, nur der ſchattenhaften Vergangenheit angehörende Stätte, und erinnern durch ihr flüchtig an uns vorübertreibendes Bild, wie ein ſcheuer Blitz des Tages, der durch

eine Ruine fällt, an die Gegenwart, die mit neuen Geſchlechtern vor uns liegt. Plötzlich ſchallt uns vom Grabe der Cäcilia Metella her ein ſeltſamer, aus friſchen Kehlen naturvoll hervorſprudelnder Geſang entgegen. An dieſem gewaltigen Grabdenkmal, das faſt einem Feſtungswerk gleicht, wozu es auch im Mittelalter von den Gaetani benutzt worden, lagern eine Menge eigenthümlicher Geſtalten, in bunter Tracht und maleriſchem Aufzuge, die während der Raſt, welche ſie hier auf einer Wallfahrt genommen zu haben ſcheinen, ein wunderbar ertönendes Lied angeſtimmt haben. Wir erfahren von unſerm Führer, daß dies jene ſeltſamen Geſellen aus der Gebirgs-Umgegend von Rom ſind, die unter dem Namen der Pifferari ein ganz eigenthümliches Geſchlecht bilden und als Pfeifenbläſer und Ziegenhirten ihren idylliſchen Berufskreis erfüllen. In dieſen Leuten wurzelt mit ihrer Armuth zugleich ein tief religiöſer Sinn, den ſie in ihrer ganzen Lebensweiſe und in ihren Geſängen zu erkennen geben. In ihrem eigenthümlich übergeſchlagenen Mantel und dem ſpitz zugehenden Hut, den prallen, bis zum Knie gehenden Hoſen, und der buntfarbigen, knapp anliegenden, mit reichen Troddeln verſehenen Jacke, deren blanke Knöpfe in der Sonne

blitzten, an den Füßen Sandalen, ſo waren ſie wie durch die Magie eines neckiſchen Zauberers plötzlich an dieſer Stelle vor unſern Augen erſchienen. In dieſem Aufzuge ſieht man ſie in Rom, wohin ſie ſich zu gewiſſen Jahreszeiten in großer Anzahl begeben, auf allen Straßen und Plätzen erſcheinen. Sie treten gewöhnlich paarweiſe auf und ſtehen mit Dudelſack und Pfeife vor jedem Madonnenbilde ſtill, dem ſie ihre Grüße darbringen, mit Liedern, die ſo rührend und hinreißend ſind, daß ihnen die reichlichſten Gaben nicht fehlen können.

Der Geſang, den ſie jetzt am Grabmal der Metella anſtimmten, war der folgende bekannte, den wir nachher von befreundeter Hand aufgezeichnet erhielten:

Tu Vergine e figlia di Sant' Anna,
Che in ventre tuo portasti il buon Gesù.
E 'l partoristi sotto capanella,
Dove mangiava il bue e l'asinella.
Gli angeli chiamavan: Venite, Santi!
Nato è Gesù bambino alla capanna.
E San Giuseppe e Sant' Anastasia
Si trovarono al parto di Maria.
Venite tutti quanti voi pastori,
Venite a visitar nostro Signore!
La notte di Natale è tempo santo
Al padre, al Figliolo, e Spirito santo.
Quest' orazione, che abbiam cantata,
A Gesù bambino è rappresentata.

Dieſer Geſang ſchallte von dem alten Grabmal her in ergreifenden feierlichen Klängen durch die Gegend dahin. Die ſeltſamen Leute, denen wir uns jetzt näherten, und die ſich in maleriſchen Stellungen um das Grab der Metella gruppirt hatten, ſchienen hier ihre letzte Probe zu den Geſängen, mit denen ſie jetzt in Rom einziehen wollten, abgehalten zu haben, und neben ihnen ſtanden die Ueberreſte ihres Pilgermahls, an dem ſie ſich während dieſer Raſt erlabt hatten. Nach einer freundlichen Begrüßung, die zugleich nicht ganz ohne Speculation auf unſere Anerkennung für ihre Geſangsleiſtung war, brachen ſie in einem fröhlichen Getümmel auf und zogen von dannen, indem noch aus der Ferne in mehr und mehr entſchwindenden Lauten der rührende Chorus ihrer friſchen Naturſtimmen zu uns zurückdrang.

Wir lenkten unſere Blicke noch einmal auf den coloſſalen, auf viereckiger Baſis thronenden Rundbau zurück, in dem die Tochter des Metellus Creticus hier, wo die eigentliche Via Appia in alter Zeit ihren Anfang genommen, ihre ſchönen Glieder ſo pomphaft, und als ob dieſelben noch im Tode einer Vertheidigung durch ein ſo ſtarkes Feſtungswerk bedurft hätten, niedergelegt hat. Der darin aufgefundene Marmorſarg

der Cäcilia iſt ſeit einiger Zeit herausgenommen, und ſteht jetzt im Hofe des Palaſtes Farneſe. Den Feſtungscharakter des Grabmals hat man aber im Mittelalter vollkommen zu würdigen verſtanden, da man es damals ſogar mit Zinnen bedeckte und die Burg eines damaligen Baronen daran anbaute, die aber an Dauer und Leben nicht mit dem unbezwinglichen Kernbau des Grabmals, das ſich allen Zeiten gewachſen und trotzig überlegen gezeigt, zu wetteifern vermochte, wie ihre längſt davon abgefallenen und maleriſch umhergeſtreuten Trümmer noch in dieſem Augenblick dem Wanderer bekennen. Noch immer aber haben Zeit und Barbarenthum dies eigenthümliche Monument nicht zu erſchüttern verſtanden, das ſich nur den Ausbruch einiger Quadern in ſeiner Baſis hat gefallen laſſen müſſen, aber in ſeiner gegen achtzig Fuß emporſteigenden Höhe noch ungebrochen daſteht, und ſeinen mit Blumen und Stierſchädeln geſchmückten Fries, wegen deren es im Volke auch das „Ochſenhaupt," (capo di bove) genannt wird, mit thronendem Stolz aufrecht trägt.

Die Sonne brannte in heftiger Mittagsgluth auf allen dieſen Trümmermaſſen und Steingeſchieben, die uns hier im Wege lagen und die Fortſetzung unſerer

Wanderung erschwerten. Wir wandten uns jetzt hinüber über den weiten großen Platz, der unsere Schritte bald in hohes dichtes Gras einwickelte, welches hier über den Ruinen, die einst den Circus des Maxentius bildeten, so wild und üppig emporgeschossen ist. Dieser alte Circus, dessen großartige und merkwürdige Ueberreste hier lange tief im Schooße der Erde gelegen, verdankt seine Wiederauferstehung als Ruine dem patriotischen Eifer des berühmten Bandhändlers Torlonia, der, nachdem er wegen seiner Reichthümer zum Herzog von Bracciano erhoben worden, auch etwas für die Herrlichkeit des Vaterlandes thun zu müssen glaubte, ohne dabei gerade auf das Herausschlagen von Procenten zu rechnen. Es war dies der Vater des heutigen Banquiers und Fürsten Alessandro Torlonia, der dies Feld wahrscheinlich für ein Billiges von dem Herzog von Caffarelli, welcher früher der Besitzer dieser ganzen Strecke Landes war, ankaufte. Das ganze Feld wurde damals la Caffarella genannt, und Niemand hatte Lust, die bedeutenden Kosten zur Ausgrabung dieses Terrains aufzuwenden, obwohl man wußte, daß dasselbe die herrlichsten Architekturen und Bildwerke an das Tageslicht heraufsenden könne. Der Herzog von Bracciano that, was kaum bei irgend

einer andern Nation von einem Privatmann für öffentliche Interessen geschehen ist. Er ließ auf seine Kosten das ungeheure Feld durchgraben und holte aus einer Tiefe von funfzehn Fuß unter der Erde den ungeheuern Circus des Maxentius hervor, der seit dem Jahre 1825 in seinen staunenswerthen Dimensionen und Resten hier zu Tage liegt. Der heutige Banquier Torlonia, Fürst Alessandro, der noch Eigenthümer dieses von seinem Vater ererbten Feldes geblieben, hat doch einigermaßen den finanziellen Vortheil der Familie wiedereinzubringen gesucht. Denn der Circus des Maxentius, wie schön und merkwürdig er auch immer sein mag, bringt doch nun einmal nichts ein, und es läßt sich kein Agio daraus machen. Alessandro Torlonia vermiethet darum jetzt das Feld ringsumher als Weideplatz, und man sieht Kühe und Schafe zu den Füßen der stolzesten Begrabenen, der Cäcilia Metella, und auf des Maxentius Circus, wo einst die Rennwagen unter dem Jubel von mehr als zwanzigtausend Zuschauern um die Spina herum brausend einherstürmten, in dem vollen Behagen der Nahrung auf und nieder traben.

Dieser Circus war einer der größten und prächtigsten, die das Alterthum kannte. Seine Länge be-

trägt funfzehnhundert und vierundzwanzig Fuß, und die Breite zweihundert und vierundvierzig, in welchem imposanten Raumverhältniß sich zehn Sitzreihen auf den schönsten Marmorquadern übereinander erhoben. Die Mauern, welche einst diese Marmorsitze trugen, sind fast ganz aufgedeckt worden, und ebenso erblickt man die Eingänge zu beiden Seiten der Schranken, durch welche die Schaaren der Zuschauer den Circus betraten. Ein großes Thor macht sich am untern Ende sichtbar. Ein dritter Eingang, an der rechten Seitenwand, wird für die Porta Libitinaria oder Sandapilaria gehalten, durch welche diejenigen, die in den Kampfspielen des Circus ihr Leben eingebüßt hatten, als Todte hinausgetragen wurden. Denn diese Kämpfe, die nicht selten auch mit Crocodillen und anderen wilden Thieren stattfanden, steigerten sich durch den Ehrgeiz der Circusspieler wie durch die Leidenschaft der Zuschauer oft genug zu einem tragischen Ausgang. Aber der Todte hatte seine eigene Pforte, durch welche er dann die Bahn des Kampfes verlassen mußte, und durch die kein Anderer seinen Ein- oder Ausgang zu nehmen brauchte. Denn die Alten, die in dem Tod überhaupt nur einen Makel sahen, welcher dem Individuum widerfuhr, verstanden es noch nicht, in dem

Todten den eigentlichen Sieger zu ehren, was die chriſtlichen Märtyrer Petrus und Paulus erſt ſpäter dem römiſchen Volke verkündeten. Der Todte war im Alterthum der, welcher unterlegen war und ſeine Ehre verloren hatte, und dieſe Weltanſicht, die eigentlich eine Circusanſicht war, und das ganze Leben nur zu einem Schauplatz von Fechterſpielern, Ringern und Thierkämpfern machte, drückt ſich auch in der den Todten ausſchließlich vorbehaltenen Pforte des Circus aus. Durch die Pforte der Todten wollte kein Anderer gehen, denn man hielt es für ein ſchlimmes Omen, ſich auf demſelben Wege mit ihnen zu begegnen. Leben und Tod, Untergang und Triumph, wurden bei den ſtolzen Römern wie zwei himmelweit von einander geſchiedene Welten räumlich und zeitlich geſondert. Sie erbauten deshalb auch in ihren Circken ein anderes Thor für den Triumphirenden, der im Kampfe den Sieg gewonnen hatte. Er allein war der Mann, der mit dem Leben auch die Ehre und den Ruhm davon getragen, und er ging nicht da, wo die Todten gehen, denn das hätte ihn befleckt, das hätte ihn an ſeinen Würden gekürzt. So ſcheint auch dort jener vierte Eingang des alten Circus in der Mitte des Halbkreiſes, mit welchem der Circus

ſchließt, die eigentliche Triumph-Pforte (Porta triumphalis) geweſen zu ſein, durch welche allein die Sieger, die mit ihren Wagen oder im Kampfſpiel triumphirt hatten, hinausfahren durften. Glück und Unglück, Sieg und Untergang, mieden ſich in dieſer Zeit ſo ängſtlich, wie Ehre und Schande. O Paulus und Petrus, auf der blutigen Märtyrerſtraße, die wir drüben durchſchritten, habt Ihr andere Lehren durch Euere Leiden beſiegelt! Aus dem abgeſchlagenen Haupt des guten Paulus ſahen wir dort drei friſche lebendige Quellen entſpringen, die uns vor Kurzem ihr ſtilles Lied von dem neuen Zuſammenhang zwiſchen Tod und Leben entgegenrieſelten. Dort, auf der chriſtlichen Märtyrerſtraße, gab es Triumphatoren des Todes, die als ſolche ſich gerühmt hatten, das wahre Leben für ſich und für die Anderen erworben zu haben. Hier, im alten Circus der Römer, ſind die Todten und die Triumphatoren ganz verſchiedene Leute, und das Thor, zu welchem der Eine hinausgeht, darf der Andere, um Unheil zu vermeiden, nicht berühren. Und die antike Gräberſtraße, die wir bis zu dieſer Stelle hinabgewandert ſind, zeigt mit ihren Prachtmonumenten doch nur das Beſtreben, dem Todten Paläſte zu bauen, und ihm damit die Ehre zurückzugeben, die er im Tode

verloren. Denn es war ein Schimpf, das Leben eingebüßt zu haben, und dem Schattenreich des Hades verfallen zu sein.

Im Innern des Zuschauer-Raumes ragen noch die Trümmer eines Balcons hervor, der vielleicht die Loge der Kaiserlichen Familie in diesem Theater vorstellte. Auch die Spina erblickt man, durch welche der Circus in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In ihrer Mitte stand einst der Obelisk, welcher jetzt die Piazza Navona ziert. Hier bewegten sich zu den anfeuernden Tönen der stürmischen Musik die wetteifernden Rennwagen ihren Zielen zu, die man noch heut an dem äußersten Ende der Spina bemerkbar gemacht sieht. Hier entbrannten Schaulust und Parteileidenschaft zugleich in einem fröhlichen, wogenden Getümmel, und nach den vier Farben, Blau, Grün, Roth und Weiß, welche Nero für die Bekleidung der Wagenführer angeordnet hatte, benannten und zeichneten sich die Parteien, die hier, oft mit wahren Wuthausbrüchen, an der Entscheidung des Kampfes sich betheiligten.

Wir wandten uns jetzt seitwärts und schlugen eine anmuthige Baum-Allee ein, die uns in langsamer Erhebung zu einem Hügel hinanführte. Hier steht ein

alter, mit modernem Bauwerk ausgeflickter Tempel, der früher dem Gott Bacchus geheiligt geweſen. Dieſer Tempel iſt, ſeines hohen Alters müde, bereits ziemlich tief in die Erde eingeſunken, und man hat ihn durch Strebepfeiler geſtützt, die aber dem alten, mit den Reſten unverkennbarer Schönheit prangenden Bau die abſchreckendſte Mißform verliehen haben. So machen auch die alten herrlichen Marmorſäulen, zwiſchen denen ein neues Mauerwerk von Backſteinen aufgeführt iſt, nur einen häßlichen, traurigen Eindruck. In dieſem Hauſe wohnt ein alter Bauer mit ſeiner Familie, der als Cuſtos der Alterthümer, welche dieſe Gegend einfaßt, hier eingeſetzt worden iſt. Er ſtand mit ſeinen Kindern, einer neugierigen und zudringlichen Bubenſchaar, vor der Thür, und gab uns freundlichen Rath, auf welchem Wege wir am beſten zu dem jetzt vor uns liegenden Hain der Nymphe Egeria hinabſteigen könnten. Denn wir hatten uns jetzt dem uralten wunderbaren Heiligthum genähert, in welchem einſt dieſe von Weisheit und Liebe ſtrahlende Nymphe den römiſchen König Numa Pompilius empfing, um ihm in ihren begeiſternden Umarmungen die erſten Staats- und Cultus-Einrichtungen Roms, die Tribus und Curien, und was er ſonſt Alles einſetzte, zu offenbaren.

Der kleine maleriſch gewundene Berg führte uns in einer ſanften Abſtufung zu dem Hain hinunter, den Sage und Geſchichte mit ſo wunderbaren Erinnerungen umweben. Es iſt dies der heilige Eichenhain der Egeria und des Numa Pompilius, in welchem der alte König mit ſeiner Nymphe, an deren Buſen er politiſche Weisheit ſog, in geheimnißvollen Spaziergängen ſich erging. Dieſer Hain, der mitten auf dem Felde ſteht, ſcheint noch heut ſeine Wipfel mit einer beſonderen Feierlichkeit zu tragen, und man glaubt ihn von einem mythiſchen Glanz umfloſſen zu ſehen. Das Volk behauptet, daß er im Winter und Sommer grün bleibe und ſeine Zweige und Blätter nimmer aufhörten, im friſchen Glanz des Blühens ſich zu zeigen. Und wenn man rings um ſich her die kräftige Vegetation, den üppigen Reichthum an Blumen und Gräſern, das lebensvolle Rauſchen und Flüſtern der Bäume, das Träumen der ganzen Gegend in ihrer ſonnigen Schönheit und Fülle wahrnimmt, ſo muß man ſich verwundert geſtehen, daß dieſe märchenhafte Oaſe, der man hier plötzlich in der Einöde der Campagna begegnet iſt, nur durch den Zauber guter Geiſter hier entſtanden und ſo lange in dieſer warmen, ſtrahlenden Frühlingspracht erhalten und gepflegt wor-

den ſein kann. Man glaubt hier an die Mythe von König Numa und der Nymphe Egeria, und man naht noch heute den uralten Heiligthümern dieſes Platzes mit klopfendem Herzen und mit einer geweihten, allen Wundern der Vorzeit geöffneten Empfindung.

Das Thal, das ſich hier vor uns ausbreitet, wird noch heut Valle della Caffarella genannt, obwohl Alles das Eigenthum des Banquiers Torlonia iſt, auf dem wir uns hier bewegen. Das kleine, von Schilf und Rohr und dem üppigen Blättergewinde der Canna faſt überdeckte Gewäſſer, welches langſam und ſanft rieſelnd durch dieſes Thal zieht, iſt der Almo, mit dem wir uns an dieſem feierlichen Ort, auf den er ein beſonderes Anrecht zu haben ſcheint, wieder begegnen. Dieſer ſeltſame Bach war ſchon in alter Zeit hier der eigentliche Herr des Heiligthums, und die Grotte, welche dort unten am Fuße des Berges in reizender Einſamkeit liegt, wurde auch das Heiligthum des Almo genannt, obwohl es die Grotte der Egeria geweſen, in der dieſe Nymphe wohnte, und in deren traulichſtes Dunkel ſie ſich mit Numa Pompilius zurückzog, nachdem ſich Beide oben im Hain müde gewandert und, mit der Politik fertig, das Bedürfniß nach koſendem Ausruhen oder nach tieferen Offenba-

rungen in dem geheimnißvollen Schatten des kühlen Nymphäums unten empfunden hatten. Dies Nymphäum oder Brunnengebäude bewohnte Egeria offenbar in ihrer Eigenschaft als Quellnymphe des Almo, und die hohe Weisheit, die sie als politische Rathgeberin des römischen Königs zeigte, mag ihr vorzugsweise aus diesem Wasser zugekommen sein, in welchem die Glieder der geheimnißvollen und unbegreiflichen Naturgöttin Cybele jährlich von ihren Priestern gewaschen wurden. Das Wasser des kleinen räthselhaften Almo nahm davon sicherlich Bestandtheile in sich auf, welche, durch den Mund der Nymphe Egeria in ihren Schäferstunden mit Numa Pompilius offenbart, auf die ersten Gestaltungen des alten römischen Cultus und Staatswesens einwirkten. Es war dies der erste Einfluß der Maitressen auf die Politik, aber dieser Einfluß war hier noch ein sehr heilsamer, und die religiösen, politischen und socialen Grundordnungen des römischen Staats gingen aus ihm hervor. Die höchst moralische Nymphe des Almo setzte durch ihren königlichen Freund sogar die Heiligghaltung der Ehe in Rom ein, sowie Frau von Maintenon zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten die Frömmigkeit der Messe zum guten Ton bei Hofe erhob. Denn die priesterlich-

moraliſche Geſetzgebung der Nymphe Egeria wurde durch ihre eigene Perſon nicht ganz genügend bekräftigt, da ſie mit einem in Rom wohlverheiratheten Mann, wie Numa Pompilius, welcher die Tochter des Tatius zur Frau hatte, ein geheimes Verhältniß in ihrem Hain und ihrer Grotte unterhielt.

Numa mag ſich auf einem Spaziergang in den Umgebungen Roms befunden haben, als er eines Tages in dem kühlen einſamen Thal, durch welches er träumeriſch und gedankenvoll hinirrte, die heimlich verborgene Grotte entdeckte. Es mag ihm damals ebenſo wunderbar zu Muthe geworden ſein, wie uns heut, wenn wir uns durch die dichten Epheuverſchlingungen und die üppigen Pflanzengehege, von denen der Eingang der Grotte verhüllt iſt, hindurcharbeiten, und nun plötzlich vor der in den Hügel gewölbten Höhle ſtehen, in der Alles den Sitz eines höheren reizenden Weſens, das geheime Boudoir einer gottgleichen Nymphe, ankündigte. Damals, als Numa Pompilius dies Abenteuer erlebte, trat ihm ohne Zweifel ſogleich die Nymphe Egeria ſelbſt entgegen, denn ſie war es, welche ſich ihm in ihrer nackten Schönheit, wie es Nymphen zu thun pflegen, mit dem liebeverheißenden Blick und der weisheitkündenden

Stirn, ernſt, hoheitsvoll und doch in lockender Zärtlichkeit und Hingebung, jetzt vorſtellte. Sie ſah es, daß er ihr nicht Ziegen, Lämmer, Milch und Oel darbrachte, womit den Nymphen gewöhnlich geopfert wurde, ſondern ſie bemerkte wohl, daß es ein König war, der ihr ein großes Herz und einen für die politiſche Machtbegründung Roms ausgerüſteten Sinn entgegenbrachte.

Sie führte ihn gewiß ſogleich in ihre Grotte hinein, in der es damals noch wohnlicher und vielleicht auch geräumiger geweſen ſein mag, als heutzutage. Egeria zog den Numa Pompilius ohne Zweifel ſofort in ihr geheimſtes Cabinet, zu dem ſich die Thür, wie man noch heut erkennen muß, unmittelbar hinter dem Altar geöffnet hatte, und das in das Innere des Hügels tief hineingebaut war. Hier hatte die göttliche Nymphe ihr Lager, auf dem ſie ſchönen Fremdlingen weiſſagte, und den Gürtel aller ihrer natürlichen und politiſchen Geheimniſſe ſich löſen ließ. Das Waſſer des Almo, das jetzt noch in die Grotte herabrieſelt, begleitete mit ſeinem kühlen Plätſchern dieſe entzückenden Offenbarungen.

Der Altar, den man noch heut an der Hinterwand der Grotte aufgerichtet ſieht, iſt mehrfach zer-

trümmert. Auf ihm liegt die halb zerſtörte Statue des Flußgottes, der einſt in dieſem Nymphäum ſeinen ſchönſten Cultus ſah. Ringsumher befeuchtet Freund Almo, der ſich von dieſem Ort Jahrtauſende hindurch nicht hat trennen können, noch immer mit ſeinem kryſtallklaren Waſſer, das aus den grünbemooſten Marmor-Rinnen herabträufelt, die uralten Steine. An den Wänden umher ſieht man Niſchen und Conſolen, deren Götterbilder, die offenbar einſt hier geſtanden, von ihren Plätzen verſchwunden ſind. Die Stelle der Statuen haben jetzt feine, grüne Schlinggewächſe eingenommen, welche ſich in dichter Fülle und zudringlicher Geſchäftigkeit, als wenn es ſo leicht wäre, ſelbſt einen Gott zu überwachſen und in Vergeſſenheit zu bringen, hier ausgeſponnen haben. Aber das Kraut, welches an allen Ecken und Enden der Grotte am üppigſten und vorlauteſten emporgeſchoſſen iſt und auf ſeinen unaufhörlich in der Luft zitternden, rothbraunen kleinen Stengeln immer und immer weht und ſich neigt, iſt das bekannte Venushaar, das in dem alten Heiligthum jetzt Alles überwebt und mit ſeinem poetiſchen Namen das ſchöne Haar der Nymphe Egeria noch heut feiern will. Das Venushaar ſchmückt heut noch allein dieſe Grotte, aus der alle Götter verſchwunden

ſind, und in der einſt die Liebe ſich mit dem Diadem der Weisheit ſchmückte.

Numa Pompilius blieb ſeitdem in den Banden der Egeria gefeſſelt, mit welcher er in ihrer heimlichen Grotte die neue römiſche Verfaſſung erzeugte. Ob es noch ganz dieſelbe Grotte iſt, in der ſie ihrer Zeit in Politik und Liebe beiſammen ſaßen, wurde durch die Alterthumsforſcher ſehr ſtark angezweifelt. Man hat beſonders darauf hingewieſen, daß die Conſtruction des Netzwerkes und die Backſteine der Mauern, wodurch die Wände und die Wölbung dieſer Höhle gebildet werden, auf eine ſpäte und ſchlechte Zeit der römiſchen Baukunſt hinzeigen. Aber dies kann uns in unſeren Gedanken nicht ſtören, denn der Rendezvousort des römiſchen Königs und ſeiner Nymphe hat vielleicht erſt in der Kaiſerzeit die Einfaſſung durch dieſe Mauern erhalten, welche die heutige Grotte bilden. Aber heilig gehalten wurde dieſer Ort ſchon ſeit uralter Zeit im Sinne des Numa Pompilius und der Egeria.

Ein Feigenbaum wächſt jetzt heraus aus dieſer ſchönen, von Erinnerungen und Träumen umſchwebten Grotte, und ſeine grünen Zweige und Blätter rühren ſich mit einem leiſen, ſeufzenden Geflüſter, als wüßten

ſie recht viel zu erzählen von den alten Geſchichten, die ſich einſt hier zugetragen haben, und von denen die alten Kragſteine unter dem Waſſergerieſel des Almo zu plaudern ſcheinen. Draußen über der Höhle ſteht eine Gruppe der ſchönſten Ulmen, die ſinnig lauſchend den Platz behüteten und uns ihre Blüthenbüſchel entgegenſchüttelten.

Wir waren wieder aus der Grotte hinausgetreten, und ließen unſere Blicke über die herrliche Gegend hinſchweifen, die mit ihren ſanften, das Gemüth bewegenden Reizen ſich vor uns ausbreitete. Gegenüber lagen uns die maleriſchen Höhenzüge von Frascati, die in wunderbarer duftiger Bläue in den lieblichſten Formen mit dem Horizont zuſammenfließen. Es iſt der zauberiſch ſchöne Abhang des Sabinergebirges, das ſich in ſeiner anmuthigen Schönheit vor uns lagert. Rings um uns her prangen üppige Getraidefelder, die in der Laſt ihres Segens auf und nieder wogen. Weiter unten im Thal, wo in den ſaftigen braungrünen Wieſengründen unzählige kleine Blumen ſprießen, ſitzt am Fuße eines Hügels ein einſamer Maler, der hier über Anemonen und Maaßlieb ſein kleines Wandel-Atelier aufgeſchlagen hat, und

die ſchönſte Situation von Hain und Grotte für ſein Skizzenbuch aufnimmt.

Die römiſchen Künſtler haben dieſes Thal überhaupt zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkoren. Im Carneval kommen ſie in Masken hierher, und ſchlagen im heiligen Hain der Egeria Tafeln auf, an denen ſie ſich zum luſtigen Mahl niederlaſſen. Nachher wird ein fröhlicher Umzug unter Scherzen und Geſängen durch den Eichenhain gehalten, und dann feierlich zur Grotte der Nymphe hinabgeſtiegen, wo das künſtleriſche Völkchen ihr phantaſtiſche Huldigungen aller Art darbringt. Es geſchieht dies gewöhnlich um die Zeit der Oſtern, zur Nachfeier des eigentlichen Carnevals von Rom.

Auch im Winter ziehen ſich gewiſſe Vergnügungen vorzugsweiſe hierher in das einſame Thal der Egeria. Die Engländer veranſtalten hier ihre ſchönſten Fuchsjagden, und Berg und Thal hallen dann wieder von dem Halloh der ſtolzen und vierſchrötigen Söhne Albions, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, die Ruhe der Nymphe im Thal durch ihr fürchterliches Geſchrei und das Knallen ihrer Büchſen zu ſtören.

Wir begaben uns jetzt wieder zur Appiſchen Straße zurück, wo wir noch einige Beſuche zu machen

hatten, die uns längſt am Herzen gelegen. Zuerſt war es das alte Grabmal der Scipionen, das links von der Via Appia in der Vigna Saſſi ſteht, welchem wir uns zuwandten, und deſſen alte Heldengräber wir in dem nächtlichen Dunkel dieſer merkwürdigen Gruft aufſuchen wollten. Ein auf die Antike dreſſirter Bummler, der hier als Cuſtode eingeſetzt war, führte uns mit einem ziemlich ſpärlichen Licht durch die unterirdiſchen Gänge des alten Grabmals, in dem aber nur die Inſchriften zu finden ſind, welche auf die Stellen hinweiſen, wo hier einſt die Gräber der großen Scipionen geſtanden. Der Papſt Pius VI., nachdem er ſich der Ausgrabungen dieſer alten, zuerſt im Jahre 1780 geöffneten Gruftſtätte bemächtigt, gedachte nur die Leidenſchaft für ſein Muſeum mit den hier aufgefundenen Denkmälern und Sarkophagen zu befriedigen. Die altrömiſchen Helden aber, welche hier mehr als zwei Jahrtauſende hindurch im Frieden ihrer Marmorgräber geruht, ließ der chriſtliche Papſt auf die Straße hinausſchütten, und die Gebeine eines der anſehnlichſten und herrlichſten Geſchlechter des alten Roms, deren Namen und Thaten in der Geſchichte geglänzt, ſtäubten am Wege umher, den Lüften der neuen Zeit preisgegeben. Der Papſt hatte kein

chriſtliches Herz für die Aſche der antiken Helden, aber wie einſt die fromme Matrone Lucina die Gebeine des Apoſtels Paulus ſammelte, um ihnen in den Kellern ihres Landgutes eine Gruft zu wölben, ſo war es der venetianiſche Senator Quirini, welcher die Aſche der Scipionen ſorgfältig auflas und ihnen in ſeiner Villa zu Padua ein Denkmal errichtete. Aber die für das Muſeum entleerte Gruft in der Vigna Saſſi wurde, nachdem ihre Zerſtörung vollendet worden, von den Beſitzern des Weinberges wieder reſtaurirt, und ſelbſt die aus der Mauer weggenommenen Grabſchriften wurden in Copieen erſetzt, welche man, den alten genau ähnlich, an derſelben Stelle in der Mauer einfügte.

Unſer Bummler, eine Figur von ächt komiſchem Gepräge, kannte alle Scipionen, die einſt in dieſem labyrinthiſchen Grabdenkmal geruht, ganz genau, und er gebärdete ſich durchaus wie ihr perſönlicher Freund und Gönner, der von allen ihren Verhältniſſen wußte, und mit ihnen einſt auf dem vertrauteſten Fuß gelebt zu haben ſchien. Wir würden ihn für einen Alterthumskenner von Fach gehalten haben, wenn nicht Alles an ihm den Bauer verkündet hätte, der, zur Belohnung für ſeine eifrigen Dienſte in der Vigna,

nun mit der Aufſicht über das alte Monument betraut worden war. Aber die Umwandlung in einen tiefgelehrten Archäologen hatte er an ſich mit der täuſchendſten Vollendung vollbracht. Er kannte den Scipio Barbatus und ſeinen Sohn, den Eroberer von Corſica, ebenſo genau, wie den Scipio Aſiaticus und Scipio Africanus, und über Alles, was ſie betraf, wußte er mit dem Ausdruck der liſtigſten Schlauheit, die in ſeinen ſchwarzen Augen glänzte, Auskunft zu geben. Er bedauerte nur, mit einigen halbunterdrückten Flüchen, daß ihm die Aſche dieſer alten Signori abhanden gekommen, aber lachend und mit einer poſſenhaften Gebärde ſetzte er hinzu, daß er nun einmal nicht damit aufwarten könne, denn ein Schelm gebe mehr als er habe und ein Papſt ſei im Grunde mehr, als alle Scipionen zuſammen genommen.

Unſere Fahrt fortſetzend, gelangten wir jetzt vor der kleinen Kirche Domine quo vadis an, die auch den Namen S. Maria delle Piante führt und zur Linken der Via Appia ſteht, wo ſie uns plötzlich, die chriſtliche Märtyrer-Legende wieder aufnehmend, von der wir auf unſerer heutigen Wanderung ausgegangen waren, mit dem ſeltſamen Glanz ihrer Sage in den Weg tritt. Die Kirche: „Herr, wohin gehſt Du?“

iſt ihrer Bauart und ihrem geringen Umfange nach mehr eine Kapelle als eine Kirche zu nennen, aber je enger der Raum iſt, den man hier betritt, um ſo inniger fühlt man ſich darin von der eigenthümlichen Legende umfangen, die ihren eben ſo rührenden als zweiſchneidigen Sinn in dieſen alten Mauern ausgedrückt hat, und deren ſcharfe Bedeutung noch heut eine Wahrheit iſt, die ſich in allen Zuſtänden des römiſchen Kirchenweſens und Prieſterthums abſpiegelt und beſtätigt.

Auf dieſer Stelle an der Appiſchen Straße, war es, wo Petrus einſt auf wunderbare Weiſe dem Heiland begegnete, und dieſer Begegnung wurde die Kirche: „Herr, wohin gehſt Du?“ gebaut und geweiht. Wenn man dieſe Kirche betritt, wird man ſogleich von den großen Frescobildern an den Mauern empfangen, welche zur Linken und Rechten des Eingangs Chriſtus und Petrus ſich gegenüber zeigen. Es war in der erſten Frühe des Morgens, als der Apoſtel Petrus fliehend auf die Landſtraße hinausgeirrt war und das Gefängniß, in dem er in Rom geſeſſen, verlaſſen hatte. Denn die Stunde des Petrus war gekommen, die auch ihn, wie ſeinen Freund Paulus, in den Märtyrertod jagen wollte. Und Petrus hatte

in einer kleinmüthigen Stunde gefühlt, daß er nicht im Stande sein werde, diesen Tod, den Paulus vor ihm gestorben war, zu erleiden. Als der Hahn zu krähen begann, ein Ton, der für den Petrus bekanntlich etwas Gefährliches hatte und alle Angst und Unschlüssigkeit seiner Creatur in ihm wachrief, brach Petrus seine Fesseln und entfloh.

Als er vor den Thoren der Stadt auf der Via Appia angekommen war, trat ihm aus dem glänzenden Nebel des Frühmorgens Christus entgegen. Es war der Herr und Heiland selbst, den er in Jerusalem hatte kreuzigen und gen Himmel fahren sehen, und der jetzt mit eiligen Wanderschritten auf ihn zukam. Der gute Petrus, sich in seinem Gewissen ertappt fühlend, schrak heftig zusammen, denn es kam ihm jetzt vor, als müsse ihm der Herr selbst zürnen wegen dieser Flucht, durch die er sich dem christlichen Märtyrertode in Rom entziehen wollte. Und Christus sah ihn ernst und strafend an, und der Jünger sagte zitternd: Herr, wohin gehest Du? (Domine, quo vadis?) Petrus fragte nicht: Herr, woher kommst Du? Denn daß der Heiland seinen Himmel wieder verlassen, fiel ihm nicht so sehr auf, als die Richtung, welche Christus bei seiner neuen Wanderung auf

Erden eingeſchlagen hatte. Chriſtus ſchien ja geradewegs nach Rom zu eilen, von wo Petrus mit Zurücklaſſung ſeiner Feſſeln eben aufgebrochen war. Dies gerade machte ihn ſtutzig und ängſtigte ihn, und mit demüthig flehender Stimme ſagte er: Herr, wohin geheſt Du?

Chriſtus blieb ihm gegenüber ſtehen, betrachtete den Petrus, und ſagte: Ich gehe nach Rom, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. (Venio Romam, iterum crucifigi!)

Beide ſieht man in dieſer Begegnung in lebensgroßen Frescogeſtalten dort an der Mauer ſtehen. Die Zeichnung iſt kräftig, großartig, und dieſem bedeutungsvollen Moment angemeſſen, und die Malerei iſt mit ihren ſtarken, wahrheitsgetreuen Zügen der wunderbaren Legende zu Hülfe gekommen. Jene Worte, welche Chriſtus und Petrus an dieſem Scheidewege miteinander gewechſelt, flattern als Inſchriften um ihre Köpfe.

Petrus ſoll von dieſen Worten ſeines Herrn und Heilandes ſogleich auf das Reuigſte ergriffen worden ſein. Er fühlte die ganze ſchwere Laſt des Vorwurfes auf ſeinem Herzen ruhen, und an dieſer Stelle kehrte er ſich um, denn es trieb ihn, nun

geradewegs wieder nach Rom zurückzukehren. Chriſtus wollte nach Rom gehen, um ſich zum zweiten Mal dort kreuzigen zu laſſen, und Er, Petrus, war vor dem Märtyrertode geflohen, durch den allein das neue Heil der Welt zu beſiegeln war!

Voll Scham und Schmerz trat er den Rückweg nach Rom an, und begab ſich von ſelbſt wieder in ſein Gefängniß, um ſich von neuem ſeine Feſſeln anlegen zu laſſen. Freudig und muthig ging er jetzt in den Märtyrertod ein, der ihn einige Monate ſpäter, als ihn Paulus erlitten, in demſelben Jahre 67 traf.

Die Legende hält immer auf Gründlichkeit, je kühner und ſeltſamer ſie gedichtet hat, und ſo blieben auch die Fußſtapfen, welche Chriſtus in den Stein eingedrückt, als er an dieſer Stelle dem Petrus erſchienen war, aufbewahrt. Der ächte Stein, an dem dieſes beweiskräftige Mirakel geſchehen, iſt aber nach der Kirche S. Sebaſtiano gebracht worden, wo er noch heut Jedermann gezeigt wird. Hier in Domine quo vadis erblickt man ſeltſamer Weiſe nur eine Copie davon, die, von einem eiſernen Gitter umgeben, für die Gläubigen ausgeſtellt iſt.

Wo eigentlich das Gefängniß des Apoſtels Petrus ſich befunden, in dem man ihn zu Rom gefangen

gehalten hatte, ist vielfach Gegenstand des Streites für die heilige Archäologie gewesen. Die Sage hat sich für das Mamertinische Gefängniß entschieden, das noch heut am östlichen Abhange des Capitols liegt und auch den Namen S. Pietro in carcere führt. Hier schmachtete der heilige Petrus in harter Kerkerpein, und wenn man diese schrecklichen Räume heut erblickt, kann man sich nicht wundern, daß die Seele des Apostels heruntergedrückt wurde und er einen Augenblick lang die Größe des christlichen Märtyrertodes nicht mehr fassen konnte. Die kleine, niedere, von schwarzem Dunkel und entsetzlichen Dünsten erfüllte Kammer, welche sich unter dem Dach des Mamertiner Gefängnisses befindet, soll dieser Kerker des Petrus gewesen sein. Ein tückisches Grauen umwebt noch heut diesen Ort, obwohl das abscheuliche Cabinet jetzt ein Oratorium geworden ist, dem heiligen Petrus geweiht. Aber an den schwarzen Wänden hängen noch jetzt Dolche, Pistolen, Messer und Marterwerkzeuge aller Art umher, neben frommen Sprüchen und Gelübden, die auf mehreren Votivtafeln niedergelegt worden. Aber Petrus hatte einen wackeren Kerkermeister, der in dieser schauerlichen Todeskammer ein menschliches Herz gegen ihn zeigte. Dieser Kerker-

meiſter, der ein Römer war und ein Chriſt zu werden verdiente, mag den Ausbruch des Petrus aus ſeinem Gefängniß begünſtigt haben. Als aber Petrus, nachdem er dem Heiland an der Appiſchen Straße begegnet war, jetzt mit neuem Muth, und erkräftigt in der hohen Idee des Martyrthums, wieder zurückgekommen war in dieſe Zelle, ließ er ſich von ſeinem Freund die Ketten wieder anlegen, die ihm jetzt wunderbar leicht dünkten. Eine neue Kraft durchrieſelte alle ſeine Glieder, und wie im Entzücken berührte er mit dem gefeſſelten Arm die Mauer ſeines Gefängniſſes. Und von dieſer Berührung ſpringt eine friſche Quelle aus der Wand, die ihn heiter grüßt und mit ihrer Silberwelle den ſchwarzen Nebel des Kerkers durchbricht. Die chriſtliche Sage, die, wie ihre ganze Religion, gern unter Thränen lächelt, ſtrebt hier nach einer gewiſſen künſtleriſchen Symmetrie, mit der ſie die Legende von Peter und Paul abrundet. Der Märtyrer Petrus mußte auch ſeine Quelle haben, nachdem aus dem abgeſchlagenen Haupte des Paulus die drei Quellen, von denen wir im Märtyrer-Thal gekoſtet hatten, hervorgeſprudelt waren. Petrus aber tauchte jetzt ſeine Hand in dieſe Quelle, und taufte daraus ſeinen Kerkermeiſter, der längſt verdient hatte,

ein Chriſt zu ſein. Dieſe Quelle fließt noch am heutigen Tage dort in dem Mamertiniſchen Gefängniß.

Und wahr muß Alles geweſen ſein, denn vor einigen Tagen ſahen wir auch die Ketten und Banden, in welchen Petrus erſt in Jeruſalem, und dann in Rom gelegen. Dort, in der alten Kirche S. Pietro in Vincoli auf dem Esquilin, zu der uns neulich die vor der Thür ſtehende grüne Palme hineinlockte, werden die Ketten von Jeruſalem und von Rom aufbewahrt, die ſich durch ein nicht geringes Wunder zu Einer in einander verſchmolzen haben, als der Papſt Leo I. ſie beide zuſammen in ſeiner Hand hielt. Hier wird am erſten Auguſt das Feſt der Ketten des heiligen Petrus gefeiert, und die Ketten werden dann von den Gläubigen inbrünſtig geküßt. Feilſpähne von dieſen Ketten theilten früher die Päpſte reichlich aus, und machten damit den Fürſten, welche ſelbſt die Ketten Roms trugen, troſtreiche Geſchenke. Neulich ſahen wir hier den Herzog von Modena mit ſeiner Gemahlin, der auf einer Rundfahrt zu allen Reliquien Roms begriffen war, und hier in einer feierlichen Ceremonie die Ketten des Petrus küßte, nachdem er im Lateran die Schädel der beiden Apoſtel geküßt hatte.

Alle dieſe Märtyrer-Reliquien in Rom, zu denen ſich auch noch ein Stück Holz vom Kreuze Chriſti geſellt, erinnern uns beſtändig daran, daß hier die eigentliche Leidensſtätte von Chriſtus geweſen. Das Martyrium der chriſtlichen Religion, das der Qualen und Schmerzen bedurfte, um das neue Heil zu ſtiften, hatte in Rom ſeinen Mittelpunkt gefunden, und dies war die erſte Anwartſchaft auf die Herrſchaft Roms über die Chriſtenheit geweſen. Es ſchien deshalb auch nothwendig für die Sache des Chriſtenthums zu ſein, daß Petrus der Kreuzigung in Rom ſich nicht entzog, ſondern ebenfalls auf dieſem Theater der Märtyrer ſeine Rolle blutig beſiegeln ſollte. Darum trieb ihn Chriſtus, als er dem Fliehenden an der Appiſchen Straße begegnete, mit den wunderbaren Worten wieder zurück, daß er ſelbſt nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Es war dies ſicherlich nicht bloß ein ſchneidendes Bonmot gegen den Jünger, welches ihn durch das Beiſpiel des hohen Meiſters beſchämen ſollte. Auch hätte die Sache, woran die Legende nicht gedacht hat, dem Petrus bei einigem Beſinnen unwahrſcheinlich vorkommen müſſen, denn zweimal konnte ſich der Herr unmöglich kreuzigen laſſen, da er ſonſt ſeine erſte Kreuzigung discreditirt

hätte, wenn sie noch zum zweiten Mal nöthig und möglich geworden wäre. Aber daß Rom der Ort sei, wo sie den Herrn noch oft und vielmals an das Kreuz schlagen würden, gab Christus durch dies merkwürdige Wort deutlich zu verstehen. Das Wort trug zugleich eine prophetische Bedeutung in sich, und zeigte im Geiste auf die römische Hierarchie hin, die einst in dieser Stadt, mit dem Gefolge ihrer Priester und mit ihrer ganzen Pfaffenwirthschaft, emporsteigen würde.

Jeder Blick auf die geistlichen Zustände Roms, wie sie sich seit der Gründung der römischen Kirche bis auf den heutigen Tag gezeigt haben, muß an das Wort erinnern, welches Christus an der Appischen Straße zu Petrus gesprochen, indem er sagte, daß er nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Dante, Boccaccio und Macchiavelli haben von der Lebensweise, den Sitten und dem religiösen Geist des römischen Clerus schon in ihrer Zeit Schilderungen gegeben, die eine Verwilderung ohne Gleichen, wie sie kein anderer Stand je in der menschlichen Gesellschaft dargeboten, vor Augen führen. Als Ursache, daß die Kirche von Rom dermaßen in Koth und Schmutz und Verfall versunken („cade nel fango e se brutta e la some") führt Dante im Fegefeuer der Göttlichen

Komödie die an, daß dies Kirchenwesen zwei Herrschaften, die geistliche und die weltliche, in sich zu verschmelzen gestrebt habe. Aus der weltlichen Herrschsucht der römischen Kirche stammte auch die Verweltlichung ihrer Priester, die in sinnlicher Lebesucht und in der Kunst der Intrigue, durch welche sie sich alle Genüsse und Reichthümer der Erde zu verschaffen wußten, es bald allen andern Ständen in Italien zuvorthaten. Die Leidenschaften und Verbrechen des römischen Clerus, aus denen schon Boccaccio seine üppigsten und schneidendsten Novellen wob, sind seit vielen Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben, und noch heut setzen sich die pikantesten Masken des italienischen Lebens aus den Gestalten der Priester, aus ihrer Weltlust und ihren Abenteuern zusammen. Mit großer Beweglichkeit und Energie haben es die Geistlichen verstanden, alle ihre Positionen in der Gesellschaft zu behaupten, die sie von Anfang an hier inne gehabt, und wenn auch ihre persönliche Autorität und die ganze kirchliche Weihe ihres Standes in Italien, und besonders in Rom, mehr und mehr gelitten, so haben sie doch als Männer der Intrigue, als Freunde und Beistände der Frauen, ihre Macht keineswegs verringert gesehen. Die Priester sind jetzt

die eigentlichen Viveurs von Rom, und wer die Pariſer Lebemänner auch in der ewigen Stadt wiederfinden will, kann ſie nur unter dem ſchwarzen Talar der frommen Patres ſuchen. Der weltheitere und höchſt behäbige Ausdruck auf dem Geſicht dieſer Prieſter, das in der Regel weit entfernt von dem ſalbungsvollen und heuchleriſchen Ernſt ſo vieler proteſtantiſchen Geiſtlichen iſt, ſpricht es offen genug aus, welchen freien Standpunkt zur Welt der römiſche Clerus inne hat. Nicht minder beweiſen aber auch die ſocialen Zuſtände in Rom, daß die Verbrechen des Clerus auf eine erſchreckende Weiſe zugenommen haben, und die kriminaliſtiſche Statiſtik des Landes täglich mit neuen, oft höchſt unnatürlichen und Schauder erregenden Thatſachen vermehren. Obwohl ſich die geiſtlichen Gerichte alle Mühe geben, Dinge dieſer Art mit einem Schleier zu umhüllen, ſo werden doch oft die größten Abſcheulichkeiten im Volke bekannt und werden ihrerſeits wieder Urſache, daß der Reſpekt gegen die Geiſtlichkeit immer tiefer ſinkt und aus ihrer Mißachtung auch Verbrechen aller Art gegen ihre Perſonen und ihr Eigenthum entſtehen. Beſonders in den Landdiſtrikten um Rom fallen jetzt täglich Gräuel aller Art vor, und während die Prieſter Unheil und

Unsitte und selbst Mord in den Familien verbreiten, fallen ihnen die Diebe in ihr Haus und rauben ihnen, von der Weihe des Priesterhauses nicht mehr zurückgeschreckt, alle ihre Geräthschaften und Kostbarkeiten, wovon noch heut ebenso seltsame und tragikomische Beispiele sich ereignen, als sie Boccaccio vor mehr als fünfhundert Jahren in den Novellen des Decamerone erzählte.

In diesen unwillkürlichen Erinnerungen beurlaubten wir uns von der großen, ernsten, strengen Gestalt, in der Christus an den Wänden der seltsamen Kapelle Domine quo vadis uns gegenüberstand. Das Frescobild schaute uns mit seinen starken, vielbedeutsamen Zügen an, und sein Wort, daß er sich zu seiner erneuten Kreuzigung nach Rom begeben, schien uns wie in einer düsteren Flammenschrift entgegenzuleuchten. Einen großen Kontrast zu diesem in der Unendlichkeit seines Leidens einherschreitenden Christus bildete der heroisch tapfere und siegbewußte Christus des Michel Angelo, von dem wir jetzt im Hintergrunde der Kirche das Modell stehen sahen, welches zu dem Originalwerk in der Kirche Minerva gedient hatte. Michel Angelo war kein Künstler des christlichen Schmerzes, und die herrliche antike Göttergestalt, zu der er seinen

Heiland geformt hat, konnte nicht durch Leiden und Schmach triumphiren, ſondern die Glorie konnte ihr nur aus ihrer prallen, Alles beſiegenden Gewaltigkeit und Muskulatur entſtehen, in der ſie der große Buonarotti dort geſchaffen hat. Mit Ausnahme einiger Lineamente des Geſichts und der Geſtalt, die vom Chriſtenthum zerfreſſen und geiſtig durchgearbeitet ſcheinen, iſt in dieſem Chriſtus nur das jauchzend ſchwellende Daſein eines ſich Gott fühlenden Körpers ausgedrückt. Dieſer triumphirende Chriſt des Michel Angelo und dort der Chriſt der Legende, mit dem ihn überſchattenden Ernſt des Kreuzestodes, ſtellen zu einander denſelben eigenthümlichen Gegenſatz dar, den die kleine Peterskirche, welche ſich die Legende hier an der Appiſchen Straße gebildet, zu dem großen Rieſen-Dom St. Peter beim päpſtlichen Vatican bildet. Hier beim „Herr, wohin gehſt Du“ hat ſich über dem Petrus und ſeinem Herrn die von Schmerz und Leid überſtrömende Sage zu einem kleinen Kirchendach gewölbt, das demüthig und entſagend an der Heerſtraße trauert. In dieſer Geſtalt war Petrus noch der arme Märtyrer, der den Muth verloren hatte, und der ſich zu dem ſchmählichen Tod erſt entſchließen konnte, nachdem ſein Herr und Meiſter ihm noch einmal erſchienen

war. Aber auf der Märtyrerstätte selbst, im Neronischen Circus, wo Petrus gelitten hatte, war dann S. Pietro in Vaticano, die großmächtige Kirche der Hierarchie, in der nur Herrschaft und Triumph und Ueberwältigung verkündet worden, entstanden. Hier war über den Gebeinen des Apostels Petrus die päpstliche Machtherrschaft in aller ihrer Pracht und in der heidnischen Gliederung, in der Michel Angelo den Christ selbst erschuf, aufgerichtet worden. Als armer flüchtiger Knecht an der Heerstraße war er uns viel liebenswürdiger erschienen, als in seinem weltgebietenden Prunk, den er nachher am Vatican angezogen, und der ihn zum Erbauer der christlichen Kirche und zum Herrscher der Christenheit gemacht hatte.

III.

Pius IX. und die Männer der italieniſchen Revolution.

Der Papſt Pius IX. iſt durchaus ein Kind des revolutionnairen Jahrhunderts, das ihn ſchon bei ſeiner Geburt mit ſeinen vollſten Wogen umrauſchte. Im Jahre 1792 war Joſeph Maria Graf von Maſtai Ferretti in Sinigaglia, einer kleinen, in der päpſtlichen Legation Urbino-Peſaro gelegenen Seeſtadt, geboren worden. Mit ſeiner Erhebung zum Papſte im Jahre 1846 war die erſte Stunde einer neuen Revolution für Italien und ganz Europa angebrochen. Vielleicht fand nie ein innerer und gedankenklarer Zuſammenhang zwiſchen Maſtai Ferretti und der Revolution Statt. Denn Pius IX. war kein politiſcher Kopf, ſondern er hatte eigentlich nur ein gutes Herz, das alle Menſchen glücklich machen wollte. Seine Gutmüthigkeit, den Klagen des Volkes abzuhelfen,

führte ihn zuerſt auf den Weg der Reformen, und die Reform iſt immer nur die Amme der Revolution, die ihren titaniſchen Säugling allmählig aufnährt. Pius IX. wurde der Anempfinder der Revolution, und er ſympathiſirte mit ihr, noch ehe er ſie kannte. Um die eigentlichen Staatsverhältniſſe hatte er ſich bis dahin ſehr wenig gekümmert. Aber dafür hatte er alle Mittel und Anſtalten der öffentlichen Wohlthätigkeit genau ſtudirt, er wollte Barmherzigkeit für alle Unglücklichen und Leidenden, und plötzlich ſah er erſt, daß die Barmherzigkeit, welche er übte, ſchon die Revolution ſelbſt war.

Die neue Bewegung der Ideen, die in Italien in dieſem Augenblick losbrach, kam hinzu, um ihn, den revolutionnairen Papſt, um den ſich alle für Freiheit und Glück Auferſtehenden ſammelten, in ihre ſtürmiſchen Kreiſe hereinzuziehen. Die Ideen, welche der philoſophiſche Abbé Gioberti und ſeine Freunde in's Feld führten, verſprachen dem Papſt noch eine ganz neue Glorie, wie ſie nie auf dem Stuhl Petri geſehen worden. Man umgaukelte ihn mit dem Gedanken, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, wo Guelfen und Ghibellinen verſöhnt und vereinigt ſtehen ſollten um den Thron des Papſtes, wo der Papſt der lange

erſehnte Cäſar geworden, in deſſen mächtiger Hand Staat und Kirche gleichmäßig und harmoniſch ruhten, und wo die Demokratie, unter dem Segen des heiligen Vaters, ihre neue volksbeglückende und welterlöſende Miſſion beginnen würde. Die Einheit Italiens, für die ſich im Lauf der vergangenen Jahrhunderte nie der rechte Cäſar hatte finden wollen, würde dann als Strahlenkrone von dem Haupt des neuen Souverains ausgehen, der weltlicher Fürſt und kirchlicher Weltherrſcher zugleich werden ſollte.

Dieſe Erwartungen, die ſich an den ſchönen und liebenswürdigen Maſtai Ferretti knüpften, durchdrangen bald alle Völker Italiens und regten ſie gewaltig auf. Von einer Küſte der apenniniſchen Halbinſel bis zur anderen verbreitete ſich auf Einmal wie mit einem Zauberſchlage das Gerücht, daß der italieniſche Nationalkaiſer, den man ſo lange geſucht, jetzt gefunden worden, und dies ſei der neue Papſt, Pius IX., ein milder und zarter Mann, mit ſchönen, träumeriſchen Augen, in deren ſinnigem Ausdruck man eine neue Zukunft Italiens wiedergeſpiegelt ſehen wollte. Das römiſche Volk, das ihm auf allen ſeinen Schritten jauchzend entgegenflog, nannte ihn damals nicht ſelten den Prieſter-König (Re sacerdote), und mit dieſem

seltsamen Wort, das aus einer ganz naiven Anschauung der Dinge hervorging, wurde die ganze Bahn bezeichnet, auf der man Pius IX. seine neue hoffnungsreiche Herrschaft über Rom und Italien ausbreiten sehen wollte.

Pius IX. war gewiß tief betroffen gewesen über diesen wunderbaren Anfang seiner Herrschaft. Die Neigung, eine politische Rolle zu spielen, fand er durchaus nicht in sich vor. Aber die meisten Menschen werden nicht das, was ihren Neigungen und ihrem Wesen entspricht, sondern sie lassen sich zu dem bestimmen, was die Welt, oft auf eine höchst ungerechtfertigte Weise, von ihnen verlangt. Das Vorurtheil der Welt macht Helden, Triumphatoren und Märtyrer, wie es Unglückliche und Verbrecher macht.

Der Papst, dessen Herz nur für das Glück des ihm anvertrauten Volkes schlug, sah nicht sogleich, daß man ihm die revolutionnaire Fahne in die Hand gedrückt und ihn damit auf den Markt heruntergelockt hatte. Wenn der Jubelschrei der Volksmassen auf dem Platz des Quirinal zu ihm heraufdrang in seine Zimmer, glaubte er nur den Ton aus den alten Träumen seiner Jugend, in denen er Glück und Heil für alle Menschen auf der Erde geträumt, an sein entzücktes

Ohr ſchlagen zu hören. Er wollte der Vater des Volkes ſein, und das Volk wollte frei ſein, was ſchadete es ihm? Dabei riefen ſie ſeinen Namen mit einer ſolchen Inbrunſt an, daß er ihnen gern die ganze Freiheit vom Himmel geholt hätte, wenn ſie durch die Macht des Papſtes auf die Erde zu verſetzen war. Aber das evviva Pio nono! ſchallte Tag und Nacht zum Quirinal zu ihm herauf, die Pius-Hymne, die Roſſini in Muſik geſetzt, brauſte zu ſeinen Füßen, die Jubelrufe für ihn und für ein neues glückliches Rom klangen bis zum frühen Morgen, und vermiſchten ſich mit dem Donner der Feuerwerke, die man dem Papſt zu Ehren abbrannte. Wie hätte er da widerſtehen können, die Rolle anzunehmen, die man ihm zugedacht hatte?

Als wir geſtern den alten Palaſt des Quirinal beſuchten, wurden wir, in der Erinnerung an den damaligen, die ganze Welt durchdringenden Jubel, von der Einſamkeit und Oede, die jetzt auf dieſer Stelle herrſcht, ſeltſam befallen. Das ganz Italien entzündende Treiben, welches, bald nachdem Pius IX. auf Peters Stuhl geſtiegen, hier vor ſeinen Fenſtern ſich ausbreitete, war einem ſtillen, düſtern Ernſt, der zum Nachdenken herausforderte, gewichen. Es giebt ſonſt

keinen Platz in Rom, der eine so heitere und freundliche Aussicht gewährte, als dieser Platz auf der Höhe des Quirinal, welcher nach den colossalen Rossebändigern, die hier in den herrlichen Marmorgruppen aufgerichtet stehen, den Namen-Monte Cavallo führt. Die Dioskuren, das ungeheuerste Bildwerk des Alterthums, das im Mittelalter aus den Trümmern des alten Roms hervorgegraben worden, haben hier, unmittelbar vor dem päpstlichen Palaste des Quirinal, ihre Aufstellung erhalten. Heut, wo der Streit kein Interesse mehr hat, ob diese Rossebändiger alte Werke des Phidias und Praxiteles sind oder nicht, müssen die beiden Gruppen, zwischen denen man seltsamer Weise einen Obelisken aufgerichtet hat, doch noch immer durch ihren gewaltigen Lebensausdruck, durch ihre großartige und wahrhaft ideale Formenbildung und durch den Triumph der plastischen Musculatur, fesseln. Die nackten Heroengestalten, welche ihre sich aufbäumenden Rosse bei den Zügeln festhalten, überraschen durch das Gegenspiel der Kraft, das sich in dieser Gruppe ausdrückt, und im Ganzen derselben aus der elementaren Wildheit des Kampfes zu einem leichten harmonischen Götterfrieden sich auflöst.

Wenn Pius IX. am Fenster des Quirinal saß,

und ſeine träumeriſch ſinnenden Blicke hinunterfallen ließ auf die Coloſſe von Monte Cavallo, ſo mochte er, verführt durch die göttliche Leichtigkeit, mit der das Kunſtwerk der Antike alle Schwierigkeiten überwindet, ſich durch einen ſolchen Anblick noch mehr dazu hingeriſſen fühlen, in den Kampf mit den Elementen des Jahrhunderts einzutreten. Er ſah dort die Söhne des Zeus, welche ihre wilden Roſſe, die in ſtürmiſcher Bewegung neben ihnen emporſpringen, mit einer kaum merklichen Anſtrengung der Hand bändigen, und die leidenſchaftlichen Thiere mit ebenſo großer Anmuth als Kraft zügeln. Wenn es ebenſo leicht wäre, die Elemente der Revolution erſt frei gewähren zu laſſen, und ſie dann plötzlich wieder feſt, leicht und ſicher, als wenn Phidias ſelber ſeine harmoniſch ſchaffende Hand darüber ausgeſtreckt hätte, am Zügel feſtzuhalten, denn wäre die Revolution ein olympiſches Kunſtwerk, und der Verfertiger deſſelben müßte faſt die Kunſt verſtehen, Götter zu machen. Die alte Sculptur hat ſich aber bei dieſer Aufgabe ſtets eines Kunſtgriffs zu bedienen gewußt, durch den ſie große Vortheile erlangte. Die antike Kunſt pflegte in ſolchen Gruppen des Kampfes und Contraſtes die Thiere ſtets kleiner darzuſtellen, als ſie, ſelbſt im na-

türlichen Größenverhältniß zu den ihnen gegenüberstehenden Heroen, hätten gebildet werden müssen. Mensch und Gott behaupteten dadurch in diesem Gegensatz der Verhältnisse von vornherein ihre überwiegende Größe, die nicht anzutasten war, und darum leicht den Triumph des Hohen und Erhabenen über das Niedere und Sinnliche darstellen konnte. Pius IX. war edel genug, in seinen Gedanken diesen großartigen und idealen Schein auch der Revolution zu leihen, die sogleich nach seinem Regierungs-Antritt vor ihm emporstieg und ihm huldigen wollte. Aber die Revolution hat nie wie Phidias gearbeitet, sondern das Thier behauptet in ihr leicht von vorn herein das Uebergewicht gegen den Menschen, und das Heroische verliert in dem Maße an Größe und Bedeutung, als das Bestialische die ganze Gruppe zu beherrschen anfängt. Dies war es, was Pius IX. in demselben Augenblick erleben mußte, in dem er sich noch glücklich und gläubig von der Volkswoge tragen ließ.

Hier, auf den Höhen des Quirinal, wo eine gesündere und reinere Luft weht, als man sie in den übrigen Stadtvierteln Roms einathmen kann, hatte Pius IX., gleich seinem Vorgänger Gregor XVI., seine Residenz aufgeschlagen. Gregor XVI. war der

erſte Papſt geweſen, der im Quirinal regelmäßig gewohnt und ſich mit einer dauernden häuslichen Einrichtung in dieſen großartigen Prachtgemächern niederließ. Dieſen päpſtlichen Palaſt des Quirinal, der auch Palazzo di Monte Cavallo genannt wird, hatte ſchon Gregor XIII. wegen der geſunden Luft dieſer Gegend im Garten des Hauſes Eſte zu bauen begonnen.

Die Päpſte hatten ſich ſchwer von ihrer Wohnung im Vatican und von der Nachbarſchaft der Peterskirche, ungeachtet dort den größten Theil des Jahres hindurch eine ſehr ſchlechte Luft herrſchte, trennen können. Die Ausſicht auf den St. Peter iſt aber gerade von dem Berg des Quirinal aus die ſchönſte, die es giebt. Von keinem andern Punkt ſieht man in all ihrer Macht und Herrlichkeit die Baſilica des heiligen Peter ſo eindrucksvoll daliegen, als wenn man an der Eingangspforte des Quirinal ſteht, wo St. Peter, die Engelsburg und die Säule des Trajan aus blauer duftiger Ferne ſich herüberneigen. Es iſt eine feierliche Situation, wenn der Papſt von der Loggia aus, welche über dieſem Haupteingange ſich befindet, an die auf dem Platze verſammelte knieende Menge ſeinen Segen ertheilt, und der am Horizont ſchwebende St. Peter ſeine brauſenden Glockenklänge dazu herüber-

ſendet. Von dieſem Balcon aus wird auch das neuerwählte Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit dem Volke verkündigt, ſeitdem das Conclave in dieſem Palaſte abgehalten wird, wo im zweiten Stockwerke die Verſammlungszimmer für die Cardinäle eingerichtet ſind. Auf dem Platze von Monte Cavallo bildet ſich dann zuerſt rings um die coloſſalen, von Götterhänden gezügelten Pferde die Proceſſion der Cardinäle, die unter Vorantragung des Kreuzes hier eine in bedeutungsvollen Gruppen ſich durcheinanderſchlingende Ceremonie ausführen, ehe ſie in den Quirinal zur Vornahme der Papſtwahl hinaufſchreiten.

In dem erſten Stockwerk des Quirinal hatte zuerſt der Papſt Gregor XVI. die koſtbar geſchmückten Säle und Zimmer, welche früher unter der Herrſchaft Napoleons mit dieſem ungemeinen Prachtaufwand hergeſtellt waren, zu ſeiner Wohnung einrichten laſſen. Napoleon Bonaparte hatte den Siegeszug der franzöſiſchen Republik durch Italien im Jahre 1797 auch bis in die ewige Stadt hinein ausdehnen wollen, und ſchon ſtand er drei Tagemärſche von Rom, in dem alten Tolentino, an der Straße von Ancona nach Rom, von wo er ſeine donnernden Tagesbefehle in die zagende Stadt ſandte. Zu ſeiner Reſidenz in Rom

hatte er ſich bereits den Quirinal erſehen, und der zitternde Statthalter Chriſti, der ſchon die Flucht zu ergreifen dachte, aber für einen Frieden mit Bonaparte gern Alles daran geſetzt hätte, ließ den Quirinal zu einem glänzenden Hofhalt einrichten, wie ihn kein Kaiſer und Herr der Erde zu gering für ſich anſehen konnte. Aber Napoleon kam ſeltſamer Weiſe nie in die Stadt der Cäſaren, unter denen die ſpäteren Schmeichler das Urbild ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Größe hatten entdecken wollen. Der Sturz Roms paßte dem angehenden Univerſalkaiſer nicht in ſeine übrigen Pläne, und der harte Frieden von Tolentino kam zu Stande, obwohl das Directorium von Paris es auf eine Vernichtung der ganzen weltlichen Macht des Papſtes abgeſehen hatte. Napoleon Bonaparte hielt dieſe noch nicht an der Zeit, und trat den Rückzug an, ohne ſein ſchönes Quartier, in der Bel-Etage des Quirinal, geradeüber von dem weltherrſchenden Vatican, bezogen zu haben.

Gregor XVI., Mauro Capellari, ließ, als er nach ſeiner Thronbeſteigung in den Quirinal einzog, die koſtbare Einrichtung wieder wegnehmen, mit der man ſie zur Reſidenz des Generals Bonaparte und ſpäter, im Jahre 1818, zur Aufnahme des Kaiſers

Franz von Oeſterreich und ſeiner Gemahlin, ausgeſtattet hatte. Denn es ſchickte ſich nicht für die Einrichtung eines Statthalters Chriſti, ſo koſtbare Möbel um ſich zu haben, da der Etikette gemäß in den Gemächern, in welchen der Papſt wohnt, ſelbſt die Seſſel nur in der Form von Kirchenſtühlen zuläſſig ſind. Aber es blieb hier noch immer ſo viel ſtehen, um den Quirinal zu einem Prachtpalaſt erſten Ranges zu machen, der auch durch einige vorzügliche Meiſterwerke der Malerei, die er in ſich vereinigt, den bedeutendſten Sehenswürdigkeiten Roms ſich anſchließt. Beſonders hat Guido Reni mit ſeinen gelungenſten Schöpfungen, ſowohl in Fresken als in Oelgemälden, das Haus trefflich geziert, und ſein Altarbild, welches in der päpſtlichen Hauscapelle des Quirinal die Verkündigung der heiligen Jungfrau in einer Glorie von Engeln darſtellt, iſt mit vieler Innerlichkeit und Würde und einer kräftigen Anmuth des Pinſels ausgeführt.

Pius IX. hielt die päpſtliche Reſidenz im Quirinal feſt und bezog unmittelbar nach ſeiner Erwählung die Gemächer deſſelben. Das Volk, welches ſich während der Zeit des Conclave unruhig und neugierig auf dem Platz des Monte Cavallo auf und nieder zu bewegen pflegt, blickt dann erwartungsvoll nach dem Giebel

des Quirinal hinauf, denn ſobald aus dem Schornſtein eine kleine Rauchwolke emporſteigt, erblickt man darin das Zeichen, daß die Wahl vollbracht iſt. Denn es beſteht die alte Gewohnheit, auf einem großen Feuer, welches im Kamin des Verſammlungszimmers angezündet wird, die Wahlzettel zu verbrennen, welche ohne Erfolg abgegeben worden. Aber als der Name Maſtai Ferretti laut wurde, der ſich den Namen Pius des Neunten beilegte, wurde zunächſt Alles ſtill, denn man hatte einen Anderen erwartet, und Niemand wußte von dem politiſchen Charakter des neuen Papſtes, auf welchen es den Römern in dieſem Augenblick vorzugsweiſe anzukommen ſchien, etwas zu erzählen. Der Ruf nach Reformen ſtand dem römiſchen Volke ſchon beim Tode Gregors XVI. auf den Lippen. Denn die mißlichen, jeden Halts entbehrenden Zuſtände des Kirchenſtaats ſchienen unter dieſem Papſt den äußerſten Grad der Verkommenheit und Verderbniß erreicht zu haben. Man traute dem Kirchenſtaat in dieſen allſeitig vermoderten und verfaulten Formen kaum noch ein längeres Fortbeſtehen zu, und das Ausland hatte jeden Tag Aufſtände und Revolution in Rom erwartet.

Pius IX. hatte aber kaum einige Wochen auf dem päpſtlichen Stuhl geſeſſen, als er ſchon die

gänzlich rechtlos gewordenen Zuſtände Roms laut bei Namen bezeichnete und ſelbſt ihre Abhülfe in Ausſicht ſtellte. Ehe er damit vorſchritt, glaubte er jedoch die Hand an den übertriebenen Luxus des päpſtlichen Haushalts ſelbſt legen zu müſſen. In den Ställen des Quirinal wieherten ſechszig Pferde von der koſtbarſten Race, die mit einem großen Aufwand gehalten wurden. Pius erklärte, daß ihm die Hälfte davon genüge, und ließ dreißig der ſchönſten Roſſe zum Beſten der Armen von Rom verkaufen. Das ungeheure Perſonal, das in ſeinen Vorzimmern und Küchen ſich drängte, ſchien ihm ebenfalls ſeine Bedürfniſſe weit zu überſteigen, und er behielt nur die kleinſte Anzahl dieſer Leute zu ſeiner Bedienung bei. Nicht minder zog er die gewaltigen Summen ein, welche bisher für den Unterhalt der päpſtlichen Güter beſtimmt waren, und die ſich ermäßigen ließen, ohne dem Gedeihen derſelben zu ſchaden. Seinen Haushofmeiſter berief er zu ſich, und ſagte zu ihm: ich bin nichts als ein armer Prieſter des Jeſus-Chriſt, und durchaus kein Lucullus. Und nur wie einen armen Prieſter ſollt Ihr mich künftig bedienen laſſen: drei Gerichte, ganz beſcheidener Art, und ein ganz gewöhnlicher Wein, werden mir für meinen Tiſch jedesmal genügen.

Es war den Römern zuerſt neu, einen armen Prieſter, der nur wie ein einfacher Mann des Volkes leben wollte, und der den größten Theil des Tages arbeitete, auf dem Thron der Statthalter Chriſti zu erblicken. Schon dachte Pius daran, nicht minder aus ökonomiſchen Beweggründen, ſeine Schweizer Garden, die einen bedeutenden Koſtenaufwand verurſachten, zu entlaſſen oder auf einen geringeren Beſtand zurückzuführen. Er wollte zeigen, daß er in der Mitte ſeines Volkes wie jeder andere Bürger leben könne. Oft verließ er auf der Promenade ſeinen Wagen, in dem er, nach ſeiner Lieblingsgewohnheit, auf dem Monte Pincio ſpazieren gefahren war, und dann miſchte er ſich ganz harmlos unter die ſchöne Welt des Monte Pincio, wo ſich zu einer gewiſſen Nachmittagsſtunde alle Klaſſen der Geſellſchaft ihr Rendezvous zu geben pflegen. Nicht ſelten ging er weiter zu Fuß, und betrat die Kirchen und Klöſter, die Schulen und Hoſpitäler, um überall ſelbſt zu beobachten und den Stand der Dinge zu erfahren. Zuweilen ging er auch ganz zu Fuß aus, in den kleinen kurzen und etwas kokett fallenden Mantel eines Abbé gekleidet, und nur begleitet von zwei Geiſtlichen, ohne jedes Abzeichen, das ihn unterſcheiden konnte. Aber

das Volk, das ihn bereits kannte, drängte ſich ſchon auf ſeine Spur und ließ die erſten Laute der Freude und Erwartung leiſe hinter ihm her vernehmen. Ein Papſt, der ſo gemüthlich auf dem Monte Pincio ſpazieren geht, konnte nur das beſte Herz für das Volk haben. Wo das Volk ſich nur einen menſchlichen Sinn gegenüber ſieht, fängt es auch bereits an, zu hoffen, und ſein Vertrauen, das Alles mit ſich fortreißt, wächſt ſogleich kühn und freudig bis in den Himmel hinein.

Pius war kein großer Mann, aber ſelten war eine Perſönlichkeit ſo ſehr mit dem wunderbaren friſchen Zauber bekleidet, der die Herzen des Volkes an ſich zieht, als dieſer Papſt. Wie es Männer giebt, die den Frauen unbedingt gefährlich werden müſſen, ſo war dies ein Mann, dem das Volk durchaus nicht widerſtehen kann, und dem es, wie dem Rattenfänger von Hameln, nachläuft, ohne ſich des Grundes bewußt werden zu können. Es war aber die ſchöne hinreißende Perſönlichkeit ſelbſt, welche, mit einer geheimnißvollen Magie wirkend, dem Papſte alle Herzen im Volke gewann. Pius, der in dieſer Zeit noch in dem lebenskräftigen Alter von einundfunfzig Jahren ſtand, ſchien jetzt faſt die blühende Geſundheit

wieder erlangt zu haben, die ihm in seiner Jugend zu dem ersehnten Eintritt in die päpstliche Nobelgarde gefehlt. Auch seine früheren epileptischen Krämpfe, an denen er fast seine ganze Jugend hindurch gelitten, schienen ihn in diesem Lebensalter verlassen zu haben. Vielleicht hatte ihm die heilige Maria degli Angeli geholfen, zu welcher der fromme Mastai Ferretti früher jeden Tag mit nackten Füßen und bloßem Kopf wallfahrtete, um sich vor der himmlischen Madonna niederzuwerfen und unter seinen strömenden Thränen sie um die Erlösung von dem unheimlichen Uebel anzuflehen. Der Papst Pius VII. soll damals dem jungen Mastai Ferretti diesen Rath ertheilt haben, und da Mastai fromm und glaubensstark war, und kein rechtgläubiges Gnadenmittel der Kirche je verschmähte, soll er lange sein Heil in diesen unablässigen Gebetübungen gesucht haben. Aber Pius IX. wurde im päpstlichen Stuhl ein schöner, kraftvoller, fast von üppiger Gesundheit strahlender Herr, den das römische Volk mit Wohlgefallen und Entzücken sah. Bald aber sollte die Begeisterung für ihn alle Dämme durchbrechen.

Schon einen Monat nach seiner Erwählung zum Papst sprach Pius IX. die Amnestie für alle politi-

ſchen Gefangenen und Verurtheilten aus. Sein Decret, worin er dies verkündete, klang ſo ſanft und innig wie ein Liebesbrief, den er an das ganze Volk gerichtet. Das Volk hatte den Namen des Papſtes ſchon zu einem Anagramm benutzt, das überall auf den Straßen umhergeſtreut wurde, und in dem man aus Giovanni Maria Maſtai Ferretti die Worte: Grati nomi, amnistia et ferrata via („Willkommene Namen, Amneſtie und Eiſenbahnen") gemacht hatte. Denn auch auf die Eiſenbahnen hoffte das italieniſche Volk wie auf ein neues Mittel ſeines Heils, das ihm widerfahren ſollte. Die Eiſenbahnen waren bereits durch den Volksinſtinct ſelbſt unter die revolutionnairen Heilsmittel des Jahrhunderts aufgenommen. Aber zur Förderung derſelben in Italien hatte auch Pio Nono nichts Durchgreifendes wirken können. Pius war zu ſehr orthodoxer römiſch-katholiſcher Prieſter, als daß er das ungünſtige Verhältniß der Kirche zu den Eiſenbahnen nicht am Ende getheilt und den Teufel der Bewegung in leibhafter Geſtalt darin geſehen hätte. Aber die Amneſtie, die er nur mit ſeinem Herzen überlegte, ſchien ihm durchaus keine politiſche Handlung zu ſein. Doch hätten ihn die ungeheueren Volksmaſſen, die ſeitdem den Quirinal belagerten, darüber ſogleich auf

andere Gedanken bringen können. Den Tag über, bis Ave Maria ertönte, und dann beim Fackelschein die ganze Nacht hindurch bis zum tagenden Morgen, las sich das Volk in immer sich erneuernden Massen das Amnestie-Decret vor. Pius IX. wurde als der Retter Italiens ausgerufen, unaufhörlich mußte er vom Balcon herab seinen Segen ertheilen, und vom Monte Cavallo bis zum Corso hinab durch alle Straßen von Rom schallten die Lobeserhebungen für Pius IX. Man rühmte sich, den größten und schönsten Mann der ganzen Welt zum Papst zu haben, und auf dem Monte Pincio spannte man ihm den Wagen aus, und in Triumph und Jubel zog ihn das Volk von dannen, oder trug ihn auf seinen Schultern fort, unter den Gesängen und Fanfaren, die von allen Seiten zu seiner Feier ertönten. Auf einem dieser Triumphzüge durch die Straßen Roms sah man schon junge Leute aus den Marken und Legationen, die sich mit dreifarbigen Fahnen am Wege aufgestellt hatten. Pius lächelte darüber mit seiner gewöhnlichen Milde. Als er nach Hause kam, stürzte ihm Einer der Cardinäle, welche sich am meisten gegen die Amnestie erklärt hatten, nach, und erzählte Seiner Heiligkeit athemlos, daß das Volk bereits dreifarbige Cocarden in die

Straßen geworfen habe. Pius brach jetzt in ein lautes Gelächter über die geängſtigte Miene dieſes Cardinals aus.

Siehſt Du denn nicht ein, belehrte Pius den erbleichten Würdenträger, daß man dieſe Cocarden aus keinem andern Grunde in die Straßen wirft, als weil man ſie eben nicht mehr tragen will?

Pius hatte ſich bei den Cocarden nichts Arges denken können; er konnte ſich auch noch nichts Arges denken, als ganz Italien bei dieſen Rufen für Pius IX. ſich wie aus einem Todesſchlaf erhob und überall neue Bewegungen des Lebens machte. Pius IX. ſah nur die duftigen Blumenbecken, die in Rom vor ſeinen Augen ausgebreitet worden waren. Und doch hätte ihn Manches auch die Schlangen, die bereits darunter lagen, erkennen laſſen ſollen. Unter Denen, welchen ſein Wort der Amneſtie die Kerkerthüren geöffnet hatte, befand ſich auch ein älterer Bruder des Papſtes ſelbſt. Dies war Giuſeppe Maſtai, der älteſte Sohn der angeſehenen ariſtokratiſchen Familie, aus welcher Pius hervorgegangen war. Giuſeppe Maſtai gehörte zu den italieniſchen Patrioten, die unter der Regierung Gregors XVI. das geſteigerte und vollendete Elend Italiens nicht mehr ertragen zu können

glaubten, und Widerſtand und Heil aus den geheimen Geſellſchaften ſchöpfen wollten. Der Graf Giuſeppe Maſtai war einer der Häupter der Carbonari geworden, und verfolgte lange, jedenfalls ohne Wiſſen ſeines frommen Bruders, die gefährlichſten Umtriebe, welche auf die Entfeſſelung der italieniſchen Revolution auf der ganzen Halbinſel gerichtet waren.

Der Carbonarismus, der ſeinen Urſprung zuerſt in Calabrien genommen und ſich mit vieler Philoſophie nach den armen Köhlern genannt hatte, welche dort in der Einſamkeit der Wälder ein wunderbares, der Freiheit und Unabhängigkeit gewidmetes Naturleben führten, war als der mächtigſte Geheimbund, der jemals beſtanden, durch ganz Italien und bald bis auf die entſcheidendſten Puncte Europa's vorgedrungen. Obwohl die Carbonari eine revolutionnaire Organiſation ohne Gleichen hatten, die religiös und politiſch zugleich wirkte, und auch die Prieſter und Militairs in großer Maſſe zu ihren Mitgliedern zählte, ſo hat dieſe Geſellſchaft doch ſehr wenig Einfluß auf die Ereigniſſe der italieniſchen Halbinſel gehabt. Doch bildeten die Carbonari den ſtarken Grundſtock der neuen, bei Weitem eingreifenderen Secte, die ſich unter dem Namen des jungen Italiens aus ihnen entwickelte und

von Mazzini bald nach der franzöſiſchen Julirevolution begründet wurde. Aber der Bruder des Papſtes Pius war ein alter Carbonari geweſen, welcher auch der neuen Geſellſchaft des jungen Italiens vielfach zum Lehrmeiſter gedient hatte, und der dafür in dem Mamertiniſchen Gefängniß zu Rom, in dem einſt der Apoſtel Petrus gelitten, lange Zeit ſchmachten mußte. Die Amneſtie ſeines Bruders förderte ihn wieder an das Tageslicht zurück, doch fühlte Giuſeppe Maſtai ſein Herz davon nicht gerührt, noch weniger konnte er in den Jubel des Tages mit einſtimmen, welcher den neuen Papſt umrauſchte. Er kannte ſeinen Bruder aus der früheren Gemeinſchaft mit ihm zu gut, als daß er den politiſchen Meſſias Italiens in ihm geſehen hätte. In einer trotzigen Abwendung hielt ſich der alte Carbonari von ihm fern, ohne den Dank für die Amneſtie, die er gleichwohl angenommen hatte, dem Papſte abzutragen. Er war nicht zu bewegen, ſeinen Bruder zu ſehen, und verließ Rom, um ſich in einer einſamen Gegend in den Abruzzen verborgen zu halten. Die dringendſten Liebesmahnungen des Bruders vermochten nicht, ihn zu ſich nach Rom zurückzuberufen. Dann ſtarb er plötzlich in ſeiner finſtern Zurückgezogenheit, *)

*) Im November des Jahres 1858.

in der ihn Pius nur durch ein heimliches Aufdringen seiner Wohlthaten vor dem größten Mangel hatte schützen können.

Indeß hatte doch Pius, der ein so stilles Gemüth besaß, das unaufhörliche Volksgewühl vor dem Quirinal nicht mehr lange aushalten können. Er war selbst ein zu fleißiger und arbeitsamer Mann, der sich bis in die Nacht hinein zu beschäftigen liebte, als daß ihm dieser unaufhörliche Müßiggang der armen Leute, die in beständigen Festlichkeiten für ihn ihr Geld verpraßten, und sich nur jubelnd und schreiend auf dem Monte Cavallo umhertrieben, hätte behagen können. Der Papst erließ deshalb eine höchst liebenswürdige Aufforderung an das Volk, worin er Alle ermahnte, nicht mehr so geräuschvoll zusammenzukommen, sondern zu ihrer Arbeit zurückzukehren und sich der Sparsamkeit in allen Ausgaben zu befleißigen. Dieser Mahnung wurde einige Tage lang mit der größten Pünktlichkeit nachgekommen, denn es schien eine geheime Ordre durch Rom zu gehen, daß man Alles thun müsse, was der heilige Vater verlange.

Pius schöpfte jetzt wieder freieren Athem, und mischte sich nun wieder mit um so größerem Vertrauen unter das Volk, um zu sehen, wo er ihm helfen könne. Er erschien nun wieder eifriger in den

Hoſpitälern und Kirchen, und reichte armen Sterbenden die heiligen Sacramente, wenn der Prieſter im rechten Augenblick zu kommen ſäumte. Als er einſt in ſeinem kleinen einfachen Stadtwagen, in dem er ganz allein und ohne irgend eine Begleitung ſeiner Nobelgarde durch Rom zu fahren pflegte, ſich zum Vatican begab, begegnete ihm auf der Straße der Leichenwagen eines armen Mannes, der ganz einſam und verlaſſen ſich daher bewegte. Keine Angehörigen, keine Freunde, folgten dieſem traurigen Zuge, nur ein Prieſter mit dem Kreuz ſchritt, die Pſalmen ſingend, hinter dem Sarge einher. Dieſer Unglückliche war alſo ganz allein auf der Welt, rief Pius, und ohne Thränen und ohne Bedauern führt man ihn jetzt zu ſeiner letzten Wohnung ab! Der Papſt ſtieg aus ſeinem Wagen, und ſchloß ſich, für ſich allein das Leichengefolge bildend, dem Zuge an, den er bis auf den Kirchhof begleitete. Dort beſtreute er die Gruft des armen Todten mit Weihwaſſer und ſchüttete ihm die erſte Schaufel voll Erde auf ſein Grab aus. Er pflanzte ihm ſelbſt das Kreuz auf ſeinem Hügel, und ging nicht eher fort, als bis er an dem Grabe das de profundis mit ſeiner ſchönen Tenorſtimme herzlich angeſtimmt hatte.

Solche Dinge gehörten gewiſſermaßen zum Tagewerke des Papſtes, und es entſtanden ihm daraus oft ſehr zeitraubende Geſchäfte. Zuweilen, wenn er in ſeinem Incognito durch die Straßen fuhr, ſtieg er aus dem Wagen, um mit einem armen Kind zu ſprechen, das er weinend an einer Straßen-Ecke ſtehen ſah. Es hatte vielleicht ſeine Flaſche zerbrochen, und den Wein verſchüttet, den es darin für die Mutter holen ſollte. Der Papſt ging ſelbſt, um dem kleinen Mädchen eine neue Flaſche zu kaufen, die er mit Orvieto füllen ließ, worauf er noch einen ſpaniſchen Thaler hinzufügte, um ſeinem Schützling den beſten Empfang zu Hauſe zu ſichern. Er unterhielt beſondere geheime Agenten für ſeine Barmherzigkeit, die überall in allen Kreiſen der Bevölkerung ausſpähen mußten, wo es Unglück zu lindern und Thränen zu trocknen gab. Dann ließ er oft wie durch ein Märchen-Wunder Goldſtücke und Hülfe aller Art durch Fenſter und Thüren herein fallen, und freute ſich an der Ueberraſchung der Armen, denen plötzlich geholfen war. Wenn er perſönlich dem Dank nicht ausweichen konnte, ſo nannte er ſich immer den armen Prieſter, der auf dem Quirinal wohnt, und bald wußte man auch überall, daß dies der Papſt Pius IX. ſei, der

als ſegnender und wohlthuender Geiſt an jedem Ort erſchien, wo unglückliche Menſchen ſich nicht mehr zu helfen wußten. Die ganze Bevölkerung machte ihn bald zum Vertrauten ihrer Leiden, ſelbſt gefallene und entführte Mädchen richteten Briefe an ihn, und nicht ſelten empfing er ihren Beſuch auf dem Quirinal, um ſie durch ſein väterliches Wort auf den rechten Weg zu leiten oder die Verſöhnung mit ihren Anverwandten zu bewirken.

Wie Pius die Leiden des Volkes mildern wollte, ſo hatte er auch bald die entſchiedenſte Abſicht, das innere, faſt gebrochene Leben des römiſchen Kirchenſtaats neu aufzurichten, und die Schlüſſel des heiligen Petrus und das Kreuz Chriſti, die durch den nothgedrungenen Schutz des Auslandes bisher mehr an Glanz und Sicherheit eingebüßt als gewonnen hatten, wiederum zu der alten Herrlichkeit zu erheben. Vor dem Namen und Begriff einer Revolution ſchreckte er ſchon nicht mehr zurück. Zu ſeinen ängſtlichen Umgebungen ſagte er bereits, er kenne nichts, das revolutionairer ſei, als die feſtgewurzelten Mißbräuche, die zuletzt Alles zerſtörten, während die Reformen jeden Staatskörper neu verjüngten und wiederherſtellten. Aber ſein herzlicher Wunſch, daß das Volk

ihm keine müßiggängeriſchen Feſte mehr feiern möchte, war doch nur auf kurze Zeit in Erfüllung gegangen. Das Volk kehrte bald wieder zu ſeinen koſtſpieligen Freudenbezeugungen und Feſtveranſtaltungen für Pius zurück, und wurde dazu ſichtlich durch ſeine Führer wieder hingetrieben, die geheim und offen, aber mit jedem Tage mächtiger und drängender, an die Spitze der Maſſen getreten waren. Man wollte den Papſt auf heitern und ſchmeichleriſchen Purpurwolken betten, um ihn in die Rolle, die man ihm zugedacht hatte, zuletzt unwiderſtehlich hineinzuziehn. Dieſe Führer waren zum Theil Zöglinge des jungen Italiens, welche durch ihre noch auswärts gebliebenen Oberen hier ihre Anweiſung erhalten hatten, der italieniſchen Revolution die erſten Wege zu bereiten. Es war ſeltſam, und höchſt charakteriſtiſch, daß das erſte Stichwort der Revolution in Italien dahin lautete, das Volk zu Feſten und öffentlichen Vergnügungen auf die Beine zu bringen, und es auf dieſe Weiſe zuerſt in ſeinem eigenen Kreiſe zu ſammeln und zu einem gemeinſchaftlichen Bewußtſein zu fördern.

Es liegt darin das merkwürdige Bekenntniß zu Tage, welches die Führer und Gründer der italieniſchen Revolution überhaupt nie verheimlichten, nämlich:

daß das Volk in Italien erſt geſchaffen werden müſſe, und nicht mehr als ein ganzes und zuſammenhängendes Element vorhanden und lebendig ſei!

Dies war ſogar bereits eine der Doctrinen des jungen Italiens geworden, und in den geheimen Statuten dieſer Geſellſchaft findet ſich als erſtes vorbereitendes Revolutionsprincip dieſe Aufgabe ganz beſtimmt bezeichnet. In einer Inſtruction, welche Mazzini unter dem 1. November 1846, alſo einige Monate nach der Thronbeſteigung Pius IX., durch ſeine Emiſſaire in Italien verbreiten ließ, *) erhält jenes Princip der italieniſchen Revolution, daß das Volk in Italien erſt geſchaffen werden müſſe, eine ausführlichere Erläuterung. Man ſollte es kaum der Mühe für werth halten, daß in einem Lande, in dem es kein Volk giebt, ſondern nur noch Geſindel und Carricaturen aller Stände, eine Revolution gemacht werden ſoll. Wie die Philoſophie, nach dem verzweifelten Ausſpruche Romeo's, keine Julie machen kann, wenn Julie todt iſt, und darum billig gehängt zu werden verdient, ſo kann auch die Revolution kein Volk machen, wenn es kein Volk mehr giebt. Das italie-

*) Mitgetheilt von Lucien de la Hodde in ſeiner Histoire des sociétés secrètes p. 208.

niſche Volk, das kaum jemals in organiſchen National-zuſtänden exiſtirte oder ſich für dieſelben fähig erwies, hat jetzt vollſtändig alle Eigenſchaften verloren, durch die es zu einem eigenthümlichen und in ſich geſchloſſe-nem Volksdaſein berechtigt ſein könnte. Italien würde vorzugsweiſe der Staat der Räuber und Gauner werden, wenn man es ſeiner angeſtammten Bevölkerung überließe, ſich ganz und gar nach ſeinen Neigungen und Trieben darin einzurichten. Die Männer der italieniſchen Revolution glaubten daher damit anfangen zu müſſen, erſt ein Volk zu machen, und dann nach-her erſt die Revolution folgen zu laſſen. In der Inſtruction, welche Mazzini darüber gegeben, heißt es geradezu: „In Italien iſt das Volk erſt zu erſchaffen, aber es iſt bereit die Hülle zu zerſprengen, unter der es noch zurückgehalten wird. Man muß ihm aber oft, viel und überall von ſeinem Elend und ſeinen Bedürfniſſen ſprechen! Das Volk verſteht ſich nicht darauf, aber der handelnde Theil der Geſellſchaft muß ſich mit dieſen Gefühlen des Mitleids für das Volk durchdringen, und früher oder ſpäter wird daſſelbe in Bewegung gebracht und zu ſeinem Daſein erweckt werden. Es giebt Worte, die eine Erneuerungs- und Verjüngungskraft in ſich tragen, und die man dem

Volke oft wiederholen muß. Freiheit, Menſchenrechte, Fortſchritt, Gleichheit, Brüderlichkeit, Alles das wird das Volk begreifen und verſtehen, beſonders wenn man die Worte Despotismus, Privilegien, Tyrannei, Sklaverei u. ſ. w. als Gegenſatz hinzufügt. Die Schwierigkeit beruht nicht darin, das Volk zu überzeugen, ſondern es zu vereinigen. Der Tag, an dem das Volk mit ſich ſelbſt vereinigt ſein wird, wird der Tag der neuen Aera ſein."

So nahm auch die römiſche Revolution ihren Anfang damit, das Volk in beſtändigen feſtlichen Vereinigungen um den Papſt zu ſammeln, und Pius mußte ſich dies gefallen laſſen, als er den Reigen, welchen das Volk um ihn ſchlang, ſchon längſt unheimlich fand. Wie es zu Anfang einer Revolution immer zu geſchehen pflegt, gab es jetzt plötzlich niegeſehene Perſönlichkeiten, und ſeltſame kraftvolle Charaktere, die ſich an Pius drängten und ihm den Volksjubel täglich erneuert und in allen möglichen Formen entgegen trugen. Die Geheimlehre Mazzini's war auch dahin gegangen, daß das Volk durch die Freude revolutionnirt werden müſſe. Der große Agitator hatte den Grundſatz aufgeſtellt, daß man ein Volk auch aus ſich herausgehen laſſen müſſe, um es

dadurch desto sicherer zu sich selbst zurückzuführen. Als ein solches wahrhaft revolutionnaires Mittel empfahl er die Freude. Es ist wahr, daß eine trübsinnige und verdumpfte Bevölkerung bei weitem weniger dazu aufgelegt ist, einen revolutionnairen Umschwung seiner Verhältnisse zu unternehmen. Und darin hatte Mazzini Recht, daß die Freude den Menschen am besten wieder zu sich zurückführen könne, und ihm den Zugang zu den höchsten Gütern des menschlichen Daseins erschließe.

Unter den Männern, welche nicht nur dem Volke, sondern auch dem Papste in diesem Sinne unaufhörlich Freude zu machen suchten, war Angelo Brunetti, genannt Ciceruacchio, eine besonders einflußreiche Figur geworden, die schon gleich unter den ersten Anzeichen der neuen Dinge zum Vorschein gekommen war. Er war der ächte Mann der römischen Plebs, und stellte alle Eigenschaften dieses Volksschlages in einem ausgezeichneten Grade an sich dar. Ciceruacchio war eine einfache, bäurische, aber zugleich stolze und großmüthige Volksnatur, und die Gesellschaft des jungen Italiens, deren politischer Zögling er geworden war, hatte ihn mit dem Dolch bewaffnet, den alle ihre Mitglieder als erstes Ordenszeichen führen mußten. Er war zuerst

ein einfacher Karrenvermiether aus dem römischen Stadttheil Trastevere, wo es scharfe und ätzende Volksbestandtheile giebt, gewesen. Aber Ciceruacchio war bei aller seiner Volkseinfalt zugleich ein schlauer italienischer Gesell, der die besten Geschäfte zu machen wußte, und mit einer durchtriebenen Industrie sich aus einem Karrenvermiether zu einem fast reichen Kaufmann emporschwang. Aber er behielt bei seinen gesteigerten Glücksgütern doch die Manieren und Gewohnheiten des niedrigsten Volksmannes bei, und sein Hauptvergnügen war, Andern Gutes zu thun und etwas draufgehen zu lassen, wobei ihm seine Frau, die stattliche Römerin, Signora Brunetti, mit einem Wohlwollen ohne Gleichen unterstützte. Es begreift sich daher auch aus dieser löblichen Eigenschaft des Ciceruacchio der Alles vermögende Einfluß, den er bei den Volksmassen Roms erlangte. Im eigentlichsten Sinne wurde er Maitre de Plaisir der neuen Revolution, die sich unter den Blumenkränzen, Teppichen und Fackeln, die jeder Tag neu für Pius IX. aufstellte, schon hervordrängen wollte. Er war der Veranstalter aller Feste, die damals für den Papst gefeiert wurden, und auf den Volksbanquets, die jetzt in die Mode zu kommen anfingen, war der biedere,

nur etwas ſchmutzige Cicerunacchio der natürliche Präſident. Er war der Volkstribun von Rom geworden, und bald drängten ſich ſelbſt die Vornehmen in ſeine Nähe, um ſich ſeiner Gunſt zu verſichern. In den Paläſten und höheren Bürgerhäuſern wurde es bald Mode ihn einzuladen, und eine Geſellſchaft war nicht mehr, wie ſie ſein mußte, wenn Cicerunacchio fehlte, der auch im Salon das geſtutzte Coſtüm und die derben, freimüthigen Manieren des Karrenvermiethers aus Traſtevere beibehielt, und als ein unvergleichlicher Kraftmenſch der neuen Zeit figurirte. Mit ſeinen ungeheuern Mitteln paukte er der römiſchen Bevölkerung den Enthuſiasmus für Pius IX. im eigentlichſten Sinne ein, und auf der Piazza del Popolo ließ er dem Papſt, als ſich derſelbe zum erſten Mal nach der Kirche S. Maria del Popolo begab, einen herrlichen Triumphbogen in der ſchönſten antiken Form auf dieſem Wege errichten. Das Material, aus dem dieſes Kunſtwerk des Volksenthuſiasmus beſtand, war zwar nur aus einem mit Gyps überkleideten Holz genommen, aber die Hände des Volkes hatten daran gearbeitet, und Cicerunacchio ſelbſt war der thätigſte und geſchickteſte unter dieſen Arbeitern geweſen. Es war deshalb kein Wunder, daß der

Papſt ſeinen ſchönſten und liebenswürdigſten Segen ſpendete, als er durch dieſes Triumphthor zur Kirche fuhr. Bald gewann auch Ciceruacchio ungehinderten Zutritt zum Papſte, und man ſah ihn faſt täglich im Quirinal aus- und eingehen, da Pius ſich niemals einer Unterhaltung mit dem mächtigen Volksmann entzog. Es mußte der Mühe werth erſcheinen, dieſen ſeltſamen Volkstribunen zu gewinnen, der bereits über das Volk Alles vermochte, und dem die geheimen Leiter der Revolution nichts Geringeres eingeredet hatten, als daß er der directe Nachfolger von Cola Rienzi oder ein wiederauferſtandener Volkstribun aus der Zeit der Gracchen ſei.

Unter den Männern der italieniſchen Revolution, welche den Papſt bereits näher und näher umkreiſten, werden auch die Herren Pasquino und Marforio, dieſe alten, aus Stein gehauenen Vertreter des römiſchen Volksgeiſtes, nicht ungenannt bleiben dürfen. Jeder kennt Pasquino und Marforio, dieſe beiden Marmor-Narren der neueren Römer, die ſchon ſeit Jahrhunderten, ſobald ſich irgend Etwas in Rom ereignet, ihr ebenſo luſtiges als verfängliches Frage- und Antwort-Spiel darüber treiben und mit ihren ſcharfen Einfällen, die zugleich der naivſte Ausdruck

des römiſchen Volkscharakters ſind, die jedesmalige Situation kennzeichnen und klar machen. Sie führen ihre oft höchſt anzügliche Unterhaltung, an der dann die ganze Stadt theilnimmt, mit beſchriebenen Zetteln, die ihnen eines Morgens plötzlich aufgeklebt erſcheinen, oder auch mit einer charakteriſtiſchen Vermummung, die ihnen über Nacht irgend eine unbekannte Hand angezogen hat. Pasquino, er, der Vater der Pasquille, der ſeine ſeltſame, vielfach zerſtoßene Steinfigur noch immer an der Straßenecke des Palaſtes des Herzogs Braschi (an der Piazza Navona) ausſtreckt, iſt der fragende Narr, welcher durch ſeine fatalen Fragen oft die ganze Stadt in Bewegung ſetzt. Der antwortende Narr heißt Marforio, und liegt jetzt, einem koloſſalen Flußgott gleichend, (was er früher ohne Zweifel auch geweſen ſein mag,) im Hof des Capitols, wo wir ihm neulich unſern Beſuch abſtatteten. Dieſer fragwürdige Marforio, den zu fragen der Mühe wohl verlohnt, hatte ſeinen Poſten urſprünglich in der Straße Marforio, und wurde dann hierher in das Capitol gebracht, wohin neuerdings die Staatsgefängniſſe verlegt waren, und wo man ihn, vielleicht zur Strafe für ſeine vielen biſſigen und maliziöſen Antworten, zu einem ſtillen und ſoliden

Mann machen wollte, indem man ihn als Aufſatz eines Springbrunnens anſtellte. Aber der bekannte Satz, daß ein einziger Narr mehr fragen könne, als hundert vernünftige Männer zu beantworten wüßten, hat ſich hier nicht bewährt, da Freund Marforio auch in ſeiner jetzigen Situation noch keine einzige Frage des Narren Pasquino unbeantwortet gelaſſen hat. Vielmehr ſind ſich die beiden alten Schelme bis jetzt noch nichts ſchuldig geblieben; und bis in die neueſten Zeiten hinein, und was auch in der ewigen Stadt vorkommen mag, Pasquino und Marforio, Marforio und Pasquino haben noch jederzeit mit ihren Bemerkungen darüber den Nagel auf den Kopf getroffen, indem der Eine ſtets beantwortet, was der Andere gefragt hat.

Als aber Pius IX. den Stuhl Petri beſtiegen hatte, und die Anzeichen der neu aufgehenden Zeit in Rom und Italien ſich ſchon zu mehren begannen, gerieth der Narr Pasquino an ſeiner Palaſt-Ecke in eine wunderliche Bewegung. Kaum war die Sonne aufgegangen, ſo ſah man ihn plötzlich in einem vollſtändigen Reiſekoſtüm erſcheinen. Er hatte Stiefel und Sporen an, eine Reitpeitſche ſchwang ſich in ſeiner Hand, und man mußte glauben, daß er jeden

Augenblick bereit ſei, zu Pferde zu ſteigen. Auf dem alten zerſtückelten Helm aber, den Pasquino aus dem Alterthum mitgebracht, klebte eine große dreifarbige Kokarde.

Weiter ſagte und fragte Pasquino heut nichts. Aber die Nachricht, daß Freund Pasquino ſo unerwartet verreiſen wolle, war raſch bis in den Hof des Capitols gelaufen. Man ſtürzte hin, um zu ſehen, was Freund Fioro (wie die Römer mit vertraulichem Ausdruck den Marforio nennen) für ein Geſicht dazu machen möchte. Marforio war bereits von Allem unterrichtet; er ſah traurig, unruhig, ja im höchſten Grade beſtürzt über das Schickſal ſeines reiſefertigen Collegen am Palaſt Braschi aus, und folgendermaßen machte ſich ſeine beſorgte Seele in einem heut auf ſeiner Rieſenlende klebenden Zettel Luft: „Wohin — war darauf zu leſen — wohin, — Pasquino, mein Bruder, gedenkſt Du denn alſo aufzubrechen? Nimm Dich in Acht, beſonders wenn Deine Börſe rund und wohlverſehen iſt; die Zeiten ſind ſchlecht, um ſich auf die Reiſe zu begeben, Unruhen drohen von allen Seiten her, und wenn Du auch nicht für Deinen vielhundertjährigen Rumpf zitterſt, mein alter Freund, ſo mußt Du doch wenigſtens für Deine Börſe die ſchlimmſten Begegnungen gewärtigen.“

Freund Fioro ſprach heut in einem ſo altväteriſchen und trockenen Ton, daß man ſich die Sache noch weniger zu erklären wußte. Das Volk ſtürzte wieder zu Pasquino hin, dem bereits ein langer Zettel aus dem Munde hing, den er, ungeachtet ſeiner Eile, mit der er verreiſen wollte, doch noch zu beſchreiben Gelegenheit gefunden hatte. „Beruhige Dich, Freund Fioro — ſagte Pasquino — ich habe heut nichts zu fürchten, denn den Quirinal bewohnt jetzt der Papſt Pius IX. Niemals waren die Straßen um Rom ſicherer als eben jetzt; ſelbſt die Pontiniſchen Sümpfe ſind ſicherer geworden, als unſere Kirchen, und die einzigen Diebe, die es bald noch im Kirchenſtaat geben wird, ſtehen in unſerer Kirche hinter den Altären. Dort werdet Ihr ſie einſt alle auf einem Haufen finden. Ich aber reiſe heut fort, um es aller Welt zu verkündigen, daß in Rom der Tag der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker anbrechen wird!“

Die Anſpielung, welche Pasquino auf die Pontiniſchen Sümpfe machte, bezog ſich darauf, daß Pius ſeit einigen Tagen den Befehl gegeben hatte, die Pontiniſchen Sümpfe mit Reis zu bebauen. Jene Sprache Pasquino's ſchlug aber bereits ſehr ſtark an, und hatte nicht den kurzweiligen Accent des Tages, den man

an ihm gewohnt war, und den der ehrsame und luſtige Schuſter Pasquino, der hier einſt im ſechszehnten Jahrhundert an der Ecke dieſes Palaſtes ſeine Bude hatte, durch ſeine ſatiriſchen Einfälle damals in die Mode gebracht hatte. In der Bildſäule, welche ſpäter an dieſer Stelle ausgegraben wurde, wollte das Volk den leibhaften Schuſter Pasquino ſelbſt wiedererkennen, obwohl es ohne allen Zweifel ein alter Menelaos war, der in der Situation dargeſtellt worden, wie er den Körper des vom Hektor erſchlagenen Patroclus vom Schlachtfelde wegführt. Aber die Römer, in pietätvollem Muthwillen, ſtempelten ihn zu ihrem Pasquino, und benutzten die an der Palaſt-Ecke aufgeſtellte Bildſäule dazu, um witzige Zettel darauf anzukleben, welche im Geiſte Pasquino's die Tagesbegebenheiten zu einer anzüglichen Frage zuſpitzten. Gleichzeitig wurde es auch Mode, am andern Tage die Antwort darauf vernehmen zu laſſen und dieſelbe dem Flußgott Marforio, der zuerſt neben dem Triumphbogen des Severus lag, auf ſeine zerſtoßenen Marmorſchultern zu heften. Das römiſche Volk unterhielt dadurch ein Selbſtgeſpräch mit ſich, das in den pikanteſten Abwechſelungen bis zum heutigen Tag gedauert hat, und worin die jedesmalige Situation des Tages oft mit

den schärfsten Strichen gezeichnet wurde. Pasquino und Marforio wurden dadurch oft sehr gefährliche und unbequeme Figuren für die Regierung, und da man sie als Straßen-Demokraten nicht in's Gefängniß werfen konnte, kam man auf den Einfall, sie bei wichtigen Vorgängen mit Schildwachen besetzen zu lassen und dadurch ihre aufregenden Gespräche zu verhindern. Besonders aber wurde der schlimme Frager Pasquino, der eigentlich Alles anzettelte, von den päpstlichen Gensdarmen bewacht, und dann war es eine Zeitlang unmöglich gemacht, Witz und Opposition auf die Schultern Pasquino's zu legen. Bei dem Tode mancher Päpste war man in der letzten Zeit vornehmlich zu dieser Präventiv-Maaßregel geschritten, weil Pasquino dann die öffentliche Meinung für die nächste Papstwahl zu beeinflussen strebte, und in neuester Zeit ist es besonders die französische Besatzung in Rom gewesen, welche zwischen Pasquino und Marforio in die Mitte genommen und, sobald sich beide nur einigermaßen frei befanden, von ihren satirischen Bemerkungen wahrhaft zerfleischt wurde. Oft war es nahe daran, den Pasquino förmlich aufzuheben, und durch ein französisches Standgericht seinem Wirken ein Ende machen zu lassen, und Pasquino lebte längst

nicht mehr, wenn ſich nicht der Herzog von Braschi, der den an der Ecke ſeines Palaſtes ſtehenden braven Freund liebgewonnen, für ihn verbürgt hätte.

Die herzogliche Familie der Braschi, deren heutiger Abkomme, ein junger, kunſtgebildeter Fürſt, den großartigen, mit einer bedeutenden Gemäldeſammlung verſehenen Palaſt an der Piazza Navona bewohnt, iſt ausländiſchen Urſprungs und verdankt, wie ſo viele andere Ariſtokraten-Familien, dem päpſtlichen Nepotismus ihren Eintritt in die Reihen der römiſchen Nobili. Die Braschi zeichneten ſich ſchon früher als freiſinnige Ariſtokraten aus, und der Schutz, welchen der junge Herzog jetzt dem Volksliebling Pasquino angedeihen ließ, erneuerte die Popularität dieſer Familie in Rom in einem hohen Grade. Es waren aber auch damit für den Protector Pasquino's manche Sorgen und Unbequemlichkeiten verbunden, denn der Herzog Braschi, um ſeinem Wort zu genügen, mußte jetzt jeden Morgen, ehe die Sonne aufging, den Schelm Pasquino von hinten und von vorn beſehen laſſen, ob nicht irgendwo ein bedenklicher Zettel an ihm klebte. Dieſen ließ er dann ſorgfältig abnehmen, ehe die Kunde davon in's Publikum kam und ehe noch Marforio oben auf dem Capitol hatte antworten können. Pasquino blieb da-

durch freilich an der Ecke des Palaſtes ſtehen und die Polizei krümmte ihm kein Haar, aber man ſah doch bald, daß er ſich eigentlich grämte, und in ſeinem verwitterten Antlitz traten neue Furchen des Trübſinns hervor, welche die Alterthumsforſcher früher nie an ihm bemerkt haben wollten. Die Volksfreiheit, die unter ariſtokratiſchem Protektorat immer ſo leicht zu verkümmern droht, ſchien auch hier durch den ihr zu Theil gewordenen hohen Schutz faſt erſticken zu wollen. Aber der Herzog von Braschi war doch kein gewöhnlicher Herr. Manchen über Nacht angehefteten Zettel ließ er gleichwohl an dem theuren Leib des Pasquino hängen, wenn eine Sache, auf die es gerade ankam, darin nützlich und treffend angeregt war. Er wußte ſich dann jedesmal zwiſchen dem päpſtlichen Gouvernement und dem franzöſiſchen Ober-Commando geſchickt hin und her zu drehen, und jedenfalls ſind Pasquino und Marforio noch bis auf den heutigen Tag, wo ſie oft die Preßfreiheit erſetzt haben, vor dem Kriegsgericht der franzöſiſchen Beſatzung ſicher geblieben. Die ſchlagendſten Einfälle und Bezeichnungen, mit denen die heuchleriſche Tyrannenwirthſchaft Louis Napoleons in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt worden iſt, haben neuerdings ohne Zweifel auf dem Hintern Pasquino's in Rom geſtanden.

Damals, als Pius IX. in den Flitterwochen mit der römiſchen Freiheit lebte, gehörten jene beiden Figuren zur liberalen Majorität des Landes, indem ſie das neue Wirken des Papſtes mit ihrer ganzen Macht unterſtützten. Aber es kamen auch die Zeiten heran, wo Pasquino ſehr ſchneidende Fragen auf den heiligen Vater abzielte und der coloſſale Marforio dieſelben noch ſchneidender beantwortete.

Einſtweilen aber, bis in das Jahr 1848 hinein, welches das Jahr war, in dem alle Ideen zu Grunde gingen, ſchaukelte ſich Pius mit vielem Behagen auf den Wogen der Volksgunſt, die ihn höher und höher trugen. Aber es war durch Pius noch ein anderes Inſtrument aufgekommen, welches von der Kirche, und namentlich von dem Tridentiniſchen Concil, früher ganz förmlich und feierlich verdammt worden war. Dies war die Preſſe, welche der Papſt zwar den Geſetzen der Kirche gemäß nicht ganz freigeben konnte, deren Feſſeln er aber jetzt ſo weit und unfühlbar als möglich machte, indem er in einem neuen Edikt der Cenſur faſt alle ihre Giftzähne auszubrechen ſuchte.*) Unter ſeinem Vorgänger, dem Papſt Gregor XIV., hatte es in

*) Farini Lo Stato Romano I. 207.

Rom nur ein einziges officielles Journal gegeben, das aber Niemand las, und man konnte ein Geheimniß nicht beſſer bergen, als wenn man es in dieſem Journal abdrucken ließ. Jetzt aber begann eine italieniſche Bewegungspreſſe ſich auf mächtigen Schwingen von Rom aus zu erheben. Den Reigen führte der Contemporaneo, ein Journal, das von Sterbini geſchrieben wurde, einem verdorbenen Arzt, der aber als aufregender Schriftſteller gewaltige Dienſte leiſten konnte, und die alte römiſche Geſchichte genau kannte, die er in ſeinen Zeitungsartikeln oft höchſt pikant nach den Stichwörtern der franzöſiſchen Revolution zurichtete. Bald flog ein ganzer Schwarm von anderen Zeitungsblättern hinzu. Der Felſineo, die Bilancia, der Italiano leiteten den Kampf der Ideen und Parteien mit mehr oder weniger Einfluß ein, und die erſten Spitzen einer neuen italieniſchen Nationalbewegung traten heraus.

Von dieſem Augenblick an ſtellten ſich ſchon zwei Hauptparteien, die von Rom aus ſich über ganz Italien zu verzweigen begannen, in ihren erſten treibenden Keimen einander gegenüber. Die Einen wollten die Staaten ohne jeden gewaltſamen Schlag reformiren und durch die allmählige Einführung des repräſentativen Syſtems das politiſche und ſociale Heil

gewinnen, indem sie zugleich darnach strebten, durch eine im constitutionnellen Prinzip begründete Liga der italienischen Fürsten, die im Widerstand gegen Oesterreich errichtet werden sollte, die Kraft der nationalen Unabhängigkeit Italiens zu gewinnen. Die Anderen nahmen auch die Reformen und das constitutionnelle System an, aber nur als einen unmittelbaren Uebergang, um auf diesem Wege zur Republik zu gelangen, die von dieser Seite her schon mit sehnsüchtigen Blicken angeschaut und mit inbrünstigen geheimen Lauten gerufen wurde. Diese Partei wollte die reine und ungetheilte Republik, aber nicht die italienische Föderation oder die Union der constitutionnell gewordenen italienischen Fürsten, in welcher Form die mäßig gesinnten Freiheitsmänner, welche offenbar die Majorität behaupteten, die Wiedergeburt des ganzen Vaterlandes am besten erlangen zu können glaubten. Beide Parteien schienen sich aber noch in einem einzigen Dinge zu begegnen, in dem sie sogar mit einander wetteiferten, und dies waren die Lobeserhebungen für Pius IX., den man fortdauernd von allen Seiten her pries. Der einzige Hoffnungsanker für alle Parteien war noch der Papst, und die Constitutionnellen wie die Republikaner rechneten beide darauf, daß er ihnen die Ka-

ſtanien aus dem Feuer holen werde. Darum lobten und prieſen ſie ihn unaufhörlich. Dieſen mächtig lockenden Stimmen konnte er auch nicht widerſtehen, und zu einzelnen Staatsreformen im Sinne der politiſchen Freiheit hatte er ſich ſchon thätig bereit gezeigt. Er wollte aber auch das ganze Staatsgebäude, über dem er als weltlicher Herrſcher ſtand, jetzt mit ſchöpferiſcher Kraft in ſeine Hand nehmen. Dazu hatte er ſich einen den Römern beſonders bedeutſamen Augenblick auserſehen.

Die Jahresfeier der Begründung Roms war wieder herangekommen. Es war der 21. April 1847, wo dieſes Nationalfeſt der ewigen Stadt, deſſen Datum auf einem ſo mythiſchen Hintergrunde ruht, glanzvoller als je und unter dem bewegten Eindruck der neuen großen Zeit begangen werden ſollte. Ein großes feierliches Banquet wurde diesmal in den Thermen des Titus, in der Nähe des Coloſſeums, gegeben, wo man auf dem davor gelegenen Platz eine ungeheuere Tafel, an der tauſend Perſonen Platz nehmen konnten, aufgeſtellt hatte, während vierzig tauſend Zuſchauer auf den umher liegenden Höhen und Abhängen der Esquilien ſich gelagert hatten. Um dieſem Feſt ſogleich den Charakter einer hohen Ausnahmefeier zu

geben, waren zum erſten Mal auch Frauen zu dieſem patriotiſchen Banquet zugezogen worden, was in Rom, wo die Vereinigung beider Geſchlechter bei öffentlichen Gelegenheiten äußerſt ſelten iſt, ſtets eine ungemein feierliche und glänzende Bewegung hervorruft. Fünfhundert Römerinnen, in ihrer prächtigen, marmorfeſten Schönheit, ſtrahlend von Reiz und Schmuck, welchen letzteren die Römerin ſelbſt im Uebermaaß anzulegen liebt, waren bei dieſem Banquet erſchienen, bei welchem eine koloſſale Statue der Stadt Rom, welche an die Spitze der Tafel geſtellt war, den Vorſitz führte.

An dem Fußgeſtell dieſes gewaltigen Standbildes las man mit Rieſenbuchſtaben die Worte: „Ich bin Rom, die ewige Stadt; zwei Mal Königin, vollende ich heut meine ſechsundzwanzig Jahrhunderte, aber ich beſitze eine unſterbliche Jugend. Gott will, daß ich die Beherrſcherin und Herrin der Völker ſei. Ich drücke Euch an mein Herz, meine theuren Kinder, wenn Ihr als Nachfolger der Tugenden Eurer Vorfahren das neue Jahrhundert feiert, in welches ich heut eintrete; ich drücke Euch an mein Herz, auf daß dies für Euch ein Jahrhundert der Eintracht und des Ruhmes ſei. Ich habe Euer Geſchick in die Hände

des edeln Fürſten gelegt, zu dem ich das höchſte Vertrauen habe. Es lebe Pius IX.“*)

So war Pius als der neue Cäſar, der Cäſar des modernen Roms, in die große Kette der Herrſcher der ewigen Stadt eingeſchoben, die ſeit Romulus auf dieſem weltbeherrſchenden Thron geſeſſen, und jetzt, wo der Statthalter Chriſti zugleich mit den alten Cäſaren in dieſelbe Linie geſtellt wurde, glaubte man auch bald eine That, des alten Roms würdig, von ihm erwarten zu können. Viele mochten ſchon wiſſen, was der andere Morgen bringen würde, denn der Jubel und die Freude, welche in der ganzen Verſammlung herrſchten, waren ſchon von den Vorempfindungen eines großen Ereigniſſes bewegt, das man herangekommen glaubte. Redner und Poeten erhoben ſich, wie in alter Zeit auf dem Capitol, und verherrlichten den Moment, in welchem der antike Ruhm des alten Italiens ſich durch Pius IX. und ſein großes Herz wieder erneuern ſollte. Unter den Dichtern, die an dieſem Tage die Verjüngung des alten Roms durch die moderne Freiheit ſangen und verkündigten, erregten Orioli und Maſſimo d'Azeglio ſowohl durch

*) Balleydier 365.

den Schwung ihrer Verse wie durch das Erscheinen ihrer Personen den höchsten Enthusiasmus des Volkes. Beide, deren Namen an dem Horizont der italienischen Literatur glänzend leuchteten, waren lange verstummt gewesen und hatten auf ferner fremder Erde als Verbannte geweilt, von wo Pius sie beim Antritt seiner Regierung nach Rom zurückberufen hatte. Der Professor Orioli war ein bedeutender politischer Kopf, der seit seiner Rückkehr aus der Verbannung die Zeitung Bilancia in Rom schrieb und mehrere hinreißende Flugblätter über die neue politische Richtung des Papstes, die Pius oft erst selbst aus diesen Schriften in Erfahrung brachte, herausgegeben hatte.

Der Marquis Massimo d'Azeglio, einer der liebenswürdigsten Geister des neueren Italiens, war seit seiner Rückkehr nach Rom dem Papst persönlich sehr nahe getreten, und nahm unter Denen, durch welche sich Pius auf den Weg der Reformen geleitet und gedrängt sah, bald den ersten Platz ein. Massimo d'Azeglio hatte als Maler, Dichter, Musiker, Politiker und Publizist einen hochberühmten Namen in Italien gewonnen, und er hatte auf seine eigene Hand, mit seiner schönen Begeisterung, die auch seine Persönlichkeit so anziehend machte, Rundreisen durch alle italienischen Staaten

unternommen, um das nationale Element wieder anzufachen und zu einem neuen Leben zu treiben. Dieselbe, das Nationalgefühl der Italiener anfeuernde und aufrichtende Kraft, welche Massimo d'Azeglio in seinen Romanen, namentlich im Ettore Fieramosco und im Niccolò de' Lapi bewiesen, trug er auch in das Leben über, und überall kannte ihn das Volk in Italien und jauchzte ihm zu. Die leisen Freiheitsbewegungen, welche schon gegen das Lebensende Gregors XVI. durch ganz Italien gingen, waren wesentlich das Werk Massimo d'Azeglio's, der aber ohne jede Verbindung mit den geheimen Gesellschaften arbeitete und zugleich in seiner mit Glacéhandschuhen geführten Volksagitation die Extreme zu vermitteln suchte.

Er war zum Politiker Pius IX. wie geschaffen, denn auch Pius machte nur mit dem Herzen Politik, ohne der heiligen Schrift eingedenk zu sein, welche so viele arge und schlimme Dinge gerade durch das menschliche Herz ihren Gang nehmen läßt. Der heilige Vater selbst war der erste Gothaer, der Denen, welche das Jahr 1848 später gebar, alle Familienzüge genau vorzeichnete, und ihnen ganz den Typus erschuf, in dem sie nachher, mit jener bewundernswürdigen Virtuosität des Ausweichens nach allen Richtungen hin, sich wirksam zeigten. Es

war die Wiedergeburt des Juste Milieu, das in der Deputirtenkammer Louis Philipp's in Paris ſich gerade um dieſelbe Zeit kläglich zu Tode zappelte und dem liberalen Volksprincip nicht geringeren Schaden gethan hatte als dem konſervativen und monarchiſchen Princip, indem es ſich an beide gleichzeitig anzuſetzen verſtand und ihnen das Blut ausſog. Louis Philipp ſelbſt aber, der arme parlamentariſche König, ſoll, als die erſte Kunde von den Reformen des Papſtes Pius und von der allgemeinen Aufregung in Italien zu ihm drang, einen Angſtſchrei ausgeſtoßen und entſetzt ausgerufen haben: „Wahrhaftig, dieſer Papſt wird mich noch zu Grunde richten!“

Und doch hatte ſich Pius nur eine ganz vermittelnde Aufgabe geſtellt, in der ſein mäßiger Freund Maſſimo d'Azeglio ſein Rathgeber und das Werkzeug bei den erſten entſcheidenden Schritten wurde. d'Azeglio, als er am 21. April 1847 in den Thermen des Titus ſeine Gedichte auf die Wiedergeburt des antiken Rom durch die moderne Freiheit vortrug, wußte ſchon, was der Lendemain dieſes Feſtes bringen würde. Er hatte einen großen Einfluß auf das Rundſchreiben vom 22. April gehabt, welches am andern Tage der Kardinal Gizzi auf den Befehl des Papſtes entſandte,

und wodurch eine berathende Versammlung aus allen Provinzen zusammenberufen werden sollte, um eine neue Ordnung in allen öffentlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen herbeizuführen. Die Umarmung des Papstthums mit der politischen Freiheit, von der so bedeutende Geister in Italien und selbst in Frankreich geträumt, sollte jetzt eine Thatsache werden. Es konnte diese Umarmung nur eine tragische Schmerzensgruppe sein, gleich der des Laokoon, welche man ebenfalls unter den Trümmern dieser Thermen gefunden hatte, wo man jetzt eine neue Aera Roms durch ein begeistertes Nationalfest ankündigte.

Das neue Edikt, welches eine Staats-Consulta ausschrieb, machte bekannt, daß sich Pius IX. entschlossen habe, eine Versammlung um seinen Thron zu berufen, die aus den besten und erleuchtetsten Männern Roms und der Legationen zusammengesetzt werden sollte. Alle Kardinäle und Prälaten sollten dem Staats-Souverain, denn dieser weltliche Charakter wurde jetzt plötzlich von dem heiligen Vater betont, jeder drei achtbare Männer, vorschlagen, aus denen der Papst für jede Provinz einen Consultore ernennen würde. Es war dies eine Notablen-Versammlung, wie sie in Frankreich die eigentliche Revo-

lution von 1789 eingeleitet hatte, und der auch in dem heiligen Rom die Revolution von 1848 auf dem Fuße folgte. Diese Consulta sollte in Rom tagen, und in Allem, was die politische Verfassung und Verwaltung, das Gemeindewesen und die öffentliche Wohlfahrt betraf, gehört werden. Es war eine Art Vereinigter Landtag, wie er der preußischen Nationalversammlung von 1848 unmittelbar hervorging. Solche Versammlungen, die auf einem aristokratisch-liberalen Boden gewachsen sind, führen rascher und entscheidender zur Revolution hinüber, als eine ganz unmittelbar und frisch aus dem Volke hervorgegangene Versammlung, die, so lange sie nicht durch administrative oder polizeiliche Intriguen gereizt oder corrumpirt wird, sich nur sehr schwer zu einem Bruch zwischen Freiheit und Ordnung entschließt.

Diese neue Kundgebung hatte die römischen Volksmassen mit ungeheuerem Jubel erfüllt. Man stand wieder Tage und Nächte lang auf dem Platz des Monte Cavallo, und sah in unermeßlicher Anzahl zu den Fenstern des Quirinal empor. Ein unendliches Rufen, in dem sich die Lebehochs für Pius IX. und Rom vermählten, durchdrang die Lüfte, bis Pius, umgeben von seinen Prälaten, auf dem Balcon des

Quirinal erſchien, und ſeine Hand erhob, um dem freiheitsbegeiſterten Volke ſeinen Segen zu ertheilen. In demſelben Augenblick ſtrahlte der ganze Platz des Monte Cavallo in vielen tauſend bengaliſchen Flammen auf, und Papſt und Volk ſtanden in feierlicher Umleuchtung da, indem ſie den Moment des höchſten Glücks, das einer Nation und ihrem Herrſcher beſchieden ſein kann, gekommen wähnten.

Hier in Rom hatte die Revolution, wie es natürlich war, durchaus die geiſtliche Schlangenhaut angelegt, und die Emeute ſchien bald der kirchlichen Einſegnung nicht entbehren zu können. Selbſt unter den wildeſten Männern der Revolution herrſchte noch einſtweilen die Hingebung an Religion und Kirche vor, und ſogar Prieſter waren in der Mitte des Volkes aufgetreten, um die Bedeutung der neuen Zeit der Freiheit zu predigen. Unter dieſen war der ſeltſame Theatiner-Mönch Ventura, in dem man einen neuen Savonarola gekommen glaubte, eine ſehr merkwürdige Figur. Er war aus ſeinem einſam gelegenen Kloſter nach Rom gekommen, um ein Buch über „Revolution und Kirche", das er in ſeiner Zelle fertig geſchrieben, auf den Markt der Tagesbewegung zu werfen und damit die Gemüther des Volkes wunderbar zu locken.

Inbrünſtig und gewaltig erklang jetzt die Stimme dieſes Theatiner-Mönchs in Rom, der nicht bloß in den Kirchen, ſondern auch auf dem alten römiſchen Forum und vom Capitol herab zum Volke zu ſprechen begann. Schon ſeine Leichenrede, die er am Sarge Daniel O'Connell's gehalten, war mit ihren gewaltigen Sätzen in die römiſchen Volksmaſſen eingedrungen und hatte für dieſelben in unzähligen Exemplaren abgedruckt werden müſſen. Es war darin das größte Lob für Pius IX. und die von ihm begonnenen Reformen enthalten, und zugleich verkündete er es auf allen Straßen und Plätzen, daß es die neue, durch Pius herbeigeführte Aera ſei, welche den Bund zwiſchen Freiheit und Religion ſchließen wolle. Er hatte dies zuerſt am Grabe des großen irländiſchen Agitators geſagt, deſſen Leben und Tod ein großartiges Beiſpiel für dieſe neue Lehre waren. Daniel O'Connell, der katholiſche Demagog, hatte in dieſer Zeit, der politiſchen Kämpfe in ſeiner Heimath müde, die Pilgerreiſe nach Rom unternommen, um noch vor ſeinem Tode die ewige Stadt zu grüßen und den Pantoffel zu küſſen, der als neuer Stern an dem Himmel Europas aufgegangen war. Aber er war in Genua von dem Tod ereilt worden, und nur das

Herz des großen irländiſchen Bürgers hatte man nach Rom bringen können, wo es in der alten Kirche S. Andrea della Valle feierlich beigeſetzt wurde. Dort hatte Pater Ventura die durch ganz Italien geklungenen Worte über dem Herzen des irländiſchen Freiheitsmannes geſprochen. Die Kirche und die Freiheit waren darin zu einem wunderbaren Bilde der Einheit und Unzertrennlichkeit ineinander geſchmolzen, und Pater Ventura erklärte hier den Papſt für den ächten und einzigen Propheten der Freiheit und für die wahre Bürgſchaft, unter der die Freiheit in der Geſellſchaft verwirklicht werden könne! „Einſt — rief der gewaltige Redner mit ſeinem großmächtigen Organ — wollten die heidniſchen Kaiſer, welche ſich zu Chriſten machten, das Chriſtenthum nicht begreifen, und gedachten, den heidniſchen Despotismus über die Kirche auszuüben, aber die Kirche entäußerte ſich ihrer und verließ ſie. Sie verſchwanden von dem Schauplatz der politiſchen Welt, und verdarben ohne Erben und Nachfolger. Wenn aber in neuerer Zeit wieder die Machthaber ſich von dem heidniſchen Element, das weſentlich despotiſch iſt, durchdringen ließen, indem ſie dem chriſtlichen Element entſagen, das weſentlich das Element der Freiheit iſt, weil es ganz und gar Liebe

und Barmherzigkeit ist, und wenn sie nicht mehr die Lehre der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche begreifen wollen, so wird die Kirche sich abermals ihrer zu entäußern wissen. Die Kirche wird sich dann zur Demokratie wenden, sie wird diese wilde Königin taufen, sie wird sie zur Christin machen, und auf ihre Stirn das Siegel der konservativen Absichten Gottes drücken; sie wird zu ihr sagen: Herrsche, und sie wird herrschen!"

Pater Ventura hatte diese Richtung, die er nun unter ungeheuerem Zulauf in Rom predigte, ohne Zweifel von seinem ehemaligen Freunde in Paris, dem berühmten Abbé de Lamennais aufgenommen. Das Streben der italienischen Freiheitsmänner hat überhaupt seinen ersten Grund aus den Schriften des Lamennais gezogen, mit dem auch Ventura zuerst in einer sehr genauen persönlichen Freundschaft gestanden. Die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus, worin die eigentliche Triebfeder der ersten italienischen Revolutionsbewegungen lag, war zuerst durch die Lehre des Lamennais zu einer bestimmten politischen Doctrin gemacht worden, die mit dem Papst, als der höchsten Autorität der Gesellschaft, anfing und mit dem souverainen Volke endigte, welches Lamen-

nais in ſeiner zweiten Periode an die Stelle des Papſtes ſetzte. Die von dem franzöſiſchen Abbé zuerſt gelehrte katholiſche Demokratie, die zugleich ein demokratiſcher Katholizismus war, machte auf die denkenden Geiſter in Italien einen ungeheueren Eindruck, und man leitete eine neue Nationalbewegung Italiens daraus her, die anfänglich ſelbſt die rein revolutionairen Geiſter, wie Mazzini, in der religiöſen Richtung feſſelte. Doch war auch der Pater Ventura in einer Schrift gegen die demokratiſchen Extreme des Lamennais aufgetreten, wie es auch der Turiner Abbé Gioberti, der in Anknüpfung an Lamennais der eigentliche Begründer der katholiſchen Demokratie in Italien war, gethan hatte.

Es war natürlich, daß unter einer Nation, der die Kirche ſeit länger als tauſend Jahren ſo tief in allen ihren Gliedern ſteckte, auch die politiſche und ſociale Revolution nur mit Hülfe der Kirche und im innerſten Zuſammenhange mit derſelben gedeihen konnte. Und es war merkwürdig, daß Gioberti, der kirchliche Revolutionsphiloſoph, ſchon in ſeinen Schriften, die im Jahre 1844 im Druck erſchienen, die nationale, päpſtlich-demokratiſche Richtung, die im Jahre 1847 in Rom ausgebrochen war, vorgezeichnet und aus der

Idee heraus conſtruirt hatte. In ſeinem glänzend und großartig geſchriebenen Buche über das Primat Italiens*) erwartet er alles Heil für die italieniſchen Völker, denen er noch die größte Zukunft ſichern will, nur von einer politiſchen Conföderation der italieniſchen Staaten, die er unter der leitenden und ordnenden Autorität des Papſtes geſchloſſen ſehen will. Der Papſt, deſſen univerſale Herrlichkeit er mit der Größe des alten Rom zu einem Wunderbilde zuſammenfließen läßt, erſcheint ihm als die einzige ſchaffende und vermittelnde Gewalt, der man die kräftige Erneuerung und Wiederherſtellung eines freien und einheitlichen Italiens anvertrauen dürfe. Gioberti führte ſchon früh die italieniſche Conföderations-Idee in's Feld, während man in Rom, in dieſen Vorhallen der Revolution, anfänglich bloß die Freiheitsideen dem Oberhaupt der Chriſtenheit in den Pantoffel ſchieben wollte. Der italieniſche Völker- und Staatenbund, unter der Hegemonie des Papſtes, war aber eine Idee, die Gioberti ſelbſt bald wieder fahren ließ, denn, nach dem unglücklichen Verlauf der römiſchen Revolution, die dem Papſtthum ſelbſt gar keine Zukunft übrig

*) „Del primato morale e civile dell' Italia" 1844.

gelaſſen hatte, ſchien es eines neuen ſtarken Fürſten zu bedürfen, durch den Italien allein noch geeint und gerettet werden könne.

Und Gioberti hatte unter ſeinen prophetiſchen Geſichten der Zukunft jetzt das junge Piemont erblickt, das er zu dieſer Rolle weihte, die in den Händen Karl Albert's und ſeines Nachfolgers freilich nicht ſicherer und erfolgreicher ſein konnte, als in den Händen des armen Pius IX., mit dem die Roſſe der Zeit, deren Zügel er bald verlor, unaufhaltſam durchgingen. Die ferneren Schickſale dieſes edlen Mannes verdarben dem Papſtthum für immer die Fähigkeit zu einer politiſchen Rolle, und ſollte der einheitliche nationale Staatenbund eines freien Italiens noch jemals zu ſeiner Verwirklichung gelangen, ſo würde dem Papſt dabei nicht mehr die führende und organiſirende Rolle von irgend einer Seite her übergeben werden können. Oeſterreich hätte des Concordats nicht bedurft, um gegen dieſen Preis die erſten Anſprüche auf eine überwiegende Machtſtellung in Italien zu begründen. Die italieniſchen Nationalzuſtände ſind nur noch durch eine fremde ſtarke Macht zu reorganiſiren, aber es iſt dazu nicht mehr eine Macht nöthig, die ſich gleichzeitig als Gefangene von den äußerſten Konſequenzen der katho-

lischen Dogmatik binden läßt. Um diese Dinge handelt es sich jetzt nicht mehr in der sittlichen und politischen Welt, und Oesterreich braucht sich nur auf seine unanzweifelbare Mission als germanische Civilisationsmacht zu stützen, um, dem verrotteten Romanismus und Franzosenthum gegenüber, sein reorganisatorisches Recht auf der italienischen Halbinsel unbestreitbar zu behaupten.

Oesterreich wurde freilich gerade in dieser Zeit, als die Reformen des Papstes Pius in Italien begannen, für den eigentlichen Gegner aller constitutionellen Entwickelung, aller liberalen Reformen, von den Italienern angesehen. Oesterreich galt diesen neuen Richtungen gegenüber für eine beständige Gefahr, und bald sah es sich auch durch die Ausschweifungen der neuen römischen Presse hinlänglich gereizt, um nicht länger einen unthätigen Zuschauer dieser neuen Volksbewegungen abzugeben. Fürst Metternich, in seiner berüchtigten Anschauung, daß Italien nur ein geographischer Begriff sei und als nationaler und staatlicher Körper gar nicht betrachtet werden könne, glaubte den Papst erschrecken zu müssen, um ihn auf dem Wege seiner Reformen und Zugeständnisse einhalten zu lassen, und sandte österreichische Truppen nach Ferrara, um

die Stadt zu beſetzen, obwohl das nach den Wiener Verträgen dazu eingeräumte Recht ſich nur auf die Citadelle, aber nicht auf die Stadt erſtreckte. Dieſe Truppen zogen auf die dringenden Vorſtellungen des Papſtes wieder ab, aber Metternich, welcher im Wittern der politiſchen Kriſen und Wendepunkte unvergleichlich war, hatte zu beſtimmt erkannt, daß in dieſen neuen Bewegungen Roms ein Umſchlag für die ganze Welt liegen könne, als daß er ſich ſo raſch wieder hätte beruhigen ſollen. Unter dem 2. Auguſt beklagte er ſich heftig nach England, daß die Italiener eine einheitliche Republik bilden wollten, und erklärte, daß Oeſterreich unter allen Umſtänden ſeine Beſitzungen vertheidigen werde. Auch Lord Palmerſton erwiderte damals, daß England die Verträge von 1815 aufrecht erhalten würde und daß dieſelben nicht abgeändert werden könnten, als unter Uebereinſtimmung aller dabei betheiligten Mächte. Aber Lord Palmerſton, der es ſchon damals liebte, die diplomatiſchen und revolutionnairen Poſitionen gleichzeitig zu beſetzen, ſandte in demſelben Augenblick den Lord Minto nach Italien ab, der als engliſcher Agent den Auftrag erhielt, die revolutionnaire Partei in Italien heimlich zu ermuthigen, und ihr Hoffnungen aller Art einzu-

flößen. Lord Minto*) war ein ächt engliſches, mit groteskem Humor ausgeſtattetes Original, und paßte ſich vortrefflich zu dieſer Rolle. Er fraterniſirte mit allen geheimen Geſellſchaften in Rom und beſuchte die Clubs und den Volkszirkel, in dem die Männer der Revolution ſich vereinigten. Auch in den Bureaux der Zeitungen wurde er eine ſtehende Figur, und erſchien alle Morgen auf der Redaktion des Contemporaneo, um Parolen zu vertheilen und die junge römiſche Freiheit der Gnade des conſtitutionellen Alt-Englands zu verſichern. Mit Ciceruacchio ging ſeine Lordſchaft Arm in Arm auf dem Corſo ſpazieren, und nahm auch ein Frühſtück bei dem großen italieniſchen Volksmann an, ſcherzte ein wenig mit der ſtattlichen Signora Ciceruacchio, und machte Verſe auf den Geburtstag des kleinen Ciceruacchietto, für deſſen affenmäßige Drolligkeiten er das zärtlichſte Intereſſe gefaßt hatte. Bei den Roſſen des Monte Cavallo begann es in dieſer Zeit leer zu werden, denn das Volk ſtrömte nicht mehr ſo ſtark nach dem Quirinal, ſondern es hatte alle Hände voll zu thun im ſpaniſchen Viertel, wo es vor dem Hôtel d'Angleterre

*) Im Jahre 1831 Geſandter in Berlin.

dem Lord Minto allabendlich Serenaden brachte. In dieſer luſtigen Maske war England damals für die Verträge von 1815 eingetreten.

Unter allen italieniſchen Staaten, in denen das überraſchende Auftreten des Papſtes Pius IX. elektriſch gewirkt hatte, war Piemont allermeiſt von neuen großen Erwartungen dabei erregt worden. Der piemonteſiſche König Karl Albert und ſein Freund und Strebensgenoſſe Ceſare Balbo hatten erſt nicht an die Möglichkeit glauben wollen, daß aus dem päpſtlichen Rom etwas Gutes für die Freiheit der Nation kommen könne. Aber die Thatſache eines als Befreier auftretenden Papſtes, wie unerhört ſie auch in den Jahrbüchern der Geſchichte war, ließ ſich doch nicht mehr verkennen, und die Freiheit ſchien nur noch aus den Händen des Papſtes auf die italieniſche Nation herabfließen zu können. Karl Albert bot daher dem Papſte ſeine Dienſte und ſeine Truppen an, um gegen Oeſterreich „bis zu deſſen Vernichtung," wie es ſchon damals hieß, zu kämpfen, denn er hatte vernommen, daß das päpſtliche Gebiet in Ferrara durch die Oeſterreicher verletzt worden ſei. Piemont glaubte die Aufgabe der Wiederherſtellung Italiens mit Rom theilen zu können. Wenn die Freiheit vom

Papſte in Rom kommen ſollte, ſo ſchien die italieniſche Unabhängigkeit in die Hände Karl Alberts gelegt worden zu ſein, denn die Unabhängigkeit Italiens war ein Krieg, zu dem es eines tapfern Schwertes bedurfte, wie es in der Scheide des Königs von Sardinien blitzte. Ceſare Balbo war wieder, den geiſtlichen Dunkelmännern zum Trotz, welche den König lange von ſeinem Jugendfreunde zu trennen gewußt, im Palais Karl Albert's zu Turin erſchienen, und verweilte Tage und Nächte lang in ſeinem Cabinet, um die Frage Italiens, den Moment des Losſchlagens, das mögliche Zuſammenwirken mit dem Papſte in Rom, zu berathen. In der Schrift des Grafen Balbo über die Hoffnungen Italiens, welche er ſchon im Jahre 1844 in Paris herausgegeben hatte *), war von dieſem philoſophiſchen Patrioten die nationale Zukunft Italiens ſchon nach allen Seiten hin in Erwägung genommen worden. Die Herrſchaft der Fremden in Italien, die freilich ein altes chroniſches Leiden der apenninischen Halbinſel war, wurde auch diesmal wieder, wie immer, als der erſte und eigentliche Ausgang alles Nationalunglücks erkannt.

*) „Delle speranze d'Italia.“ Parigi 1844.

Cesare Balbo knüpfte aber höchst eigenthümliche Erörterungen an diese traurige Lage eines einst so großen Volkes. Er entwickelte die Schwierigkeiten, die Nationalunabhängigkeit Italiens entweder durch Gründung eines italienischen Königreiches, oder durch eine ganz Italien umfassende österreichische Herrschaft, durch die Errichtung von kleinen Republiken, oder auch durch eine Conföderation der jetzigen italienischen Staaten, herzustellen. Obwohl Balbo ein guter Katholik war, so hielt er doch die Conföderations-Idee Gioberti's, mit dem Papst als Präsidenten an der Spitze, am allerwenigsten dazu geeignet, um Italien wieder zu einer freien und mächtigen Nation zu constituiren, und dies ist die Abweichung zwischen Balbo und Gioberti, welche diese Männer in einem sehr wesentlichen Punct getrennt hat. Auch eine Herbeirufung fremder Mächte zu dem Zweck, Italien frei, einig und glücklich zu machen, bezeichnete Balbo als das unheilvollste Mittel, das gewählt werden könnte. Er erinnerte warnend an alle Züge der italienischen Geschichte, durch welche sich zu verschiedenen Zeiten dargethan hat, daß die Einmischung der Fremden das schwerste Unglück über die italienische Nation brachte und alles Leid und Elend in derselben gewissermaßen verewigte. Darüber

war man ſich damals im Rathe des Königs von Sardinien klar, und der Bund zwiſchen Sardinien und Frankreich, zu dem ſich heut Karl Alberts Sohn durch die weitberechnete Intriguen-Politik Louis Napoleons verlocken ließ, gehörte wenigſtens nicht zu den urſprünglichen Grundlagen der piemonteſiſchen Politik, als dieſelbe ſich in der Unabhängigkeit und Einigung Italiens ihre Aufgabe ſtellte. Es iſt aber kein Zweifel, daß Ceſare Balbo's Meinung auch heut in Erfüllung gehen, und das alte italieniſche Nationalunglück durch die franzöſiſche Hülfe nur vermehrt und vollendet werden kann.

Eine ſeltſame Hoffnung wollte Balbo damals auf den Fall des türkiſchen Reiches gründen. Er glaubte, daß ſich Oeſterreich am leichteſten von ſeinen italieniſchen Provinzen trennen würde, wenn man ihm eine Entſchädigung dafür gewähren und ihm eine Vergrößerung ſeiner Macht an der Donau zuführen könnte, wozu die Vertheilung der Türkei unter die europäiſchen Mächte die günſtigſte Gelegenheit darbieten ſollte. Es war neu, die orientaliſche Frage auch mit der Freiheit und National-Unabhängigkeit Italiens in Verbindung zu ſetzen, aber Balbo hatte ſchon damals genau erkannt, daß der Untergang der

Türkei das eigentliche Axiom für eine neue Aufstellung der europäischen Welt sei, und den entscheidendsten Anstoß in sich trage, um die Zustände und Schicksale der neueren Völker zu verändern.

Für die innere politische Entwickelung der italienischen Staaten hegte aber Cesare Balbo einstweilen keine besonders freisinnigen Absichten. Die Bildung eines tüchtigen Kriegsheers und einer bedeutenden Seemacht, und die Sorge für die Volkserziehung, schienen ihm das Erste, wozu man sich in Italien mit aller Anstrengung wenden müsse. Die constitutionnellen Verfassungsformen für Italien schien er vor der Hand noch auf bloß begutachtende Stände beschränken zu wollen. Aber in dem König Karl Albert, den die politischen Lorbeeren des neuen Papstes nicht schlafen ließen, waren die innersten Triebe seiner freiheitbegeisterten Natur immer mächtiger geworden. Seine politische Schaffenslust, wie sie ihn im Jahre 1821 selbst mitten in die Wogen der Revolution hineingetrieben hatte, erwachte wieder in aller Stärke in ihm. Schon zu Anfang des Februar 1848 hielt er es an der Zeit, seine alten Verheißungen, daß er in seinen Staaten eine Constitution geben wolle, zu erfüllen. Schon wurde die definitive Grundlage eines

constitutionnellen Statuts bekannt gemacht. Karl Albert ernannte seinen alten Freund Cesare Balbo zum Präsidenten einer Commission, die das neue Wahlgesetz entwerfen sollte. Dies wurde gerade in diesem Augenblick eine schwierige Aufgabe, denn gleichzeitig war die Februar-Revolution in Frankreich losgebrochen, und der Gott und Herr, den sie auf den erledigten Thron gesetzt, war das allgemeine Stimmrecht gewesen. Aber, obwohl sich bereits drohende Anzeichen eines Aufstandes in Genua und Turin erhoben, so konnten und wollten Karl Albert und Cesare Balbo doch für Piemont kein anderes Wahlgesetz geben, als das, welches einen Census zu seiner Grundlage hatte. Und der Graf Cesare Balbo wurde auch Conseils-Präsident des neuen constitutionnellen Ministeriums, welches den König von Sardinien umgab. Die einst am Golf von Genua ausgetauschten Jugendträume schienen jetzt glänzend in Erfüllung gegangen zu sein. Gewöhnlich sieht man seine alten Wünsche und Träume nur dann erfüllt, wenn man sie nicht mehr brauchen kann, aber Karl Albert und Cesare Balbo glaubten sich jetzt auf die schönsten Höhen ihres Lebens geführt, und begannen nach allen Seiten hin kräftig vorzubereiten und zu gestalten. In dem

ministerielles Programm, welches das Datum des 15. März 1848 trug, nahmen die Allianz mit England und die Vorbereitungen zum Kriege gegen Oesterreich, letzteres jedoch „ohne Provocation," die erste Stelle ein.

Das ganze piemontesische Volk zitterte vor Freude und Bewegung. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein und Dünkel der piemontesischen Nationalität sah man auf den Papst in Rom, dessen Anregungen man zwar Alles verdankte, der aber inzwischen noch nicht so weit gekommen war, wie das stolze Piemont, wo man bereits ein Parlament eröffnete.

Es ist wahr, Pius IX. schien in der letzten Zeit nicht mehr so eifrig vorwärts gehen zu wollen, als es die neue römische Demokratie wohl gewünscht hätte. Man half sich einstweilen mit einem Calembourg, den man auf seinen Familiennamen machte, indem man ihm jetzt öfter, wenn er zum Segnen auf dem Balcon des Quirinal erschien, mit sehr gedehnter Aussprache das Wort: Ma—stai zurief, was dann so viel bedeutete als: „Aber — Du stehst still," und auf dem ganzen Platz des Monte Cavallo flüsterte es bang und unheimlich: „Aber — Du stehst still!"

Zwar tagte die neu zuſammenberufene Conſulta in einem Prachtſaal des Vatican, aber dieſe Provinzial-Verſammlung war doch nur eine alte Inſtitution der Päpſte, die Pius den Bewegungen der Zeit wieder anzupaſſen geſucht hatte, und die das Volk ihm zwar gedankt, über die man aber auch bald wieder hinwegzukommen wünſchte. Auch hatte Pius eine römiſche Bürgergarde geſchaffen, und das Volk mit Waffen und militairiſchem Zuſchnitt verſehen. Es war dies nicht gerade ein Zugeſtändniß, welches der Papſt von neuem an den Geiſt der Revolution machte, denn er wußte ohne Zweifel, daß die Bürgergarde an ſich niemals ein revolutionnaires Inſtrument iſt, ſondern faſt immer nur dazu gedient hat, die Revolution in ihren eigenen Reihen zu verwirren, dem Volke die Bewegung zu verleiden, und die Reaction durch das erſte Hinterpförtchen hineinzubringen. Indeß war das Jahr 1848 auch in der römiſchen Bevölkerung tief empfunden worden, und die neuen Demokraten an der Tiber nahmen jetzt dringender als bisher den Schein an, als ob zwiſchen ihnen und Pius IX. durchaus kein Unterſchied mehr im Wollen und Handeln beſtehe. Und ſchon zu Ende des Jahres 1847 ließ Giuſeppe Mazzini, der in dieſer Zeit von Lon-

von nach Bern gegangen war und dort einen geheimen Congreß von Verschworenen zusammenberufen hatte, einen Brief an den Papst ergehen, worin Pius IX. von ihm aufgefordert wurde, sich an die Spitze der italienischen Nationalbewegung zu stellen, und den Kämpfen der europäischen Völker um ihre Freiheit seine hülfreiche Hand zu reichen.

Schon hatte Piemont eine Constitution erhalten, und der Großherzog von Toscana, Leopold II. hatte fast gleichzeitig seinem Volke dasselbe Geschenk gemacht, denn auch in Toscana waren die neuen Verheißungen Pius IX. zündend ins Land gedrungen. Der König Ferdinand von Neapel war eigentlich der erste Tyrann Italiens gewesen, den die Begebenheiten constitutionnel gemacht. König Ferdinand hatte noch kurz zuvor auf die Reformen des Papstes Pius sehr stark gescholten, und jetzt trugen ihn schon im Jahre 1848 die ausgebrochenen Volksaufstände in Sicilien und Neapel mitten in eine constitutionnelle Parlaments-Wirthschaft mit zwei Kammern, Minister-Verantwortlichkeit und Nationalgarde hinein. Und sollte sich Pius IX. noch lange von seinen nächsten Nachbaren überflügeln lassen?

In Rom selbst hatte sich inzwischen die geheime

revolutionnaire Stimmung mehr und mehr bloßgelegt, und die Volksschreie am Quirinal klangen plötzlich ganz anders. „Wir wollen keine Priester mehr in der Regierung!“ riefen diese neuen, veränderten Stimmen zu dem Balcon des Papstes hinauf, und der Papst ertheilte jetzt nur noch bedingungsweise seinen Segen, indem er sich vom Volke vorher das Wort geben ließ, daß es in Treue und Ordnung sich verhalten wolle. Um sich die Gemüther wieder mehr zuzuwenden, unternahm Pius eine öffentliche Promenade auf dem Corso, die vielleicht nicht ganz freiwillig war, und wo er unter dem jauchzenden Gedränge des Volkes Zurufungen aller Art erhielt. Ciceruacchio selbst stand vor St. Peter, und entfaltete eine ungeheure Fahne, auf der mit Riesenbuchstaben angeschrieben stand: „Habe Muth, heiliger Vater, das Volk ist mit Dir!“ Andere schrieen: „Wir wollen keine Polizei mehr!“ „Fort mit den Jesuiten!“ „Tod Allen, die rückwärts wollen!“ Auch wollte das Volk einen Krieg mit Oesterreich, und schrie dies ebenfalls dem heiligen Vater ins Gesicht.

Pius IX. befand sich in der That in einer eigenthümlichen Lage. Noch keinem Papst hatte das Volk mit solchen Zurufen in den Ohren gelegen. Pius

hielt es endlich für gut, ſich und die Cardinäle dem Schutze der Nationalgarde anzuvertrauen, und eine Conſtitution in Ausſicht zu ſtellen. Seitdem der große Hildebrand die Statthalter Gottes zuerſt mit der höchſten und unbedingteſten Herrſchaft über Staat und Kirche bekleidete, hatte man das Papſtthum nicht in dieſer wunderlichen Vermummung geſehen, in der es, umhangen mit Bürgergarde und Parlament, ſeine bisherige Unfehlbarkeit möglicher Weiſe einer Kammer-Abſtimmung unterwerfen und allen Teufeln der Majorität preisgeben ſollte. Aber die conſtitutionnelle Verfaſſung Roms kam durch das Decret vom 14. März 1848 zu Stande, und das Volk gerieth in ſolchen Jubel darüber, daß es ſelbſt der Reiterſtatue des alten Marc Aurel, der oben auf dem Platz des Capitol auf ſeinem bronzenen Roſſe Wacht hält, die dreifarbige Fahne in die Hand drückte. Die dreifarbige Cocarde, die von den Männern der Clubs anbefohlen wurde, hatte bald die Farben des Papſtes verdrängt.

Die Conſtitution des Papſtes Pius konnte freilich den Geſichtspunct nicht aufgeben, daß die Souverainetät des Papſtes ungetheilt und undurchbrochen erhalten werden müſſe, denn wie ſollten die Schlüſſel

Petri noch ſchließen, wenn das Schlüſſelloch verdreht war, durch welches ſonſt die ganze Maſchinerie des Himmels ſo bequem geöffnet werden konnte. Aber ein conſtitutionneller Papſt, wenn er ſich auch die abſolute Macht in allen Kirchenangelegenheiten vorbehielt, mußte doch einen großen Theil ſeiner Herrlichkeit einbüßen, wenn ihm nun zwei Kammern unter die Arme griffen, auf denen er, wie auf zwei Schwimmblaſen, vorwärts rudern ſollte. Die römiſche Verfaſſung von 1848 ſuchte zwar mit vielem Takt die kirchlichen Elemente von den politiſchen zu ſondern. Es gab einen Senat, welchen ſämmtliche Cardinäle bildeten, und der zugleich einen untrennbaren Theil von der Perſon des ſouverain gebliebenen Papſtes ausmachte. Den politiſchen Kammern gegenüber, mit denen ſich dieſer Senat nicht berührte, blieb er als das Allerheiligſte des Staatskörpers ſtehen, von dem aus die vorbehaltenen Gänge unmittelbar in den Vatican und St. Peter hineinführten. Die Kammern beſtanden aus einem Pairshauſe, deren Mitglieder der Papſt ſelbſt auf Lebenszeit ernannte, und aus einer Deputirten-Kammer, welche das Volk wählte. Pius, der jetzt bereits Alles mit ſich geſchehen ließ, mußte ſich auch auf das Procruſtes-Bett

einer Civil-Liſte ausſtrecken, eine Behandlung, welche die verſchwenderiſchen und prunkſüchtigen Statthalter Chriſti vor ihm gewiß am übelſten empfunden haben würden. Aber der liebenswürdige Pius erklärte die kleine Summe von 600,000 Scudi für ausreichend genug, um davon ſeinen eigenen Unterhalt, den der Cardinäle, der Propaganda und des ganzen Kirchenregiments, ſowie auch die Legate, die Leibgarde, den apoſtoliſchen Hofhalt und die Sorge für die päpſtlichen Schlöſſer zu beſtreiten.

Ein neues Babylon ſchien den Altgläubigen um den Thron her, auf welchem einſt die Hildebrand, die Sixtus, die Julius geſeſſen, ausgebrochen zu ſein. Um dem Faß ganz und gar den Boden einzuſtoßen, hatte Pius auch die politiſche Cenſur abgeſchafft. Es war ein geringer Troſt für die den Einſturz des Himmels befürchtenden Gemüther, daß man die kirchliche Cenſur nicht auch abgeſchafft hatte. Aber wer wollte, da das Papſtthum ſeine innerſte Natur zu verändern begann, und unter die Conſtitutionnellen gegangen war, noch ferner unterſcheiden, was in dieſer neuen Zeit des Papſtthums kirchlich, und was politiſch war. Der Widerſpruch zwiſchen dem Geiſtlichen und Weltlichen, der die päpſtliche Herrſchaft ſtets in eine

ſchwankende und der ganzen Welt gefährliche Lage gebracht, konnte durch eine Conſtitution im modernen ſkeptiſchen Sinne, nicht gelöſt werden, er mußte dadurch nur noch ſchneidender hervortreten, und Verwickelungen ſchaffen, die Den, welcher hier den Ausweg aus dem uralten Labyrinth geſucht, ins Verderben zogen. Die weltliche Gewalt des Papſtes war ſtets das größte Hinderniß für die Einigung und Einheit der italieniſchen Nation geweſen. Der Apoſtel Petrus hatte offenbar nur die geiſtliche Gewalt des Papſtthums gründen können, denn nur ſeine Lämmer und Schafe zu weiden, hatte ihm Chriſtus übergeben. Unter dieſen Lämmern und Schafen konnten nur die Biſchöfe und alle Gläubigen verſtanden werden, denn ein materieller Territorialbeſitz war aus dieſer erſten und urſprünglichen Vollmacht, die Petrus aufzuweiſen hatte, nicht herzuleiten. Die weltliche Gewalt des Papſtes, die als Intrigue der Hierarchie ſich bildete und ausrundete, hat dem Geiſt der Kirche ſelbſt am meiſten geſchadet. Pius IX. aber zerfiel dadurch auf das Unrettbarſte mit ſeiner ganzen Stellung, daß er im Begriff war, ein neues weltliches Königreich in Rom zu ſtiften, und ſich, getrieben von den Wogen der Revolution, dem Princip der politiſchen Freiheit

hingab, ohne gleichzeitig mit dem ausschließlichen Priesterthum und mit der orthodoxen Dogmatik seiner Kirche brechen zu können. Louis Napoleon, als er noch Präsident der französischen Republik war, schmeichelte sogar dem Papst Pius IX. gerade in jener Richtung, durch die er die weltliche Gewalt des Papstthums noch bestimmter und specifischer auszubilden strebte, indem er damals jenen berühmten Brief an ihn schrieb, worin er ihm sagte: „Die weltliche Souverainetät des verehrungswürdigen Oberhaupts der Kirche ist innerlichst verbunden mit dem Glanz des Katholizismus selbst, wie mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens.“ *) Vielleicht waren dies nur die Worte des Versuchers, welche Louis Napoleon an den liebenswürdigen Statthalter Christi, dem der Zeitgeist bereits die Tiara zerzauste, richtete. Denn auf dem napoleonischen Programm steht die weltliche Souverainetät des Papstes mit einem sehr dicken, rothen Fragezeichen angestrichen, und wenn Louis Napoleon sich jetzt, je nachdem der neue napoleonische Feldzug in Italien ausschlagen mag, auch mit den inneren Re-

*) „La Souveraineté temporelle du chef vénérable de l'Eglise est intimement liée à l'éclat du catholicisme, comme à la liberté et à l'indépendance de l'Italie.“

formen Roms ernſthafter beſchäftigen wird, ſo dürfte der Papſt als weltlicher Souverain ſchwerlich dabei an Selbſtſtändigkeit gewinnen. Und auch die katholiſche Kirche wird bei Louis Napoleon auf nichts zu rechnen haben, denn ſie hatte bei ihm ſtets nur die Bedeutung, ihm die politiſchen Kaſtanien aus dem Feuer zu holen.

Die Unabhängigkeit Italiens war aber im Grunde niemals die Sache Pius IX. geweſen, und hier beginnen ſeine erſten Zweideutigkeiten, die ihn unfähig zeigten, an der Spitze einer neu ſich geſtalten wollenden Welt zu ſtehn. Pius war kein Papſt des Schwertes, wie es andere kriegeriſche Statthalter Chriſti vor ihm geweſen waren. Aber er glaubte auch aus diplomatiſcher Ueberlegung keinen Krieg gegen Oeſterreich unternehmen zu können, denn Oeſterreich ſchien ihm für die weltliche Machtſtellung des Papſtthums eine Grundſäule zu ſein, die nicht erſchüttert und hinweggenommen werden durfte. Allen Aufforderungen gegenüber, die ihn mit Oeſterreich überwerfen ſollten, ſagte ſich Pius bald ganz offen von der Sache der italieniſchen Unabhängigkeit los. Er befand ſich, wie dies immer ſein Loos geweſen, zwiſchen zwei Feuern, die ihn von beiden Seiten brannten. Die öſterreichiſche Partei in Rom, mit der er ſich prin-

cipiell nicht überwerfen zu dürfen glaubte, nöthigte ihm mit allen möglichen Beweismitteln den Frieden mit Oeſterreich auf, und die neuen römiſchen Republikaner, denen das angelegte Schafskleid des frommen Liberalismus jetzt ſchon am Ellbogen zu platzen anfing, zerrten ihn an der anderen Seite des Mantels, um ihn gegen Oeſterreich in den Krieg zu ſchleppen. Die Republikaner glaubten dann, daß bald der Tag kommen werde, wo ſie ſich von dem Druck der beiden legitimen Gewalten, Papſtthum und Oeſterreich, mit einem einzigen Schlage und gleichzeitig befreit ſehen könnten. Da erließ Pius die Allocution vom 21. April 1848, worin er ſich mit einer großen Entſchiedenheit gegen den Krieg und gegen jede Ligue und Conföderation, die unter ſeiner Präſidentſchaft zur Einigung Italiens abgeſchloſſen werden ſollte, erklärte. Die Ideen des philoſophiſchen Abbé Gioberti waren damit in den Brunnen gefallen. Pius ging in jener Anſprache ſo weit, die Conföderation, zu der er ſich nicht bewegen laſſen wollte, „eine Art von neuer Republik aller italieniſchen Völker" zu nennen, und er gehörte jetzt plötzlich zu den Menſchen, die in der Republik nur eine neue Verkleidung des Teufels ſehen können, obwohl der heilige Geiſt, der

den Kirchenstaat angeblich regiert, sich bei der Organisation desselben wesentlich auf ein republikanisches Element gestützt hatte.

Inzwischen hatte Piemont, obwohl es einen großen und unentbehrlichen Bundesgenossen an dem Papst verloren, den ungeheuern Kampf um die nationale Zukunft Italiens auf seine eigene Hand und mit dem patriotischen Instinct, der die stärkste Waffe Carlo Alberto's war, begonnen. Der Krieg gegen Oesterreich hatte aber auch nur mit einem getheilten Aufschwung der italienischen Völker seinen Anfang genommen. Der Papst sandte den General Durando mit einer Truppenmacht nach den Gestaden des Po ab, aber mit der strengen Ordre, nur zum Schutze des päpstlichen Gebiets die Waffen zu erheben. Dieser General konnte seine Truppen, die an dem Kampf gegen Oesterreich Theil zu nehmen begehrten, kaum in diesem Verlangen zügeln, aber Pius widerstand allen erneuerten Bitten, die deshalb an ihn gerichtet wurden. Guelfe und Ghibelline zugleich, wie es Pius nach dem von ihm ergriffenen System sein wollte, konnte er für einen eigentlichen Freund Oesterreichs nicht gelten. Aber dennoch schien ihm das Papstthum verloren, wenn es sich nicht

mehr auf Oeſterreich und Deutſchland ſtützen konnte. Dieſen ſtarken Hintergrund der päpſtlichen Macht wollte er bewahren. In ſeinem Herzen und ſeinem Naturell fühlte ſich aber der Papſt bei weitem mehr zu Frankreich, dem „älteſten Sohn der Kirche," hingezogen. Als ihn im Jahre 1846 der Sohn Louis Philippe's, der Prinz Joinville, in Rom beſuchte, ſagte Pius zu ihm: „Frankreich trägt vielleicht die Geſchicke der katholiſchen Welt in ſich; auch laſſe ich keinen Tag vergehen, ohne Gott zu bitten, daß er Denen, welche Frankreich regieren, ſtets die Weisheit des Königs Salomo gewähren möge!" Auch bei anderen Gelegenheiten ſprach er ſich ſtets über ſeine Vorliebe für Frankreich und die Franzoſen aus, und nannte Frankreich einſt den ſchönſten Diamanten in ſeiner Krone. Er kannte die franzöſiſche Literatur genau und ging in ſeiner Unterhaltung häufig auf ihre hervorragendſten Werke ein. Sein eigenes Naturell, das ſich beſonders durch feine Eleganz und anmuthige Beweglichkeit bezeichnete, ſchien mehr den franzöſiſchen Typus, als den verſchmitzten und gekniffenen italieniſchen Charakter zu haben.

Indeß hatte die Revolution in Rom ihre bis zum Quirinal hinaufſpritzenden Wogen immer gewaltiger

anſchwellen laſſen. Schon übten die Volksclubs, die zum Theil in den Ruinen der alten Welt ſich ſammelten, eine Gewalt aus, gegen welche weder Geſetz noch Autorität mehr aufkommen konnten, und die geheimen Geſellſchaften arbeiteten ganz offen mit allen ihren Werkzeugen und Stichwörtern auf den Straßen und Plätzen der ewigen Stadt. Pius IX. fühlte ſich vom Volke gequält und hin- und hergezogen, und ſchon erklärt er, als ſelbſt die Bürgergarde eine drohende Haltung gegen ihn zu nehmen anfing, daß er Rom verlaſſen wolle. Es war dies ein unheilvolles Wort, welches er ausſprach, und die Revolution ſchäumte noch toller auf, ſeitdem man wußte, daß der Papſt ſich mit heimlichen Entwürfen zur Flucht trage. Gleichzeitig hatte die Verfolgung und Austreibung der Jeſuiten in ganz Italien begonnen, und Mazzini, der aus der Ferne den Haß gegen die Geſellſchaft Jeſu als ein ſtarkes Zauberwort der Revolution und des Socialismus empfahl, hatte dieſes ungeheuer wirkſame Räderwerk auch in Rom in Bewegung geſetzt. Der fromme und kirchlich geſinnte Pöbel von Traſtevere zog in die Stadt, um die Jeſuiten und ihr Kloſter, gegen welches das Volk mit Fackeln und Brecheiſen herangezogen war, zu ſchützen. Da zeigte

ſich Pius IX. ſelbſt, er, der auf dem kirchlichen Gebiet der ſtrenggläubigſte Chriſt in Rom war, und der ſchon das Dogma von der unbefleckten Empfängniß in ſeinen Gedanken ausbrütete, als der anhänglichſte Freund und Beſchützer der Jeſuiten, und als er die verhaßten Mönche nicht mehr halten konnte, bahnte er ihnen heimlich die ſicherſten Wege zur Flucht. Dies verſchaffte ihm zum erſten Mal Ausbrüche des Volksunwillens, die ihn auf den Straßen durch ſeine Hauptſtadt begleiteten.

Die Wirbel der Revolution nahmen den Papſt jetzt bereits perſönlich in ihre Mitte. Keine Qual, die ein Souverain in der Mitte ſeiner aufſtändiſchen Bevölkerung zu erleiden haben kann, wurde dem guten Pius erſpart und er mußte den Kelch bis zur Neige leeren. Auch die Palliativmittel der verzweifelten Souverainetät, alle Augenblicke dem heulenden Volke ein anderes Miniſterium in den Rachen zu werfen, blieben von Pius nicht unverſucht. Seinem erſten conſtitutionnellen Miniſterium, welches Pius bald nach Einſetzung der Conſulta ernannt, und in das er einen neuen Freund, den Cardinal Antonelli, für die Finanzen hatte eintreten laſſen, mußte bald der Unzufriedenheit der Stimmung weichen. Dieſem Cabinet

war das Miniſterium Mamiani gefolgt, welches dem Volke einige beſſere Bürgſchaften der Freiheit darzubieten ſchien. Denn der Graf Mamiani war einer der volksthümlichſten Männer Italiens, und ungeachtet ſeiner wiſſenſchaftlichen und ſtaatsmänniſchen Stellung, in der er ſich aber ſtets als Bewegungsmann behauptet, ein Liebling der Maſſen. Seine Grundſätze, die er auch in ſeinen philoſophiſchen und politiſchen Schriften*) ausſprach, waren auch vornehmlich dahin gegangen, die Maſſen des italieniſchen Volkes wirkſam zu einigen und daraus die Wiedergeburt Italiens auf volksthümlicher und nationaler Grundlage zu erſchaffen. Er gehörte zu den Männern Italiens, die das Volk in dieſem Moment erſt erzeugen zu müſſen glaubten, aber auf der Grundlage der Revolution und der Volksbildung, wie es Giuſeppe Mazzini ſchon in das Programm des jungen Italiens hineingeſetzt hatte. Aber ſonſt hatte Terenzio Mamiani gar keine Berührungspuncte mit dem jungen Italien, und ſeine Haltung war die der gemäßigten Liberalen, die ſchrittweiſe den Gang der neuen Nationalentwickelung ab-

*) „Dialoghi di scienza prima“ (Paris 1846.) — „Del papato“ (Paris 1851.)

meſſen wollten. Aber Mamiani trat wieder von ſeinem Miniſterium zurück, da er den Papſt nicht dazu bewegen konnte, den Krieg gegen Oeſterreich zu erklären. Das römiſche Volk begehrte dieſen Krieg ſeit einiger Zeit mit ſtürmiſcherem Drängen.

Die verderblichen Niederlagen, die der König Albert auf den Schlachtfeldern von Cuſtoza und Novara erlitten, hatten den Haß gegen Oeſterreich auch in Rom auf's Aeußerſte entflammt. Die Italiener, welche die Sache der Unabhängigkeit und Einheit Italiens auf ihre Fahnen geſchrieben hatten, ſahen in den Siegen, welche der Marſchall Radetzky über Karl Albert gefeiert, die Regeneration Italiens von neuem gebrochen. Aber auch die letzte Hoffnung, den Papſt zur Aufnahme des „heiligen Krieges" zu bewegen, ſchlug fehl. Zwar hatte der Papſt vor einiger Zeit, als ihn das Volk wieder einmal auf den Balcon des Quirinal hinausgeklopft hatte, die vor ihm ausgebreite Fahne der Revolution eingeſegnet und ihr ſeine beſondere Weihe ertheilt, wie uns wenigſtens in Rom von Augenzeugen dieſes Schauſpiels erzählt worden iſt. Im Gegentheil hatte aber der öſterreichiſche Einfluß ſich in der letzten Zeit noch mächtiger als ſonſt um die Perſon des Papſtes gedrängt. Seitdem Frankreich ſeine Ab-

ſicht an den Tag gelegt hatte, die römiſche Conſtitution gegen Oeſterreich zu beſchützen, hatte das öſterreichiſche Gouvernement ſeine Anſtrengungen verdoppelt, um ſich mit dem ſtärkſten Uebergewicht bei der immer paſſiver gewordenen Perſon Pius IX. zu vertreten.

Oeſterreich behauptete dieſen Einfluß in Rom damals miteiner unerſchütterlichen Feſtigkeit, und es bildete ſich hier ſchon, in der Mitte des Jahres 1848, die Rivalitäten-Politik zwiſchen Oeſterreich und Frankreich um Italien aus, die in unſeren Tagen dazu beſtimmt ſcheint, der Wendepunct einer neuen geſchichtlichen Aera zu werden.

Pius IX., zwiſchen Oeſterreich und dem jungen Italien in die Mitte genommen, trug damals durch ſein unglückliches, keiner Selbſtändigkeit mehr fähiges Verhalten die Hauptſchuld daran, daß Oeſterreich und Frankreich ſich in Italien das eigentliche Terrain erſehen konnten, das ſie ſich einſt um den Preis ihrer eigenen Exiſtenz ſtreitig zu machen und abzugewinnen haben würden. Das römiſche Volk wurde damals durch dieſe Stellung des Papſtes zur offenen Wuth hingeriſſen. Mit Fackeln in der Hand, durchzogen wilde Schaaren unter aufrühreriſchem Geſchrei das ewige Rom, und vor dem Quirinal ſtand

man still, und rief zu dem Balcon hinauf: „Tod den Prieſtern! Nieder mit dem Papſt! Fort mit Pius IX.!“

Auf einer Spazierfahrt nach dem herrlichen Frascati, welche der Papſt in dieſen Tagen unternahm, um ſich hier an den reinen und friſchen Lüften des Sabinergebirges zu ſtärken, ſah Pius den Grafen Roſſi vor ſeiner Villa ſtehen, in welche ſich dieſer merkwürdige Staatsmann ſeit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Pius ſtieg, ſeiner liebenswürdigen Gewohnheit gemäß, aus dem Wagen, um ſeinen alten Bekannten, der hier unter den reizenden Landhäuſern von Frascati, in dem alten vielgefeierten Tusculum Cicero's, ſein Aſyl nach vielen Stürmen und Unruhen genommen hatte. Der Papſt war ſogleich von dem Gedanken durchzuckt worden, daß er hier den richtigen Mann der Situation gefunden. Er trug es dem Grafen Roſſi an, ein neues Miniſterium zu bilden, und dieſer nahm es ohne Zögern an, in dem verworrenſten Augenblick die Leitung der Geſchäfte in die Hand zu nehmen.

Dies war jener Pellegrino Roſſi, ſeines Zeichens ein Profeſſor des Rechts, der, von Hauſe aus ſehr franzöſiſch geſinnt, nach dem Sturze der Napoleoniſchen Herrſchaft Italien verließ, und erſt in Genf, dann in

Paris, Professuren des Rechts und der Nationalökonomie bekleidet hatte. Er war damals in Paris, zur Zeit Louis Philipp's und Guizot's, ungeachtet seines starken italienischen Accents, mit dem er das Französische sprach, eine Celebrität des Tages geworden, und in keinem ausgezeichneten Salon sah man Rossi fehlen. Wir hörten bei ihm im Winter 1837 einige Vorlesungen an der Pariser Rechtsschule, in denen er das constitutionnelle Recht zu systematisiren suchte, und waren erstaunt, so viel Geist, Feuer und dramatische Action auf einen so dürren und häkeligen Gegenstand verwandt zu sehen. Rossi hatte ein edles, feines, gedankenvolles Gesicht, und man glaubte an die Ehrlichkeit der Gedankenbewegung, die stets auf seinem Gesicht arbeitete. Auch Louis Philipp, der an der constitutionellen Balancirstange über den Parteien schweben wollte, glaubte damals seinen Mann an ihm gefunden zu haben, wie jetzt Pius IX.

Louis Philipp machte den gewandten Italiener, ungeachtet seiner fremden Nationalität, zum Mitglied des Staatsraths und zum Grafen, und bald darauf ernannte er ihn zu seinem Gesandten in Rom, wo er, nach der Thronbesteigung Pius IX., als ein Hemmschuh sich an die liberale Politik des Papstes anzusetzen suchte. Er

vollführte auch darin den Sinn seines französischen Herrn, der sich vor den Reformen in Rom fürchtete. Pius IX. wies alle Vorstellungen des Diplomaten zurück, die ihn am Vorwärtsgehen hindern sollten. Der Sturz der Juli-Monarchie hatte den Grafen Rossi im Februar 1848 um seine Stellung gebracht, und er zog sich in die Villeggiatur in Frascati zurück. Als Pius jetzt den Grafen vor seiner Villa in Frascati wiedererblickte, fiel ihm ein, daß diese Vorstellungen damals gleichwohl einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Rossi hatte so Manches gesagt, was in Erfüllung gegangen war. Er schien ihm der richtige Steuermann zu sein, der das den Klippen zu nahe getriebene Schiff am besten wieder flott machen und sichern konnte, denn als alter Diplomat verstand sich dieser Mann auf alle Winde, und als guter Nationalökonom hatte er doch auch wohl einiges Interesse für das Volk, von dem Pius sein Herz immer noch nicht ganz abgewandt hatte.

So hatte Pius IX. das Ministerium Rossi, das einen so unglücklichen Verlauf nahm, auf einer Spazierfahrt nach Frascati entdeckt. Rossi widmete sich mit großem Eifer den Verbesserungen der Gesetzgebung, und suchte den Papst zuerst aus den österrei-

chiſchen und clericalen Einflüſſen wieder herauszuarbeiten. Sein Beſtreben ging dahin, die Demokratie und die Camarilla gleicherweiſe niederzuhalten. Er legte Abgabe auf alles Grundeigenthum, und beſteuerte ſelbſt die Güter der Geiſtlichkeit. Die Gerichtsordnung geſtaltete er nach franzöſiſchem Vorbild um. Die Prieſter, die Demokraten, die öſterreichiſche Camarilla begannen ihn gleichmäßig zu haſſen, und die größte Gefahr umſchwebte ihn, bald nachdem er die Geſchäfte übernommen hatte.

Das Papſtthum hielt Roſſi für die einzig lebendige Größe in Italien, und inſofern ging auch er mit den Ideen Gioberti's, der ebenfalls darin den geſtaltenden Kern eines neuen und einheitlichen Italiens geſucht hatte. Um die Nation zu einigen, griff Roſſi den Gedanken einer italieniſchen Ligue wieder auf und ſuchte denſelben jetzt mit Uebereinſtimmung des Papſtes in's Leben zu führen. Aber das Mißtrauen gegen den Papſt war im übrigen Italien jetzt ſchon zu wirkſam geworden. Piemont verweigerte diesmal den Anſchluß, weil es weder einen abſoluten Papſt noch eine Republik zum Alliirten haben wollte. Denn das Rom Pius IX. hielt man bereits zu einem Umſchlag nach beiden Seiten hin für hinlänglich vorbereitet.

Die neuen parlamentarischen Kammern sollten endlich eröffnet werden, und der 15. November 1848 war dazu bestimmt. In dem Palazzo della Cancelleria, einem schönen Gebäude, das aus Steinen des Colosseums errichtet worden, war der neuen constitutionnellen Versammlung ihr Sitz angewiesen. Graf Rossi hatte sich nicht ohne die dringendsten Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten zugekommen waren, in dies Palais begeben. Er trug die wohlausgedachte Eröffnungsrede in seiner Tasche, in der er die große und unverlierbare Bedeutung Roms für die Zukunft und die großen Verdienste, welche sich der Papst um die Römer erworben, hervorheben wollte. Zugleich wollte Rossi den Römern versprechen, daß er keine neuen Anleihen und Abgaben mehr, noch die Gründung von Papiergeld fordern werde. Er erklärte das Vaterland für gerettet durch die patriotischen Gaben der Geistlichkeit, auf die man sich anweisen werde. Dies war allein schon eine Pointe, die ihn lebensgefährlich treffen konnte.

Als Rossi, umdrängt von wilden, pfeifenden und heulenden Volksschaaren, die auf dem Platz und in dem schönen Hof der Cancelleria sich gesammelt hatten, die im Innern des Flurs emporlaufende, große Treppe

hinaufstieg, fühlte er sich plötzlich von hinten gestoßen und geschlagen, und als er sich umwandte, bohrte sich ihm ein Dolch von geübter Hand tief in die Brust hinein. Der Minister bedeckte die Wunde mit seinem Schnupftuch, und schritt muthig die Treppe weiter hinauf, um noch in den Sitzungssaal zu gelangen. Aber an der Schwelle desselben stürzte er todt nieder.

Man ist nie klar darüber geworden, aus welchem Parteilager der Mörder Rossi's abgesandt war. Die Demokraten, die Priester und die österreichische Camarilla haben sich stets gegenseitig die Anklage, den Dolch geschliffen zu haben, zurückgegeben. Aber nicht minder tauschten sie ihre Freude darüber aus, daß es geschehen sei. Der stärkste Verdacht fiel auf die revolutionnaire Partei, die sich durch das regelmäßige Räderwerk eines wohlgeschulten Constitutionnalismus, wie es Rossi einführen wollte, am meisten in ihren eigentlichen Planen gekreuzt sah. Man sagte, daß Mazzini, der Rom noch immer aus der Ferne umkreiste, und erst nach Erklärung der Republik ihren Boden betrat, den Befehl zu diesem Morde in einem Briefe an die römischen Clubs ertheilt habe, in denen der Mörder durch das Loos bestimmt worden.

In der Kirche S. Lorenzo, welche unmittelbar an

den Palaſt der Cancelleria ſtößt, ſahen wir das Grabmal von Marmor, welches Pius IX. aus Schmerz und Dankbarkeit ſeinem unglücklichen Freunde ſetzen ließ, und das mit der darauf geſtellten Büſte Roſſi's erſt vor einiger Zeit vollendet wurde. Roſſi iſt darin mit einer lebendigen Treue wiedergegeben. Ernſt und Redlichkeit ruhen auf ſeinem Geſicht, das vom tiefen Schatten des Nachdenkens umſpielt wird. Eine einfache Inſchrift in lateiniſcher Sprache feiert das Andenken Pellegrino Roſſi's, deſſen Leben dem „Anſchlag der Gottloſen" (impiorum consilio) erlegen ſei.

Sogleich nach dem Tode Roſſi's begannen ſich die Volksbewegungen ganz unmittelbar gegen die Perſon des Papſtes ſelbſt zu richten. Jetzt kam das Maskenſpiel der Deputationen, die von den neuen Kammer-Abgeordneten einſtudirt wurden. Man verlangte nun vom heiligen Vater ein demokratiſches Miniſterium, und die Zuſammenberufung einer conſtituirenden Verſammlung für ganz Italien. Damit verband man die eigenthümliche Forderung, daß der Papſt die italieniſche Nationalität proclamiren ſolle. Auch der Krieg gegen Oeſterreich befand ſich unter Dem, wozu das Volk jetzt den Papſt bewegen wollte. Der Papſt begehrte Bedenkzeit, das Volk wurde darüber immer

ungeduldiger und aufrührerischer, und die Emeute begann sich gegen den Quirinal zu organisiren. Nur der bigotte Pöbel von Transtevere glühte noch den Papst zu vertheidigen, aber er konnte keine Anführer dazu finden. Das römische Volk wollte den Quirinal stürmen, und es zog eine große Kanone herbei, die seltsamer Weise den Namen St. Peter führte. St. Peter wurde gegen die Pforten des Quirinal gerichtet, und bedrohte die Fenster des Papstes. Aus den benachbarten Häusern fallen Flintenschüsse, Kugeln dringen in die Zimmer des Quirinal, und der Monsignore Palma, zum Tod getroffen, haucht sein Leben zu den Füßen des Papstes aus. Da bewilligt Pius das neue Volksministerium, in welchem auch der Graf Mamiani wieder ein Portefeuille, das der auswärtigen Angelegenheiten, übernahm, und das auch aus revolutionnairen Tagesschriftstellern, wie Sterbini, bestand, der das Handelsministerium an sich nahm. Das Volk erklärte sich damit einstweilen zufrieden, und zog sich zurück. Bald kam es aber wieder, um den Papst nicht aus den Augen zu verlieren, und alle seine Schritte zu bewachen. Seine treuen Schweizergarden sind fortgetrieben und durch Bürgergarden ersetzt, die nur der Revolution dienen wollen. Die

päpſtlichen Nobelgarden ſtehen muthlos und betäubt im Hofe. Es gab keinen einzigen Mann mehr in der ganzen ewigen Stadt, der ſich für den Statthalter Chriſti zu erklären gewagt. Pius IX. war ein Gefangener im Quirinal geworden, und er dachte auf die Flucht, weil er, ein von ſeiner eigenen Heerde verlaſſener Hirt, von dieſer Stelle aus die katholiſche Welt nicht mehr regieren konnte. Seine Fluchtgedanken und Vorbereitungen theilte er mit der auswärtigen Diplomatie, die ihm treu zur Seite geblieben war, und unter welcher der bayeriſche Geſandte, Graf Spaur, und deſſen Gemahlin, Gräfin Spaur, die ein zärtliches Freundſchaftsverhältniß mit Pius IX. hatte, ſowie der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Harcourt, eine thätige Rolle bei der geheimen Abreiſe des Papſtes von Rom übernahmen. Die franzöſiſche und öſterreichiſche Diplomatie geleiteten den in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſcheiterten Statthalter Chriſti auf dieſer Flucht, um ihn in einem ſichern Aſyl in Gaeta, der reizend gelegenen Stadt des Königs von Neapel, unterzubringen. Denn der Graf Spaur war in dieſer Zeit, während der Abweſenheit des öſterreichiſchen Geſandten von Rom, zugleich der Vertreter Oeſterreichs beim päpſtlichen Stuhl, und hatte dem Einfluß und

allen Absichten, welche das Wiener Cabinet bei Pius IX. behauptet, mit dem größten Erfolg gedient. Die schöne Gräfin Spaur aber, eine begeisterte Katholikin und Römerin von Geburt, war zugleich dem Zauber erlegen, welchen die elektrische Persönlichkeit Pius IX. nah und fern auf alle schwärmerischen Frauenherzen ausübte, und Pius selbst schien ohne die Gesellschaft der Gräfin nicht mehr leben zu können. Sie war es, welche mit ihrem unwiderstehlichen Reiz den österreichischen Einfluß bei dem Papst aufrecht zu erhalten wußte, und in diesem Sinne unaufhörlich sein Herz bestürmte. Auch der spanische Dichter Martinez della Rosa, der damals Spanien beim päpstlichen Stuhl vertrat, hatte sich mit altcastilischer Hochherzigkeit beeifert, dem unglücklichen Statthalter Christi auf seiner Flucht beizustehen.

Eine dunkele Novembernacht war zur Ausführung des Planes bestimmt worden. Der Papst hatte seine weißen Gewänder abgelegt, und das schwarze Kleid eines einfachen Abbé angezogen, wie er es wohl in früherer Zeit gern gethan, wenn er sich, um das Zujauchzen des Volkes zu vermeiden, unerkannt durch die Straßen begeben wollte, um in Hospitälern und Kirchen oder unter dem Dach armer Leute seiner Barmherzig-

keitsluſt nachzugehen. Heut mußte er fürchten, daß daſſelbe Volk, deſſen Enthuſiasmus ſich ſo fürchterlich umgewandelt hatte, ihn erſchlagen würde, wenn man ihn auf der Flucht betreffen möchte. Lange mußte er auf den Corridors des Palaſtes ſich verſteckt halten, ehe er, geleitet von dem Herzog d'Harcourt und dem Grafen Spaur, Schritt für Schritt dem Ausgang aus dem Quirinal ſich nähern durfte. Endlich gelangt er durch die Pforte, welche nach der Straße der Porta Pia hinausgeht, wo ein Miethswagen ihn erwartet. Der Graf Spaur ſetzt ſich auf den Bock und fährt als Kutſcher den in Ruhe ſeinem Schickſal ergebenen Papſt weiter. Es geht zuerſt nach dem Platz des Lateran, wo die Wagen gewechſelt werden ſollen, denn dort erwartet die Gräfin Spaur mit ihrer Equipage ihren Gatten und ihren Freund. Die Gräfin wird zuerſt von einer Patrouille von Carabiniers angehalten, aber die ſchöne Römerin, die Alles zu ihren Füßen hinreißt, weiß ſich mit dem Offizier in ein feſſelndes Geſpräch über tauſend Dinge einzulaſſen, und ſein Argwohn wird beſchwichtigt. Dann rollt der Wagen herbei, mit ihrem Gemahl und einem ſtillen, freundlichen Prieſter innen. Die Wagen werden gewechſelt, und der bezauberte Carabinier iſt ſo höflich,

der Gräfin selbst den Arm zu bieten, und sie in ihre Caroſſe zu heben, in welche nach ihr der Graf Spaur und der Prieſter einſteigen. Vorher ſchilt die Gräfin Spaur ihren Mann noch aus, daß er, wie immer, ſo lange habe auf ſich warten laſſen. Dann geht der Wagen in unbehinderter Eile weiter, und ohne alle Gefährdung wird die Gränze bei Terracina erreicht. Bald ſind die Reiſenden in Mola di Gaëta, im Gaſthaus zur Villa des Cicero, glücklich angelangt. —

Zum Gedächtniß dieſer Flucht, welche Pius IX. im November 1848 vor ſeinen früheren Anhängern und Verehrern ergreifen mußte, hat unſer berühmter deutſcher Landsmann, Friedrich Overbeck, im Quirinal einen Plafond gemalt, auf dem in beweglichen Zügen dargeſtellt iſt, wie Chriſtus ſeinen Verfolgern entgeht. Das Bild iſt in der rührend einfachen, katholiſch romantiſchen Manier Overbecks ausgeführt, und feſſelt durch die ſchöne Geſtalt des fliehenden Chriſtus, auf deſſen Antlitz eine wunderbare Ueberwindungsglorie in der Stunde der Bedrängniß aufgeleuchtet iſt. Wir waren heute nicht in der Stimmung, uns in der Betrachtung der übrigen Kunſtſchätze des Quirinal, die zum Theil ſehr bedeutend ſind und beſonders mit den Pariſer Gobelins hervorglänzen, weiter zu ergehen.

Aber ein sehr schönes Bild von Caravaggio war uns sowohl um seiner selbst willen, als auch deshalb beachtenswerth, weil Pius IX. es als ein Geschenk Louis Napoleons aus Paris empfing. Louis Napoleon hat seine Zeit gehabt, wo er sich vorzugsweise zum Ritter des Katholicismus weihen wollte, und er diese Stellung durch die größte persönliche Hingebung an Rom zu begründen suchte. Nachdem er die napoleonische Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, hätte er gern sämmtliche Bilder im Louvre dafür hingegeben, wenn er den Papst bewegen konnte, ihn zu salben. Die gesalbte Staatsintrigue schien ihm doch immer große Vorzüge vor dem bloßen Freibeuterthum zu haben, das sich von einem Tag zum andern mit den Waffen in der Hand behaupten muß. Aber als die päpstliche Salbe von einer unnachgiebigen Sprödigkeit sich zeigte, beauftragte er eines Tages den Moniteur, der dem Palast des Aeolus gleicht, einen seiner Winde gegen Rom auszuschicken. Damals behauptete der Moniteur, daß die napoleonischen Schlachtfelder und Weltsiege den Namen des Kaisers hinlänglich gesalbt hätten, und daß es für denselben einer Salbung des Papstes nicht bedürfe. Es ist daher anzunehmen, daß der Kaiser jetzt, wenn ihn die italienische Expedition nach Rom führen

ſollte, ſich ſchwerlich von Neuem um die Salbung bewerben, ſondern nur mit der Einordnung des zerſtückelten Kirchenſtaats in die neue franzöſiſche Organiſation Italiens ſich beſchäftigen würde.

Das Bild von Caravaggio ſtellt Chriſtus im Tempel dar, und iſt von einer außerordentlichen Schönheit der Compoſition und von der wirkſamſten Farbengebung.

Als Pius, nachdem die Republik Mazzini's und Garibaldi's im Jahre 1849 den Waffen der Franzoſen erlegen war, wieder nach Rom zurückkehrte, wozu er ſich jedoch erſt im April 1850 anſchickte, konnte er ſich nicht mehr dazu entſchließen, den Quirinal zu bewohnen. Er bezog den Vatican, die alte hochherrliche Reſidenz der römiſchen Päpſte, und begann ſeitdem auch den Geiſt der kirchlichen Reaction in ſich aufzunehmen, wie er im Quirinal, unter den roſigen Freiheitslockungen des Tages, allmählig die politiſche Reaction in ſein vielenttäuſchtes Herz hatte eindringen laſſen. Aber in den Räumen des Quirinal konnte er es jetzt nicht mehr aushalten. Er hat ſeit ſeiner Rückkehr nur zweimal dieſen Palaſt wieder betreten, aber die unheimlichen Erinnerungen des Jahres 1848 jagten ihn ſtets wieder von dieſer Schwelle. Einmal

veranſtaltete er ein großes Feſt-Diner in dieſen glänzenden Räumen, doch es ſchmeckte dem Papſte hier nicht, und er ſoll ſeitdem an bedeutenden Unverdaulichkeiten gelitten hatten.

Wir verließen heut den Palaſt, und unternahmen nur noch eine Wanderung durch den daran ſtoßenden Garten des Quirinal, für deſſen Eintritt es einer beſonderen Erlaubniß des Maggiordomo des Papſtes bedarf. Dieſer päpſtliche Garten iſt ganz im franzöſiſchen Styl angelegt, und macht einen ungemein heitern Eindruck, indem er uns in ſeine Gänge von Lorbeerbäumen und geſchnittenen Myrthenhecken eintreten läßt. Der rothe Fuchsſchwanz, in Italien auch Cardinalsträſſe (trina dei cardinali) genannt, der hier als großer Baum in die Höhe wächſt und auf das Ueppigſte in langen Flechten ſich ausrankt, breitet ſich in maleriſchen Gehängen am Wege hin. Die Pinie, die Aloe, der Pfefferbaum, gewaltige Cactusbäume, Feigen und Datteln, und die in Vaſenform geſchnittenen Cypreſſen, verſetzen uns in dieſem Garten auf die Wunderhöhen der italieniſchen Natur. Ein merkwürdiger Palmenbaum, mit vielfach gekerbtem Stamm, der hier auch im Winter im Freien ſtehen bleibt, feiert, mit andächtigem Ernſt ſich leiſe ſchüttelnd, die Zauber

der Natur, deren wir hier gewürdigt werden, und auf deren genußvolle Benutzung sich auch die Statthalter Christi von jeher verstanden, wie das prächtig ausgestattete Palmenhaus Gregors XVI. in diesem Garten beweist. Die Aussicht auf Rom, das in einem entzückenden, feierlichen Bilde vor uns liegt, erhöht die angenehme Stimmung, in welcher man hier auf und nieder wandelt, und in der man die päpstliche Märtyrergeschichte des Quirinal, der mit seiner hohen düstern Mauer-Umgebung hinter uns liegen geblieben, gern wieder zu freundlichern Eindrücken verarbeitet. Wir wenden uns wieder von der tragischen Gestalt Pius des Neunten, der von den Rothen für einen Reactionair und von den Reactionairs für einen Rothen gehalten, in unsern Gedanken ab, und sehen dem rothen Fuchsschwanz der Cardinäle zu, der dort so lustig und übermüthig in den Lüften zappelt, und noch immer zappeln und blühen wird, wenn längst alle die armen Märtyrer an ihrer Idee zu Grunde gegangen sind. —

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
10 JUN 1959
OF OXFORD
LIBRARY

IV.

Franzoſen und Oeſterreicher in Italien.

Die franzöſiſchen Regimenter, die ein buntes und groteskes Element in der heutigen Bevölkerung Roms bilden, blieben ſeit dem Jahre 1849 in der ewigen Stadt mit einem gewiſſen vertragsmäßigen Abkommen zurück, nachdem General Oudinot die neue römiſche Republik niedergeworfen, und nach vierwöchentlicher Belagerung mit ſeinen Truppen in die Thore Roms eingezogen war. Als die Fahne des Papſtes, der noch in Gaeta unter dem Schutz des Königs Ferdinand von Neapel in ſeinem freiwilligen Exil verweilte, auf dem Capitol und auf der Engelsburg wieder aufgepflanzt worden war, erließ der franzöſiſche General eine Kundgebung, worin er es feierlich ausſprach, daß nur durch die Vereinigung des römiſchen Prieſterthums mit der franzöſiſchen Armee die Zukunft Roms gerettet werden

könne. Aber um dieſe Vereinigung dauernd zu ſtiften, wurde nach dem Abzuge Oudinot's eine franzöſiſche Beſatzung in Rom zurückgelaſſen, die auch ſeitdem nicht wieder gewichen iſt, aber mehr wie eine Fontanelle gewirkt hat, um die tiefe Wunde in dem Körper Italiens in einer beſtändigen Eiterung zu erhalten.

Das römiſche Volk küßte damals dem General Oudinot auf dem Petersplatz die Füße, und kniete mit derſelben Andacht, wie ſonſt vor der Monſtranz, vor ſeinem ſiegreichen Degen nieder, von dem die neuen Freiheitsträume zu Boden geſchlagen worden. Die Führer der römiſchen Republik waren abgezogen, Garibaldi hatte mit ſeinen wilden Schaaren Rom verlaſſen, und Mazzini war, wie immer, geheimnißvoll verſchwunden, ohne daß Jemand zu ſagen wußte, wohin er gegangen war. Aber in der Verborgenheit wirkten die Republikaner noch eine Zeitlang in Rom fort, und gaben zuweilen allerhand Lebenszeichen von ſich. Von ihnen aus lief eine heimliche Acht durch Rom, welche gegen die römiſchen Damen gerichtet war, die einen Franzoſen in ihrem Salon empfangen würden. Den Römerinnen, welche dieſer Ordre zuwider handelten, begegneten große Unannehmlichkeiten. Auch das Verbot, franzöſiſche Stoffe zu kaufen und

zu tragen, ging damals von dieſen geheimen Revolutions-Comité's aus, die in ihrer tiefverſteckten Organiſation ohne Zweifel noch bis zur neueſten Zeit in Rom fortgedauert haben.

Dieſer innerlichſt politiſche Haß gegen die franzöſiſchen Soldaten verlor ſich ſeitdem mehr und mehr, und nur die täglichen Raufereien, die heut noch unausgeſetzt zwiſchen dem päpſtlichen Militair und den Franzoſen ſtattfinden, waren davon übrig geblieben. Zum großen Theil war daran auch das franzöſiſche Naturell Schuld, das für das römiſche Volk ſoviel Widerſtrebendes hat, und welches auch manche Gewohnheiten auf fremdem Boden anſetzte, durch die ſich die Franzoſen viele Blößen gaben und den Haß und Spott der Römer von Tag zu Tag mehr reizten. Nur die künſtliche und argliſtig gemachte Poſition, in der ſich Louis Napoleon neuerdings, allen napoleoniſchen und franzöſiſchen Traditionen zum Trotz, zum Retter und Befreier Italiens aufgeſchwungen, hat auch dem römiſchen Volke die Franzoſen wieder in einem günſtigeren Lichte erſcheinen laſſen.

Als Pius IX. von Gaeta wieder nach Rom zurückgekehrt war, ſchien ihm die franzöſiſche Beſatzung, die er dort antraf, keineswegs unlieb zu ſein. Er

glaubte ſelbſt dieſes Schutzes dringend zu bedürfen, um unter dem noch dampfenden Schutt der Revolution wenigſtens eine mechaniſche Ordnung wieder zu gewinnen, denn für die Wiederaufpflanzung der Reform hatte Pius nun allen Boden verloren. Hatte er in früherer Zeit mit ſeiner Liebe zu den Franzoſen oft ſchön gethan, ſo konnte er dieſe Liebe jetzt auf die härteſte Probe geſtellt ſehen.

Einſt hatte er zu einem angeſehenen Franzoſen, der ihn beſuchte, geſagt: „Wenn Frankreich wollte, wenn Frankreich es verſtände, wenn es ſeinen urſprünglichen Glauben wiederfinden und offen und frei zu Gott zurückkehren könnte, ſo würde es die Königin und Herrin der Welt ſein“.*) Jetzt ſah er ſich unter der Huth franzöſiſcher Regimenter, die mit ihrer lärmenden und anſpruchsvollen Nationalität alle Straßen und Plätze von Rom erfüllten. Die Franzoſen konnten ſich zwar noch nicht als Könige und Herren der Welt gebärden, wozu ihnen Pius ſelbſt die Ausſicht eröffnet hatte, und auch ihre Rückkehr zu Gott offenbarte ſich in ihrem Auftreten in der heiligen Stadt keineswegs ſo ſpecifiſch, als es der Papſt gewünſcht hatte. Aber als Eroberer von

*) Balleydier p. 194.

Rom ſchien ſich die franzöſiſche Beſatzung von Anfang an zu betrachten, und dieſe Anſicht verrieth ſich bis in die neueſte Zeit hinein in allerhand Kundgebungen und Maaßnahmen, die für die Aufrechterhaltung des politiſchen Gouvernements des Papſtes keineswegs ſchmeichelhaft ausfielen. Die Grundzahl dieſer Truppe war für Rom und Civita Vecchia auf ſechs- bis neuntauſend Mann angenommen, aber dieſe Zahl erwies ſich bald als ungemein dehnbar, und alle Augenblicke wurden Vergrößerungen dieſes Militairs, theils als Drohung gegen die einheimiſche Bevölkerung, theils als Signatur der kritiſchen Weltlage, in Ausſicht geſtellt.

Die Beweglichkeit des franzöſiſchen Charakters bewirkt gleichwohl, daß Rom, obgleich es nur dieſe verhältnißmäßig beſchränkte Anzahl der fremden Truppen in ſich aufgenommen hatte, doch plötzlich wie überſchwemmt von Franzoſen erſchien, und die erhabene feierliche Stille, welche ſonſt auf den ſieben Hügeln herrſchte, ſchien ſeitdem weſentlich zu leiden. In allen Theilen der Stadt wird man von dem franzöſiſchen Militair auf eine frappante Weiſe berührt. Selbſt das gedankenvolle Schweigen, das in den alten klaſſiſchen Ruinen herrſcht, wird durch das ſcharfe Geraſſel der franzöſiſchen Trommeln, das plötzlich hinter

einem alten Trümmerwerk emporwirbelt, unterbrochen. Auf dem alten römiſchen Forum und in der Nähe des Coloſſeums wurden wir neulich durch die ſchreienden franzöſiſchen Commandoſtimmen, nach welchen die exercirenden Truppen ſich auf und nieder bewegten, aus allen unſern Vergangenheitsträumen emporgeſchreckt, und an die Gegenwart gemahnt, die ſo fragwürdig und zweifelhaft am Horizont der großen Tiberſtadt ſchwebt. Die Trommel der Franzoſen erweckt die Echo der alten Tempel und Paläſte, die in denſelben ſeit langer Zeit geſchlafen hatte, und ſich mißtrauiſch von einer neuen Zeit, die über Rom aufgeht, wecken zu laſſen ſcheint. Im Innern der Stadt ſchleppen die franzöſiſchen Artilleriſten mit ihren ſchweren Munitionswagen durch die Straßen hin, oder mit klingendem Spiel ziehen die Bataillone, an deren Spitze die kräftigen und unternehmend ausſehenden Sappeurs voranſchreiten, ihren Exercirplätzen zu. Oder man begegnet in der Mittagsſtunde dem Muſikcorps eines franzöſiſchen Regiments, das ſich auf dem Spaniſchen Platz vor einem Hauſe aufgeſtellt hat, in welchem der Colonel dieſes Regiments wohnt. Ihm wird die übliche Morgenmuſik dargebracht, und die friſchen, ſchmetternden Klänge, die bis zur Höhe des

Monte Pincio hinaufdringen, locken eine Menge von Zuhörern herbei, die ſich in den verſchiedenartigſten Geſtalten vor dem Hauſe ſammeln. Es entſteht eine größere Menſchengruppe, was in Rom ein ſehr ſeltenes Ereigniß iſt. Manche aus dem Volke freuen ſich an den Franzoſen, was aus den lebhaften Bewegungen hervorgeht, mit denen ſie zuhören und den Takt begleiten. Ein großer Theil ſieht ernſthaft und wegwerfend über die Fremden hin, und nur die Römerinnen, die von Anfang an lebhafte Partei für die franzöſiſche Beſatzung nahmen, legen ihren übereinſtimmenden Enthuſiasmus jetzt auch als Zuhörerinnen an den Tag. Denn dieſe funkelnden, gluthvollen Augen, dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen, drücken immer ohne Hehl aus, was im Herzen empfunden wird. In dem Nebenhauſe öffnen ſich jetzt auch die dunkeln Jalouſien, und obwohl die brennende Sonnenhitze noch keineswegs nachgelaſſen hat, hebt ſich der Kopf eines jungen Mädchens von wunderbarer Madonnenſchönheit leiſe zum Fenſter heraus und blickt mit einer ſinnenden Andacht, als wenn es Ave Maria läutete, zu den rothhoſigen Muſikern herunter, denen es nicht an Aufmerkſamkeit für ſolche Zuhörerinnen fehlt.

Wo man ſich auch ſonſt hinbegeben mag, in keinem Café, in keiner Weinſchenke, an keiner Tabledhôte, auf keinem Spaziergang, in keinem Buchladen und in keiner Kirche mangelt es an Franzoſen. Sie prägen ſich der römiſchen Bevölkerung überall mit etwas ätzenden Strichen ein, und es fehlt nicht viel, daß ſie die Rolle des eingeſetzten Zuchtmeiſters vollſtändig übernähmen. Die leichte Art zu leben, welche man den Franzoſen ſonſt, beſonders in ihrem eigenen Lande, zugeſtehen muß, ſcheint ihnen am allerwenigſten unter dem italieniſchen Himmel treu zu bleiben. Der Franzoſe nimmt unter dieſem Klima eine Schwerfälligkeit und eine finſtere Schroffheit an, die ihn zu einem harten Pfahl im Fleiſche der Bevölkerung gemacht hat. Auf der anderen Seite machen ihn die italieniſchen Weine, denen wenigſtens der franzöſiſche Soldat in Rom nicht widerſtehen kann, zu einem Trunkenbold, der in dieſem Zuſtande der abſcheulichſten Exceſſe fähig iſt. Die franzöſiſche Race, die ſich ſonſt leicht einer militairiſchen Disciplin fügt, welche ihr auch von Hauſe aus eigen iſt, verdirbt in Italien, und nimmt dort Einflüſſe des Klima's und der Genüſſe an, die den urſprünglichen Charakter ganz und gar zu verändern ſcheinen. Ein langer Krieg, welchen die Truppen

Frankreichs in Italien führen, wird daher immer verweichlichend und entsittlichend auf dieselben zurückwirken und den Beruf der Franzosen, in Italien zu herrschen, sehr zweifelhaft erscheinen lassen. Das sociale und politische Verderben, welches der Franzose stets bei seinem Erscheinen in Italien ausstreut, fällt auch wieder auf ihn selbst zurück, und läßt ihn mit der Zeit allen seinen anderen Aufgaben untreu werden.

Die Sphäre von Völlerei und Prostitution, welche die Franzosen jetzt überall um sich her ausbreiten, hat bereits in Rom einen nachweislichen Niederschlag auf alle Stände, und besonders auf die unteren Volksklassen, geübt, und das erstere Laster, dem die Franzosen hier unterliegen, hat sich noch dazu in einem direkten Widerspruch mit dem französischen Volkscharakter selbst dort entwickelt. Die Prostitution, deren Blüthe dem zweiten napoleonischen Kaiserreich eigenthümlich angehört, mag unter anderem Namen auch als die Civilisation erscheinen, welche Louis Napoleon auch jetzt wieder, als er in Italien einrückte, auf die Fahnen der französischen Armee geschrieben hat. Daß die Franzosen eine sogenannte civilisatorische Aufgabe haben, ist eine heutzutage veraltete Anschauung, die unter Louis Philipp auf ihrer höchsten

Stufe ſich ſchaukelte, und durch den großen Doctrinair Guizot zu dem eigentlichen franzöſiſchen Nationalbegriff ausgebildet wurde. Damals war bei den Franzoſen Alles, was es gab, Civiliſation, wie heut im zweiten Empire Alles, was es giebt, Proſtitution iſt. Die Bildung, die Religion, die Geſellſchaft, der Conſtitutionnalismus, das Parteiweſen, Alles dies war und hieß damals Civiliſation, und die Ausbreitung dieſer äußerſt buntſcheckigen Civiliſation wurde zu einer Miſſion des franzöſiſchen Volkes geſtempelt. Jedermann aber mußte überraſcht ſein, daß gerade Louis Napoleon dieſen Fratzenkopf wieder unter ſeine Deviſen aufnahm, und ihn, bei ſeinem Eintritt in Italien als Befreier, möglicher Weiſe als Eroberer, den italieniſchen Völkern in ſeinem Manifeſt entgegenhielt. Aber die neunapoleoniſche Civiliſation kann immer nur Proſtitution ſein, denn Proſtitution iſt die willenloſe Abtretung aller Rechte, die man an ſich ſelbſt hat, und wodurch man um ſich ſelbſt betrogen wird. Die Demi-Monde-Damen in Paris, dieſe eigenthümliche Species der Louis Napoleoniſchen Zeit, ſind daher nur die Prieſterinnen, die den Altar der neuen franzöſiſchen Civiliſation verſehen.

Die franzöſiſchen Soldaten in Rom haben jetzt

beſonders an dem weißen Wein von Velletri ſehr ſtark gelitten. Dieſer Wein, der auf den Höhenzügen der Appiſchen Straße in der Umgegend von Velletri wächſt, hat einen ſehr wohlfeilen Preis, und trinkt ſich ſo leicht wie Waſſer, aber ſeine Wirkung iſt bald darauf eine ungemein hitzige und aufregende, und bringt in den Köpfen der Franzoſen die furia française hervor, wie die Römer den tobenden Zuſtand benennen, der ſich dann bei den Soldaten des neuen Kaiſerreichs auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Weiſe erzeugt. Blutige Schlägereien, namentlich mit dem päpſtlichen Dragoner-Regiment, das deshalb ſchon mehrmals aus Rom hinwegverlegt werden ſollte, ſind ſtets die Folge davon geweſen, und nicht ſelten bleiben Todte auf der Wahlſtatt der Schenke zurück.

Das franzöſiſche General-Commando hatte deshalb ſchon öfter Tagesbefehle gegen den ſtarken Genuß des Weines von Velletri erlaſſen, die neuerdings mit großer Strenge von dem General Goyon eingeſchärft wurden. Das römiſche Volk hat große Angſt vor dieſem Zuſtand der Franzoſen, weicht ihm aus, ſoviel es kann, und rächt ſich nur zuweilen durch den Mund Pasquino's und Marforio's, die, wie Müller und Schulze in Berlin, ihre Betrachtungen darüber aus-

tauſchen müſſen. Neulich erblickte man auch an den Straßen-Ecken eine ſehr gut ausgeführte Carikatur auf die Trunkſucht der Franzoſen. Man ſieht einen in halbzerriſſener franzöſiſcher Uniform ſchlotternden Bummler, dem ein anderer Geiſtesverwandter eine große Flaſche Wein vermittelſt eines Trichters in den Mund ausſchüttet. Einige pikante Unterſchriften erläuterten die Scene auf eine für die franzöſiſchen Meſſieurs ſehr anzügliche Weiſe.

Aber auch im nüchternen Zuſtande hatten die Bozereien zwiſchen den franzöſiſchen Occupationstruppen und dem römiſchen Volk, beſonders aber dem päpſtlichen Militair, in der letzten Zeit ſehr heftig zugenommen. Eine ernſthafte Verſchlimmerung war in dieſen Dingen durch die ſcharfen und übermüthigen Tagesbefehle des Generals Goyon entſtanden, und es ſah ſchon im vorigen Sommer 1858 ſo aus, als ob es die Abſicht des franzöſiſchen Ober-Commando's wäre, die Mißſtimmung der Bevölkerung ſo zu reizen, daß ein großer, folgenreicher Conflikt daraus hervorgehen müßte. Er ſchien aus dieſen Unruhen den Vorwand zu einer Truppenverſtärkung aus Frankreich ſchöpfen zu wollen, woran Goyon, ſeitdem er das Commando in Rom führt, unaufhörlich gearbeitet hat.

Vielleicht ſollte der Kampf gegen Oeſterreich zuerſt im Kirchenſtaat zum Ausbruch kommen, und unter der Maske, die italieniſche Revolution niederzuwerfen, mit einer vollſtändigen Ueberwältigung Roms und der Legationen beginnen. Im Vatican ſoll man darauf ſchon im Sommer 1858 vorbereitet geweſen ſein, und wir hörten ſelbſt aus dem Munde eines angeſehenen Fremden, der dem Cardinal-Staatsſekretair Antonelli einen Beſuch gemacht hatte, daß Antonelli geäußert habe, man erwarte in Rom jeden Augenblick von den vertrauteſten Bundesgenoſſen des excommunicirten Piemont angegriffen zu werden. Aber dieſe Waffenthat des kaiſerlichen Frankreichs wäre ohne jeden diplomatiſchen Beigeſchmack geweſen. Louis Napoleon, getreu ſeiner macchiavelliſtiſchen Natur, zog es bald darauf vor, auf die entgegengeſetzte Art zu operiren. Hätte er von Rom aus losgeſchlagen, wie er ohne Zweifel lange beabſichtigte, ſo würde er gegen Oeſterreich und die italieniſche Revolution zugleich geſtanden haben. Piemont war ein bei weitem beſſerer Brückenkopf gegen Oeſterreich. Louis Napoleon konnte hier ſein Spiel ganz diplomatiſch einfädeln, und noch eine Zeitlang unter der Maske des friedliebenden Biedermannes bleiben, durch den der europäiſche Bourgeois

einſt ſeine Hypotheken geſichert ſah, während ihn die leichtſinnig gewordenen Großmächte als ihr Schooßkind hätſchelten, durch deſſen Anerkennung ſie ſich mit der Revolution abgefunden zu haben glaubten. Jetzt trat aber Louis Napoleon im Bunde mit der italieniſchen Revolution hervor, die ihm nun gegen Oeſterreich ſiegen helfen ſollte, während ſie früher, ſo lange ſie ihm feindlich gegenüberſtand, ihm den Sieg erſchwert oder unmöglich gemacht hätte.

General Goyon iſt ein ächter neunapoleoniſcher General, der mit einem bis zum Fanatismus gehenden Dienſteifer für ſeinen Herrn, den Kaiſer, Tapferkeit, Aventure und Induſtrie in ſeiner Perſon vereinigt. Eine finſtere Strenge, unterbrochen von einem aufflammenden Hohn, charakteriſirt ſein dunkelgebranntes, militairiſch gezeichnetes Geſicht. Wir ſahen ihn neulich auf der weiten Ebene bei der Milviſchen Brücke (in der Nähe des Berges Milvius, welches der jetzige Monte Mario iſt), wo das päpſtliche Dragoner-Regiment, jene feindſelige Truppe, die hier mit den franzöſiſchen Soldaten im beſtändigen Hader liegt, vor ihm manövriren mußte. Der franzöſiſche General, der auf jede Einzelnheit zu achten ſchien, ſpielte diesmal den Diplomaten, wie es ein guter neunapo-

leoniſcher General zu Zeiten auch im Stande ſein muß. Denn er ſtellte ſich mit der Haltung dieſer Truppen außerordentlich zufrieden, obwohl ſie, wie alles päpſtliche Militair, ihre Bewegungen mit ſehr geringer Gewandtheit ausführten. Dann hielt er in franzöſiſcher Sprache, ohne ſich im Geringſten darum zu kümmern, ob man ihn verſtand oder nicht, eine Anrede an das römiſche Regiment, worin er ihm ſein Lob ausſprach, und die Hoffnung hinzufügte, daß auch die gute Kameradſchaft zwiſchen den päpſtlichen Dragonern und ſeinen eigenen Truppen nicht wieder geſtört werden möge. Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporen, und drehte ſich mit einer raſchen Schwenkung um, indem er vornehm und trotzig grüßte.

Dieſe Revue bei der Milviſchen Brücke, auf derſelben Ebene, auf der einſt Conſtantin den Maxentius ſchlug, war aber nur dazu geeignet, von Neuem böſes Blut unter den päpſtlichen Dragonern zu machen. Dieſe Leute waren ſchon darüber empört, daß ſie ſich vor dem franzöſiſchen General zur Revue hatten ſtellen müſſen. Denn General Gohon hatte ſich in der letzten Zeit das Anſehen gegeben, als wenn die päpſtlichen Truppen ebenſo gut, wie die franzöſiſchen, unter ſeinen Oberbefehl geſtellt ſeien, und er hatte ſich in ſeinem

letzten Tagesbefehl sogar als „Commandeur beider Armeen" unterzeichnet. Es war dies gegen alles Abkommen, und auch wieder nicht, denn über die eigentliche Stellung der französischen Occupationstruppen zu der päpstlichen Regierung war niemals etwas festgesetzt worden. In allen Kreisen erkannte man darin die Tragweite, welche die französische Besatzung in Rom hatte. Der General Louis Napoleons ging aber bald so weit, daß er in einem andern Tagesbefehl, welchen er an seine eigenen Truppen richtete, auf die bedauerlichen feindseligen Conflikte zwischen dem französischen und päpstlichen Militair hinwies und dabei in den stärksten Ausdrücken rügte, daß die römischen Soldaten es durchaus an jedem Respekt gegen das französische Offiziercorps und gegen ihn, den General selbst, fehlen ließen. Bei dieser Gelegenheit bezeichnete er wieder seine eigene Stellung in Rom auf die übergreifendste Weise. Er behauptete, daß man ihm diesen Respekt aus Pflicht („par devoir") schuldig sei, während derselbe dem Papst und den Cardinälen nur gewohnheitsmäßig („par habitude") dargebracht werde. Dies gab einen Sturm, der augenblicklich den ganzen Vatican erschütterte, und die Eminenzen liefen hin und her, um für ihre dermaßen

angegriffene Würde eine Genugthuung zu suchen. Dem Cardinal-Staatssekretair Antonelli gerieth sein wildes Blut, das man aus seiner Abstammung von Räubern und Banditen herleiten will, in eine siedende Bewegung. Er schwang sich in seine goldene Staatscaroſſe, und fuhr zu dem französischen Gesandten, dem Herzog von Grammont, der nicht ganz läugnen konnte, daß eine Ursache zur Beschwerde da sei. Der Diplomat versprach natürlich, sein Möglichstes zu thun, und lud den General Goyon in einem sehr verbindlichen Briefchen zu einer Besprechung zu sich ein. Aber der General entgegnete, daß er wegen dringender Geschäfte keine Zeit dazu habe, und dabei blieb die Sache stehen. Einige Tage darauf aber übergab Goyon dem Papst ein Memoire, worin er die Bestätigung von 14 Artikeln verlangte, welche ihm für den etwaigen Ausbruch von Feindseligkeiten in Bezug auf die Einwohner Roms freiere Hand geben sollten. Wie man vernommen, hat Pius IX. sich der Anerkennung dieser Artikel nicht entziehen können.

Mit derselben Entschiedenheit und Energie hat sich General Goyon auch bei mehreren anderen Gelegenheiten, sowohl geistlichen als weltlichen Behörden gegenüber, in Rom benommen. Auf der andern Seite

hat er aber auch durch sein kriegsgerichtliches Verfahren, durch welches er alle Conflikte und Raufereien zwischen Italienern und Franzosen entscheiden ließ, sehr dazu beigetragen, den Haß zwischen beiden Nationalitäten zu schüren. Denn der französische Obrist, der die Zeugenverhöre bei solchen Verhandlungen zu leiten hat, pflegt die italienischen Zeugen, die gegen einen Franzosen etwas aussagen, zwar mit der größten Aufmerksamkeit anzuhören, aber den Schluß der Sitzung macht er jedesmal mit den lakonischen Worten: „Ihr lügt Alle, denn wir wissen es ja, Ihr Römer könnt uns Franzosen nicht leiden!“ Es kommt daher äußerst selten zur Bestrafung der Schuldigen, außer wenn es Römer sind, die sich gegen das fremde Militair vergangen haben.

Zuweilen drohte aber dem General doch der beständige Hader mit Papst und Cardinälen über den Kopf zu wachsen, und er unternahm im Sommer 1858 eine längere Urlaubsreise nach Paris, um sich auszuruhen und seinen Aerger über so viele Dinge in Rom zu vergessen. Der Kaiser aber hieß Alles gut, was General Goyon in Rom gethan und drang in ihn, recht bald wieder in die ewige Stadt zurückzukehren, indem er ihn bat, irgend eine Gnade beim Abschied

von ihm anzunehmen. Der General entgegnete, daß er ſich nur eine einzige Gnade von dem Kaiſer auszubitten wiſſe, und dieſe werde darin beſtehen, daß er eine neue militairiſche Verſtärkung in Rom erwarten dürfe, und daß ihm der Kaiſer mit derſelben ein vollſtändiges Bataillon Jäger ſchicken wolle. Der Kaiſer ſoll in dieſen Wunſch lächelnd eingewilligt haben, obwohl derſelbe wegen des diplomatiſchen Eiertanzes, in dem ſich Louis Napoleon damals noch mit möglichſter Grazie zu bewegen ſuchte, nur in einem beſchränkten Maße erfüllt wurde. Man ſieht aber aus dieſem anekdotiſchen Zuge, deſſen Richtigkeit verſichert wird, was General Goyon einſt in Italien leiſten dürfte, wenn er in die Action hineingezogen werden ſollte. Die heutige napoleoniſche Kaiſer-Armee zählt mehr als einen Colonel Carbonade, welchen nom de guerre ſich der jetzige Oberbefehlshaber der gegen Deutſchland gerichteten Obſervations-Armee, der Marſchall Peliſſier, Herzog von Malakoff, durch ſeine ſchauerlichen Kriegsthaten in Afrika erwarb.

General Goyon wohnt in Rom in dem ehemaligen Palaſt Ruspoli auf dem Corſo, in deſſen unteren Räumen ſich das Café nuovo befindet, eines der großartigſten und beſuchteſten Caféhäuſer von

Rom, wo es zugleich an einer ausgiebigen Lectüre von franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen, in deren Auslegung in Rom eine gegen Florenz und Neapel ſehr abſtechende Liberalität herrſcht, nicht fehlt. Dieſes ſchöne Café war dem General Goyon, der darüber in der erſten Etage ſeine Wohnung genommen hatte, ſchon längſt ein Aergerniß geweſen, indem es ihn kränkte, unter ſich ein Local zu haben, das ſchon ſeit dem Jahre 1848 her einen ſehr ſcharfen revolutionnairen Hauch beſaß, und in welches damals Pietro Sterbini und der Monſignor Gazzola den Club der äußerſten Linken verlegt hatten. Das Café nuovo hat ſich ſeitdem ſeinen liberalen Ruf ganz ſpecifiſch erhalten, und es ſtrömt darin täglich eine Maſſe von Fremden und Einheimiſchen zuſammen, deren Unterhaltung oft bis in die Nacht hinein zu den Ohren des franzöſiſchen Generals hinaufdringen mag. Beſonders wurden in dieſem Caféhauſe von jungen Leuten, die den geheimen Polizei-Agenten längſt verdächtig waren, Aeußerungen und Reden aller Art gegen die Fortdauer der franzöſiſchen Occupation gehört, und die Bewegungen von 1848 ſchienen an dieſem Ort neue Nahrung zu finden. Der General ließ darum dies Caféhaus ſchließen, wodurch Rom, das

ſo arm an öffentlichen Orten iſt, eines ſeiner groß-artigſten Etabliſſements verlor. Drei junge Römer wurden, nach dem Urtheil des franzöſiſchen Kriegs-gerichts, erſchoſſen.

Während der General Gohon in dem alten Pa-lais Ruspoli dieſe Unannehmlichkeit erfahren mußte, befanden ſich ſeine Soldaten, die zu Anfang beſon-ders in die Klöſter von Rom gelegt waren, auch in dieſen heiligen Räumen nicht immer ganz frei von Anfechtungen aller Art. Denn die Prieſter und Mönche, die in Rom durchgängig der öſterreichiſchen Partei angehören, fanden doch manche Gelegenheit, den ihnen aufgedrungenen Gäſten Manches zum Schabernack zu thun, ohne daß eine Verantwortung davon auf ſie zurückfallen konnte. Beſſer erging es den Franzoſen dagegen in dem Nonnenkloſter di Campo Marzo, in deſſen Erdgeſchoß noch jetzt eine Compagnie franzöſiſcher Scharfſchützen wohnt, während die guten, frommen Schweſtern ſich die Zellen in der obern Etage des Kloſters vorbehalten haben. Die Nonnen üben aber die zärtlichſte Sorgfalt für ihre Scharf-ſchützen aus, und ſchließen ſie nicht bloß täglich in ihr inbrünſtiges Gebet ein, ſondern wiſſen ihnen auch irdiſche Leckerbiſſen und alle möglichen Annehmlichkeiten

zu bereiten. Oft hört man noch am späten Abend, wenn man an diesem Kloster vorübergeht, herzliches und trauliches Gelächter, und glaubt dabei auch sehr vergnügte weibliche Stimmen, die in diesem Augenblick wenigstens nicht die Hora absingen, erschallen zu hören.

Außer den Truppen, welche in den Kasernen von Rom untergebracht sind, beherbergt jetzt noch das Kloster S. Agostino in seinen bedeutenden Räumlichkeiten mehrere französische Compagnieen. Im Kloster der Thermen des Domitian, wie in dem der Minerva, und in einigen andern Klöstern und Palästen, und unter den letzteren besonders in dem Palast Piombino, sind die übrigen französischen Mannschaften untergebracht. Die stolz flatternden Fahnen mit dem kaiserlichen Adler, welche aus den Fenstern heraushängen, zeigen, stets auf eine überraschende Weise, die französische Einquartirung an. Mehrere dieser Häuser empfangen eine Entschädigung aus der Municipalkasse, welche die Einquartierungsgelder für die französische Besatzung aufzubringen hat, und darüber oft sehr vernehmbare Seufzer erschallen läßt. Denn es ist zwar durch die Organe Louis Napoleons oft genug ausposaunt worden, daß die Franzosen in Rom

ganz auf ihre eigenen Koſten dort leben, aber dies iſt nur in einem gewiſſen Umfange wahr, und außer den Quartiergeldern, welche die Stadt Rom für die franzöſiſchen Offiziere aufzubringen hat, giebt es noch manche andere Belaſtungen, durch welche die Gemeinde den Aufenthalt der franzöſiſchen Truppen ſchwer empfindet. Dies hatte die Stimmung der Bevölkerung um ſo mehr gereizt, als die Römer in der franzöſiſchen Beſatzung, welche ſie auch die Garde des Papſtes nennen, nur eine rein perſönliche Bewachung für Pius erblicken, die ihn in ſeiner unhaltbaren Stellung noch länger aufrecht erhalten ſoll. Es ſcheint den Römern zu ſtark, für eine ſo undankbare Sache noch ſo viel Geld verausgaben zu müſſen. Jene Anſicht hatte aber Louis Napoleon ſelbſt auf das Eifrigſte durch ſeine Journaliſten und Brochürenſchreiber verbreiten laſſen, neuerdings erſt durch Herrn About, einen Schriftſteller, der von dem geſellſchaftlichen Scandal des imperialiſtiſchen Frankreichs lebt und als Geſchichtſchreiber der kaiſerlichen Proſtitution, (beſonders durch ſein Buch über die Pariſer Loretten,) ſich ſeine erſten Sporen verdiente. Ein ſolcher Mann ſchien dem Kaiſer ganz beſonders geeignet, die Römiſche Frage zu behandeln, und das berüchtigte Buch:

La Question Romaine, das im speciellen Auftrage Louis Napoleons geschrieben wurde, erschöpfte alle Beweismittel, um die Nothwendigkeit der französischen Occupation und ihrer weitesten Ausdehnung über den Kirchenstaat aus den gänzlich gebrochenen Zuständen des päpstlichen Gouvernements selbst herzuleiten. Dies geht so weit, daß der kaiserliche Pamphletist in jenem Buche und in seinen Moniteur-Artikeln es ganz offen ausspricht: es hieße den Papst dem Henker überliefern, wenn der Kaiser die französischen Regimenter von Rom abziehen lassen wollte.

Ob diese Soldaten aber aus bloßer Zärtlichkeit für den Papst hier vorhanden sind, möchte gleichwohl auf keine ganz sichere Probe gestellt werden können. In diesem Augenblicke glaubt Napoleon III. wohl kaum noch, daß der Papst in Rom erhalten bleiben müsse, denn der heutige napoleonische Feldzug in Italien möchte weit über die Person Pius IX. hinweggreifen, wenn er überhaupt zu irgend einem Ziele führt. Der Eifer, welchen Louis Napoleon als Präsident für die Wiedereinsetzung des Papstes an den Tag legte, war nur die Politik einer ganz egoistischen Berechnung, denn das neue Kaiserthum, das dem Erwählten von sieben Millionen Stimmen zufallen sollte,

lag ſchon dem Präſidenten der Republik ganz beſtimmt in den Gliedern. Damals ſicherte er ſich aber ohne allen Zweifel die Stimmen aller gläubigen Katholiken, wenn er ihnen das Oberhaupt der Kirche wieder auf dem Stuhl Petri befeſtigte. Gleichzeitig hatte Louis Napoleon mit ſeiner römiſchen Politik auch die Männer der politiſchen Freiheit für ſich zu gewinnen geſucht, denn es waren nicht minder die weltlichen Reformen des Kirchenſtaats, auf welche er ſich ſchon damals bei der Wiedereinſetzung des Papſtes weſentlich bedacht zeigte. Pius IX. war gerade zu einem Beſuch bei dem König von Neapel in Portici anweſend, als ihn das Schreiben des Präſidenten Louis Napoleon traf, welches ihn aufforderte, gewiſſe ſchreiende Mißbräuche, die Louis Napoleon in dem römiſchen Verwaltungsweſen bemerken wollte, auszutilgen und durch einen verbeſſerten Organismus abzuſtellen. Der arme Papſt! Das zweiſchneidige Wort der Reform begann ihn abermals zu necken. Die Reformen hatten ihn aus Rom vertrieben, und nur die Reformen ſollten ihn wieder nach Rom zurückführen können. So verſprach er denn in dem Motu proprio aus Portici Reformen, und als er wieder in Rom eingeſetzt war, ſchleuderte er alle Reformen, wie eine

Natter, die ihn ſtechen wollte, weit von ſich zurück. Er war nun der eigentlich reactionnaire Papſt geworden, aber er hatte an Louis Napoleon einen gefährlichen Freund gefunden, der in ſeinem eigenen Lande eine Muſterwirthſchaft von Tyrannei eingerichtet, und für den Papſt eine beſondere Geißel zurechtgedreht hatte, die Reform hieß und ſeitdem von Zeit zu Zeit den vielgequälten Dulder in der Tiara heftig traf.

Als der Papſt am 12. April 1850 nach Rom zurückkehrte, empfingen ihn die franzöſiſchen Truppen, indem ſie am Wege mit den Waffen in der Hand knieend vor ihm niederſanken, und um ſeinen Segen flehten. Pius IX. that es und ſprach zugleich laute Segenswünſche für Frankreich und das neue napoleoniſche Oberhaupt deſſelben aus, und katholiſch-bonapartiſtiſche Schriftſteller behaupteten damals in der That, daß Gott dieſe Segenswünſche durch die ſieben Millionen Stimmen erhört habe, die den Präſidenten der Republik zum Kaiſer der Franzoſen erhoben. Die franzöſiſche Armee, welche inzwiſchen auch die ganze Civil-Regierung des Kirchenſtaats an ſich genommen, gab jetzt alle Gewalten wieder in die Hände des Papſtes zurück. Aber es war dies nur eine Ceremonie der Höflichkeit, die an der eingetretenen Sachlage

gar nichts änderte, denn die Franzosen blieben seitdem die eigentliche Behörde von Rom, die sich in dem ganzen inneren Geäder der Stadt unabweislich festgesetzt hatte. Pius IX. hatte kaum noch mehr als seine alten liebenswürdigen Manieren übrig behalten, und so sagte er auch in seinem damals bekannt gewordenen Dankbrief an den General Oudinot, daß die französischen Waffen jetzt über die Feinde der ganzen menschlichen Gesellschaft triumphirt hätten.

Aber es kamen bald Gelegenheiten, bei denen der Papst von neuem an den Tag legte, daß die Oesterreicher beiweitem mehr seine Sympathieen besaßen, als die Franzosen. Während die Franzosen nach wie vor Rom und Civita Vecchia besetzt hielten, welche letztere Stadt sie gleichzeitig zu befestigen anfingen, hatten die Oesterreicher in Bologna, Ferrara und Ancona, in der gleichen vertragsmäßigen Anzahl wie die Franzosen in Rom und Civita Vecchia, sich niedergelassen, und in diesen Theilen des Kirchenstaats eine starke Aufstellung genommen, durch welche Oesterreich seinen Antheil an allen Ereignissen und Bewegungen in diesem Theil der Halbinsel behaupten zu müssen glaubte. Die Hand Oesterreichs war niemals so schwer auf Italien gefallen, als die Machtintriguen Frankreichs, und dazu hatten die beständig

wiederholten Phraſen, mit welchen die Franzoſen in Rom dem Papſt in den Ohren lagen, als da ſind: die Einführung des Code Napoléon, die Säculariſirung des Gouvernements und liberale Inſtitutionen, den Papſt und die Cardinäle immer unangenehmer berührt. Jetzt wurde im Vatican wieder mit ſehnſüchtigem Auge nach Oeſterreich hinübergeblickt, und man ſprach es dort bald laut genug aus, daß man in Rom keiner franzöſiſchen Armee mehr bedürfe, weil der Papſt ſich am beſten ſelber behüten könne, und auf die römiſche Bevölkerung ſelbſt und auf einige öſterreichiſche Regimenter geſtützt, ſich leicht gegen jede innere Gefahr vertheidigen werde. Die Vernichtung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien war daher eine immer dringendere Aufgabe für die napoleoniſche Machtintrigue geworden, weil Frankreich durch die in Rom ſelbſt gepflegte Uebergewalt Oeſterreichs ſchon mehr und mehr ſeinen Grund und Boden in der italieniſchen Nationalſympathie zu verlieren anfing. Rom ließ ſich daher nicht zum Ausgangspunct der neuen Expedition machen, die von vornherein keinen andern Zweck hatte, als Oeſterreich aus Italien hinauszuwerfen, weil in Rom eine neue Concentration der öſterreichiſchen Macht in Italien zu gewinnen ge-

wesen wäre. Das von der römischen Kirche excommunicirte Piemont war viel geeigneter dazu, unter der Führung Frankreichs die revolutionnairen Elemente Italiens zu sammeln und auf Oesterreich zu werfen, das einer diplomatischen Hetzjagd ohne Gleichen sich nur noch durch Ergreifen des Schwertes hatte entziehen können.

Die Franzosen hatten sich allerdings während ihrer zehnjährigen Occupation Roms mehrfach bemüht gezeigt, dem Papst eine eigene nationale Streitmacht zu schaffen, und den Kirchenstaat scheinbar aus seinen selbständigen Mitteln militairisch zu organisiren. Man hat sich damit oft von französischer Seite her einer besonderen Großmuth gerühmt, denn es hat in der That immer so ausgesehen, als wollten die Franzosen den Papst so bald als möglich in den Stand setzen, sich selbst vertheidigen zu können und der französischen Besatzungstruppen zu entbehren. Das Priester-Gouvernement konnte freilich nicht geeignet sein, einen militairischen Geist in der römischen Kriegsmacht zu pflegen. Es wird sogar von den Franzosen häufig behauptet, daß mehrere Cardinäle sehr absichtlich bemüht seien, in der römischen Soldatesca den eigentlich militairischen Charakter möglichst zu ersticken.

Aber die Erziehung und Ausbildung des römischen Militairs durch die französischen Generäle, was sich in neuester Zeit besonders General Goyon hat angelegen sein lassen, trägt doch unverkennbar einen zweischneidigen Stachel in sich. Der Papst besitzt jetzt unter seinen Regimentern bereits vier, die durchaus französisch eingeschult sind, und, soweit es sich mit den römischen Soldaten überhaupt hat machen lassen, den französischen Stempel aufgedrückt erhielten. Es lag aber auch ohne Zweifel der Gedanke im Hintergrund, den Truppen des Pontificats im Interesse der französischen Machtbehauptung selbst eine kriegerische Bedeutung zu geben und sie dann wo möglich gegen Oesterreich selbst in Italien brauchen zu können. Denn über die Stellung des französischen Ober-Commando's zu der päpstlichen Militair-Macht, die er ganz als seine eigene behandelte, hat General Goyon keinen Zweifel übrig gelassen.

Aber soviel sich der französische General auch damit bemühte, indem er die Exercitien der päpstlichen Truppen persönlich leitete, und auf die Verbesserung ihrer Kleidung, ihrer Disciplin und ihres Geistes die größte Aufmerksamkeit verwandte, so schien es doch nicht möglich, selbst in dieser Schule aus einem gänz-

lich zerlassenen und demoralisirten Gesindel Soldaten zu machen. Die Soldaten des Papstes sind einer militairischen Organisation ebensowenig fähig, als es die vielberüchtigten Stadtsoldaten der früheren deutschen Reichsstädte gewesen, und wie es überhaupt in dem eigentlichen Leben des heutigen Rom, ungeachtet der Weltherrlichkeit seiner Paläste und Ruinen, ungemein viel Krähwinkelei giebt, so braucht man nur römische Soldaten marschiren und exerciren zu sehen, um den grotesken Anblick einer durchaus spießbürgerlichen Soldateska zu haben. Die Franzosen werden es daher wohl bald aufgeben müssen, auf diese Truppe für irgend eine Action zu rechnen.

Die päpstliche Armee ist besonders auch durch die vielen Desertirungen, die beständig in ihren Reihen stattfinden, demoralisirt und entartet. Der Mangel an Mannszucht wird aber vornehmlich dadurch verschuldet und unterhalten, daß es diesen Truppen ganz und gar an tüchtigen und treuen Offizieren fehlt, durch welche allein eine militairische Organisation in einem bestimmten Geist erhalten werden kann. Die Offiziere erscheinen hier als wunderliche Zwittergeschöpfe, die weder den Ausdruck einer militairischen Standesehre, noch irgendwie eine höhere

Bildung an ſich tragen. Im Kirchenſtaat bildet nur der Prieſter den Ehrenſtand par excellence. Der Prieſter iſt der eigentliche Offizier in Rom, und dies hat hier das ſpecifiſche Offizierthum und das ganze Militairweſen hauptſächlich niedergedrückt und an jeder eigenthümlichen Ausbildung gehindert. Der unbedeutendſte und ſchäbigſte Landgeiſtliche, der mit dem Regenſchirm in der Hand auf das Mühſeligſte zu Fuß wandert, um das Sacrament von Dorf zu Dorf zu tragen, dünkt ſich ein viel höher ſtehender Mann zu ſein, als der Offizier jeden Grades, und in dieſer Schätzung hat er die geſammte Bevölkerung für ſich. Es iſt im Kirchenſtaat durchaus keine Ehre, Soldat zu ſein, ja es laſtet im Gegentheil eine Art von Geringſchätzung auf dem Soldaten, und ſelbſt der Bauer hält es gegen ſeine Würde, die Uniform zu tragen. Da, wie es dem geiſtlichen Syſtem entſpricht, alle Ehre und Würde nur von der Kirche ausgehen kann und von den Prieſtern verbraucht wird, ſo kann am allerwenigſten für das Militair etwas davon übrig bleiben, das für das neue Rom niemals eine weſentliche Bedeutung hatte. Denn das neue Rom hat ſeine weltgebietende Größe nicht aus ſeiner kriegeriſchen Wehrhaftigkeit, ſondern aus dem Syſtem der Kirche

gezogen, die einſt durch ihre Bannſtrahlen weithin wirkend Völker und Städte vor ſich niederwarf und ſelbſt alle Kriegsheere in die Flucht jagte.

Es giebt deshalb auch bei der päpſtlichen Armee keine Generäle, denn dies hieße dem Kriegsweſen eine viel zu große Ehre anthun. In Rom kennt man nur geiſtliche Ordensgenerale, die an der Spitze gewiſſer heiliger Congregationen ſtehen, und dadurch dieſem Titel eine anderswohin ganz unveräußerliche Weihe mitgetheilt haben. Dieſe Orden, unter denen der Jeſuiten-Orden wegen ſeiner kriegeriſchen Bedeutung auf dem Gebiete der Kirche obenan ſteht, liegen ja beſtändig zu Ehren Gottes und Jeſu Chriſti im Felde, und ihr Vorſteher iſt daher ihr General, der ihre Waffenthaten leitet. An der Spitze der päpſtlichen Armee ſtehen nur drei Oberſte, die ſich an dieſem Range begnügen laſſen müſſen, und in dieſem Augenblick aus drei Ausländern beſtehen, denen einige Verdienſte um die beſſere Haltung dieſer Truppen zugeſchrieben werden. Die Uniform dieſer Offiziere hat zwar einige Auszeichnungen, die an den General anſtreifen, aber in das Allerheiligſte des Generals können und dürfen ſie niemals eintreten. Das päpſtliche Militair iſt weder in ſeinen Offizieren noch in

ſeinen Gemeinen jemals wieder zu der glänzenden Stufe heraufgeſtiegen, auf der es nach der Reſtauration von 1815 ſtand, wo es von den wehrhafteſten und ſtattlichſten Mannſchaften, und zum Theil von lauter kriegsgedienten Leuten aus den Heeren Frankreichs und des Königreichs Italien zuſammengeſetzt war und faſt lauter Offiziere, die aus Napoleons Schlachtenſchule hervorgegangen waren, an ſeiner Spitze zählte.

Man kennt im Kirchenſtaate die Conſcription nicht, und das Widerſtreben gegen dieſelbe iſt in der Bevölkerung ebenſo ſtark, wie bei dem Gouvernement ſelbſt, ſo daß die Franzoſen, welche heut in Rom ſtehen, die vergeblichſten Anſtrengungen gemacht haben, um das Syſtem einer regelmäßigen Aushebung einzuführen. Wenn das franzöſiſche Ober-Commando in Rom eine zuverläſſige und kernhafte römiſche Armee bilden wollte, auf deren militairiſche Kraft bei gewiſſen Wendepunkten zu rechnen war, ſo konnte es dabei des Mittels der Conſcription nicht entbehren. Denn jetzt, wo die Soldaten nur als Freiwillige oder Angeworbene zu den Fahnen gebracht werden, ſieht man nur den Abſchaum und die niedrigſte Hefe der Bevölkerung in den päpſtlichen Regimentern vertreten.

Der confiscirteſte Auswurf von Land und Stand, Hirten, Vagabunden, verdorbene Bauern, Heimathloſe, welche die Polizei aufgegriffen hat, oder Verbrecher, die aus den Gefängniſſen entlaſſen worden, haben ſich hier unter den päpſtlichen Fahnen geſammelt. Dieſe Leute haben oft ein äußerſt martialiſches Anſehen, und die feurigen bedeutſamen Augen, das glänzende ſchwarze Haar, die ſtarken, maleriſch auslaufenden Bärte, ſcheinen Helden, mindeſtens herzhafte Krieger anzukündigen. Aber dies ſind auch die einzigen Symbole der Nationalität, welche ihnen äußerlich anhaften. Man klagt gerade über den Mangel an jedem nationalen Sinn und Gefühl bei dieſen Leuten, und eher würde man ſie zu irgend einem Räuberzug begeiſtern, als daß man ihnen ein Intereſſe für öffentliche nationale Angelegenheiten, die auch die ihrigen ſind, einflößen könnte. Aber das Gouvernement findet es gefährlich für ſich ſelbſt, und allen Sitten und Gewohnheiten der Nation widerſtrebend, wenn es den letzten franzöſiſchen Aufforderungen folgen ſollte, ſich auf dem Wege der Conſcription eine Armee zu ſchaffen. Man würde allerdings durch eine Aushebung, die auf dem Princip der Gleichheit beruhte, ein nationales Heer bilden, dem man die Vertheidi-

gung des Landes in den gefährlichſten Kataſtrophen ſicher überlaſſen könnte, aber eine nationale Heerbildung hat zugleich viel Erſchreckendes und Aengſtliches für Pius IX. und alle ſeine Eminenzen. Seitdem Pius von ſeiner Fluchtreiſe wieder nach Rom zurückgekehrt war, ſah und witterte er überall die Revolution, wie er vorher nie und nirgend die Revolution ſehen und finden konnte. Ein nationales Heer ſchien ihm die conſervativen Grundlagen des Kirchenſtaats zu verrücken, denn die allgemeine Wehrpflichtigkeit, ohne Rückſicht auf alle Ausnahmen und Bevorzugungen, dünkte dem heiligen Vater ein demokratiſches Inſtitut, dem er ſeine Perſon nicht mehr überlaſſen dürfe. Er hielt es darum für vortheilhafter, ſtatt einer nationalen Armee eine durch Handgeld angeworbene Truppe zu beſitzen, die keine höhere Bedeutung hätte, als den Polizei- und Sicherheitsdienſt im Innern zu verſehen.

Schon Napoleon I. fand während ſeiner Herrſchaft in Italien die größten Schwierigkeiten im Volke, das von ihm eingeführte Syſtem der Conſcription auf allen Seiten durchzuſetzen. Louis Napoleon, der keine Nüance des Onkels unverſucht läßt, glaubte durch ſeine Occupationstruppen in Rom freie Hand auch

in dieſer Sache gewonnen zu haben. Aber es giebt Punkte, auf denen italieniſcher Widerſtand nie zu brechen iſt. Die Abneigung der ehrlichen und honetten Familien, ihre Söhne in das Heer zu geben, ſteigerte ſich zum leidenſchaftlichen Fanatismus. Selbſt zu Offizieren iſt es ſchwierig, gebildete Leute von gutem Herkommen zu rekrutiren, denn das Epaulette bringt hier keinen Glanz und keine Auszeichnung, ebenſo wenig als es die Taſchen mit einer nur irgend auskömmlichen Gage füllt. Denn auch die Löhnung der Soldaten iſt im Kirchenſtaat ſo ſchlecht und erbärmlich, daß man begreifen kann, warum man nur zuſammengetriebenen Pöbel in dieſen Regimentern findet. Die Prälaten der Kirche haben zu viel geiſtliche Repräſentationskoſten, unter denen die gewiſſenhafte Sorge für ihren Bauch die erſte Stelle einnimmt, als daß ſie für den Kriegerſtand, den die Kirche ſtets entbehren zu können glaubte, mehr als chriſtliche Almoſen übrig haben ſollten. Es ſcheint ihnen genug dafür bezahlt, daß das Militair, und dies gilt dem Gouvernement neben der polizeilichen für ſeine Hauptbeſtimmung, bei allen Proceſſionen als Escorte mitwirkt, bei großen Feſten die Kanone zum Feuerwerk losbrennt, oder beim Tode eines Cardinals als feier-

liche Ehrenwache in Bärenmützen vor seinem Hause aufzieht. Einen anderen Zweck hat das Militair in den Augen der Kirche nicht. Aber auch Rom lebt nicht mehr in der Idylle des absoluten Kirchenglücks. Es kann jeden Augenblick wieder wichtig werden, wem die Soldaten des Papstes eigentlich gehorchen. Jetzt werden sie wieder halb französisch commandirt, denn General Goyon hat, bei seiner Revue über die päpstliche Armee, von neuem das Commando in französischer Sprache eingeführt, das in früherer Zeit von den römischen Befehlshabern selbst, wenigstens theilweise, gebraucht wurde. Wie leicht kann es kommen, daß das französische Commandowort durch ein österreichisches abgewechselt wird. Die Offiziere haben auch schon seit längerer Zeit den österreichischen Kleiderschnitt, mit der gelbweißen Leibbinde. Die Kirche selbst scheint kein eigenes Commandowort mehr übrig behalten zu haben, um sich zu vertheidigen.

Die alte kriegerische Raçe der Römer lebt jedenfalls in ihren jetzigen Abkommen nicht mehr fort, und mit den kriegerischen Gewohnheiten scheint sogar der Muth in der Brust der heutigen Italiener verschwunden zu sein. Darum sind die ausländischen Regimenter der Schweizer, mit denen auch Pius IX. sich

zahlreich umgeben hat, jedenfalls die beſten und tüchtigſten in ihrer Haltung, und die zuverläſſigſten und treueſten im Dienſt. Der Papſt beſitzt 3500 Schweizer, die in zwei Regimenter getheilt ſind, von denen das erſte 2314 Mann, das zweite, dem zu ſeiner Vollſtändigkeit ein Bataillon fehlt, gegen 1200 Mann ſtark iſt. Unter den Offizieren dieſer Truppe, wie auch unter den Gemeinen, giebt es ſehr viel gebildete und anſtändige Leute, die nicht bloß als gemiethete Söldlinge ihre Pflicht thun, und man ſieht es ihnen an, daß ſie ſich eine Ehrenſache daraus machen, dem Statthalter Chriſti treu und eifrig zu dienen. Ihr Dienſt iſt aber jetzt auch nicht ſonderlich ſchwer, und wenn man durch die Arkaden des Vatikan geht, um die große Eingangstreppe hinaufzuſteigen, ſieht man ſie in der Nähe ihrer Wache in behaglichſter Muße und in halb liegender Stellung auf den Geſimſen und Treppenſtufen ſich ausſtrecken. Viele erblickt man mit einem Buch in der Hand, und es ſcheinen nicht immer Gebetbücher und fromme Schriften zu ſein, in welche ſich die guten Schweizer vertieft haben. Zuweilen gleiten ihre Augen über ihr Buch hinweg, und fallen muſternd auf die Vorübergehenden, beſonders wenn plötzlich deutſche Laute an ihr Ohr ſchlagen, die hier

wie der Ton des Kuhreigens auf die gute Schweizer Seele zu wirken ſcheinen. Tritt man zu einem dieſer Leſer heran, da es zu Erkundigungen aller Art in der Nähe des Vatican nie an Stoff fehlt, ſo hat man auch wohl Gelegenheit, den Titel des Buches zu erfahren, in welchem der freundliche, halb ſchwermüthig lächelnde Offizier ſo eben geleſen hat. Aus wiederholter Befriedigung dieſer Neugierde mußten wir aber wahrnehmen, daß hier im Erdgeſchoß des Vatikan lauter franzöſiſche Romane, und nicht vom beſten Kaliber, geleſen werden. Die mit Verweſung parfümirten Romane der Pariſer Demi Monde werden jetzt auch von den Schweizer-Soldaten im Vatican auf der Wache verſchlungen, und wenn der heilige Vater vielleicht unverſehens einmal herunter kommt, wie es wohl zu geſchehen pflegt, kann ſich die ſeltſame Scene zutragen, daß ein ängſtlich zuſammenfahrender Schweizer, indem er vor dem Papſte auf ſeine Kniee niederſtürzt, raſch etwas zu verſtecken ſucht, und möglicherweiſe iſt es die Phyſiologie der Courtiſane von Herrn About, von demſelben, über deſſen Question Romaine ſich der heilige Vater vielleicht ſoeben ſchwer geärgert hat, und zwar ſo ſehr, daß er durch ſeinen Cardinal-Staats-Secretair Antonelli ſogleich den

Antrag auf Verbot dieſes Buches nach Paris richten ließ.

Der Geſammtbeſtand der ganzen päpſtlichen Armee ſoll ſich in dieſem Augenblick auf 16,977 Mann belaufen, wobei der Kirchenſtaat als Weltmacht allerdings ſtets auf die beſondere Gnade Gottes zu ſeiner Vertheidigung und zum Schutz ſeiner Grenzen zu rechnen hat. Zur Unterhaltung dieſer Truppen giebt das päpſtliche Gouvernement etwa über zehn Millionen jährlich aus, aber auch dieſe für ein ganzes Armee-Budget jedenfalls mäßige Summe iſt noch verſchleudert, wenn man dagegen erwägt, daß ſich Rom damit auch nicht die geringſte Unabhängigkeit von fremden Truppen zu erkaufen vermag.

Eine beſonders tüchtige Truppe des Papſtes ſind jedoch die Carabiniers, die den Dienſt der Gensd'armen im ganzen Lande verſehen, und bei einer ſtreng militairiſchen Haltung zugleich ein ſehr zugängliches und gemüthliches Weſen haben. Dieſe römiſche Gensd'armerie iſt in drei Legionen durch den ganzen Kirchenſtaat vertheilt, und zählt im Ganzen 3452 Mann zu Fuß und 918 Mann zu Pferde. Die traditionnelle, militairiſche Tüchtigkeit der päpſtlichen Carabiniers ſchreibt man dem Umſtande zu, daß dieſe

Truppe bei ihrer ersten Zusammensetzung aus ehemaligen Soldaten Napoleon's gewählt wurde, und dadurch gleich in ihrem Ursprunge den Stempel eines nicht leicht zu verwischenden militairischen Charakters empfing. Diese Carabiniers sind ebenso geachtet, als beliebt unter dem Volke, und wenn man sich bei manchen Gelegenheiten in eine Unterhaltung mit ihnen einläßt, kann man darauf rechnen, die angenehmste und bestimmteste Erwiederung zu erhalten. Ihre Volksthümlichkeit geht so weit, daß sie selbst mit den Galeerensclaven freundlich sprechen, wenn sie dieselben vom Straßenfegen, oder anderen öffentlichen Arbeiten in ihre Kerker in der Engelsburg zurückgeleiten. Diese Sympathie für Verbrecher und Sträflinge besteht freilich in ganz Italien, und der Räuber gilt hier leicht noch für einen interessanten und selbst achtungswerthen Mann. So hat es auch den päpstlichen Gensd'armen nicht geschadet, wenn man ihnen hier und da nachsagt, daß sie mit ihrer Sympathie für die Verbrecher zugleich keine so specifische Scheu vor dem Eigenthum der Privatpersonen verbinden, als man sonst wohl von Polizeisoldaten erwarten möchte.

Die beiden Linien-Regimenter sind jedes 2314 Mann stark. Diese Regimenter sollen die besten Offi-

ziere unter der ganzen päpstlichen Armee besitzen. Außerdem werden die päpstlichen Dragoner, deren Zahl sich übrigens nur auf 766 Mann beläuft, wegen ihrer militairischen Haltung und einiger ausgezeichneten Soldaten, die sich in ihrer Mitte befinden, sehr gerühmt, obgleich man ihnen die Raufluſt mit den Franzoſen und den Mangel an Mannszucht zum Vorwurf gereichen läßt. Ein sehr stolzes Corps ist die Guardia nobile, die den heiligen Vater gewöhnlich auf seinen Spazierfahrten begleitet und den militairischen Dienst bei seiner Person vorzugsweise versieht. Diese Nobelgarde besteht aus 100 Mann, unter denen selbst die Gemeinen aus der vornehmsten römischen Aristokratie gewählt sind. Außerdem giebt es ein Jäger-Bataillon von 982 Mann und zwei Veteranen-Bataillons, jedes von 811 Mann. Die päpstliche Artillerie ist nur 1008 Mann stark.

Ein freundliches Begegnen der päpstlichen Offiziere mit den Offizieren der französischen Occupations-Armee findet in den militairischen Clubs statt, deren seit einiger Zeit mehrere in dem heiligen Rom bestehen. Ein anderer Ort des Zusammentreffens ist das Casino der französischen Offiziere auf der Piazza Colonna, in dem man mit collegialischer Höflichkeit auch den Offizieren

des Papstes den Zutritt gestat tethat. In dem ansehnlichen, mit einer großartigen Säulenhalle geschmückten Gouvernementsgebäude, welches die eine Seite des Colonna-Platzes ganz einnimmt, hat der Papst die schönen Räume des ersten Stockwerks zum geselligen Aufenthalt der französischen Offiziere einrichten lassen. Das Casino nennt sich den „Cercle de la division d'occupation," und besteht aus Lesezimmern, Billardzimmern, den schönsten Gesellschafts- und Speisesälen, und allen Comforts, die sich nur für einen Zweck dieser Art einrichten lassen. Bei dem Mangel an allem eigentlichen Cafehausleben in Rom, und bei der trostlosen Einöde, die Rom wenigstens nach dem Pariser Maaßstab in socialer Hinsicht, sowohl in den Straßen wie in den Häusern, darbietet, mußte freilich für die Franzosen ein Cirkel dieser Art so glänzend als möglich geschaffen werden. In dem Erdgeschoß unter dem Casino haben die Franzosen ihre Hauptwache. Von dem Balcon herab flattert die dreifarbige französische Fahne in aller ihrer Glorie.

Die Piazza Colonna ist jetzt überhaupt durch die Franzosen der Mittelpunkt besonders des abendlichen Verkehrs in Rom geworden. Der Zapfenstreich, den die französischen Tambours hier jeden Abend um

9 Uhr mit ihren ſchallkräftigen Trommelwirbeln erklingen laſſen, lockt jedesmal die Volksmaſſe in bedeutender Anzahl herbei, und es ſieht dann einen Augenblick lang ſo aus, als wenn die abendliche Todtenſtille Roms einer Art von Straßenleben gewichen ſein könnte. Es ſchwirrt nunmehr auf dieſem Platz wie von Menſchengewühl, und die anmuthige Fontaine, die kühlungsvoll dazwiſchen rieſelt, ſammelt dann zugleich an ihrem Geländer vertraute Gruppen, die miteinander von den Mühen des Tages raſten. Sobald aber die franzöſiſchen Tambours den letzten Wirbel haben raſſeln laſſen, iſt die Menge ebenſo ſtill und ſchattenhaft wieder auseinander gefloſſen, als ſie vorher zuſammengekommen war. Dann erblickt man nur noch die hohe Säule des Marc Aurel in der Mitte der Piazza Colonna in ihrer einſamen Größe, und der goldbroncene Heiligenſchein des Apoſtels Paulus beginnt leiſe den Lichterſchein zu reflectiren, den die ſtark erleuchteten Fenſter des gegenüberliegenden Caſino's der Franzoſen auf ihn ausſchütten.

Wer in den letzten Tagen gaſtlichen Zutritt zu den militairiſchen Clubs und zu dem Caſino auf der Piazza Colonna gehabt hat, konnte in dem Cabinet, wo alle franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen aus-

liegen, oder in den Unterhaltungssälen, den lebhaftesten militairischen Debatten zwischen den französischen und päpstlichen Offizieren zuhören. Man bemerkte schon damals, daß die kriegerische Speculation der Franzosen in Italien sich irgend einer Krisis zuwandte. Die französischen Offiziere hatten seit einiger Zeit ein besonderes Augenmerk auf die kleinen zerfallenen Forts gerichtet, die auf verschiedenen Puncten im Kirchenstaat umherliegen und in früherer Zeit sehr stark befestigt waren. Die Wiederherstellung dieser Forts wurde von der französischen Occupation plötzlich sehr dringend gefordert, und bald sollte die Sicherheit der Regierung dies unbedingt erfordern, bald würde das Militair die Ordnung und Ruhe im Kirchenstaat bei hereinbrechenden Stürmen nur dann genügend aufrecht erhalten können, wenn es von solchen Stützpuncten aus operiren könnte. Es war aber dabei nicht schwer durchzusehn, daß es sich einzig darum handeln sollte, einer neuen französischen Expedition in Italien schon jetzt eine strategische und fortificatorische Grundlage zu gewinnen. Diese kostspieligen Arbeiten sollten noch dazu aus den Staatskassen des Papstes bestritten werden, und es war ohne Zweifel eine große Herzenserleichterung für Pius IX., daß er zur Abwehr aller dieser zweischnei-

digen Projecte mit einem bloßen Achselzucken auf die Leerheit seiner Kassen hinweisen konnte. Im Hintergrunde schwebten freilich schon die bedeutsamen Erkundigungen, welche der österreichische Gesandte in Rom, Graf Colloredo, bereits über die fortificatorischen Projecte der Franzosen in Italien, wie auch über die beständig in Aussicht gestellte Verstärkung der französischen Besatzungstruppen, bei dem Cardinal-Staatssecretair Antonelli eingezogen hatte.

Am wichtigsten waren aber die neuen Befestigungsarbeiten, welche die Franzosen auf den Befehl des General Goyon bereits in Civitavecchia begonnen hatten. Goyon hatte den großartigsten Plan dafür entworfen, der vorher ohne Zweifel die Billigung des Kaisers in Paris empfangen, aber ohne bei dem päpstlichen Gouvernement irgend anzufragen, hatte er schon mit der Ausführung beginnen lassen. Hier geschah es zum Erstenmal, daß der Papst mit großer Entschiedenheit gegen den französischen Ober-Commandanten auftrat, und seine Einwilligung zu diesem Unternehmen so bestimmt verweigerte, daß die bereits angefangenen Arbeiten wieder eingestellt werden mußten. Pius entging dadurch einer um so größeren Verlegenheit, da die neuen Festungsbauten in Civitavecchia den Vor-

wand hatten abgeben ſollen, Verſtärkungstruppen aus Frankreich, angeblich zur Mithülfe bei dieſen Arbeiten, heranzuziehen.

Die Zahl der franzöſiſchen Occupationstruppen in Civitavecchia, die gleichzeitig mit der Beſatzung Roms hierher verlegt wurden, beläuft ſich jetzt nur auf 800 Mann, Artillerie und Infanterie, die aber hingereicht haben, um eine große Lebendigkeit in dieſem ſonſt ziemlich traurigen und unangenehmen Hafenort des Mittelmeers hervorzurufen. Als wir neulich in Civitavecchia waren, wohin man jetzt von Rom auf der nunmehr wirklich eröffneten Eiſenbahn in einigen Stunden fährt, ſahen wir dort auf der Piazza Franceſe, dem größten Platz der Stadt, die Franzoſen unter ungeheuerem, die ganze Stadt durchſchallenden Trommelgeraſſel exerciren. Dieſe Leute ſahen meiſt bleich und herabgekommen aus, was der höchſt ungeſunden Luft, die in Civitavecchia weht, zugeſchrieben wird. Es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes über die Situation, in der Civitavecchia an den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres liegt, um den Eifer zu begreifen, mit welchem ſich die Franzoſen neuerdings dieſes Ortes zu bemächtigen geſtrebt. Der von dem General Goyon entworfene Plan ging in der That dahin, die alten Feſtungswerke, die

nach den Zeichnungen des Michel Angelo schon im sechszehnten Jahrhundert entstanden sind, in einen ganz neuen, großartigen Festungsbau hereinzuziehen, der nöthigenfalls eine Besatzung von 20,000 Mann in seinem Umfange aufnehmen könnte. Es würde dadurch das stärkste Bollwerk an der italienischen Küste des Mittelmeeres entstanden sein, und die Franzosen hätten einen neuen Schlüssel Italiens in die Hände bekommen, der ihnen die beabsichtigte Herrschaft auf der Halbinsel wesentlich gesichert haben würde. Es waren dies Alles Versuche und Vorzeichen, welche darauf hindeuteten, daß jenes Herrschaftsprojekt Frankreichs zuerst an einem ganz anderen Ende Italiens zum Ausbruch kommen sollte. Rußland und Frankreich wollten nach der damaligen Operationsidee gleichzeitig ihre Fangzähne an den Küsten Italiens wetzen, und sich, der eine in Civitavecchia, der andere in Villafranca, einen Standpunkt sichern, von dem aus sie, das Mittelmeer beherrschend, zugleich den stärksten Einfluß auf die jeden Tag bevorstehenden Kämpfe in Italien ausüben konnten. Die neuen Einigungen zwischen Rußland und Frankreich, denen, wenn die zwei Kaiser wollen und wenn Deutschland und Oesterreich nicht einheitlich mit einander zu handeln verstehen,

einſt ganz Europa zur Theilung verfällt, haben ohne Zweifel ſchon mit der Begründung des ruſſiſchen Hafens in Villafranca begonnen. Es wäre aber auf dieſem Wege vielleicht noch lange nicht zu dem erſehnten Conflikt mit Oeſterreich gekommen, das im Innern Italiens ſein Hauptaugenmerk auf die Austilgung aller italieniſchen Revolutionselemente gerichtet hielt und den europäiſchen Conflikten, die ſich um Italien entſpinnen konnten, mit der größten Vorſicht auswich. Es bedurfte eines wildgemachten Doggen, wie Piemont, das den Stier unmittelbar bei den Hörnern faſſen und ihn mit ſeinem hetzenden und betäubenden Bellen unmittelbar in die Jagd hineintreiben konnte.

Damals, im Herbſt des Jahres 1858, hatten die Franzoſen ohne Zweifel ſchon für alle künftige Wendepunkte in Italien Vorſorgen und Vorbereitungen aller Art getroffen. Selbſt die militairiſch wichtigen Befeſtigungspunkte um Rom, welche die Franzoſen in der heutigen Kriegsſituation gegen Oeſterreich aufzurichten begonnen, waren ſchon damals zu dieſem Zweck auserſehen und theilweiſe in Arbeit genommen worden. Es iſt dies der Monte Mario, der höchſte Punkt in Roms nächſter Umgebung, und S. Pietro in Mon-

torio am Janiculus, auf dessen Anhöhen ein altes Kloster steht, in dem bereits eine Compagnie französischer Soldaten Platz gefunden hat. Im Besitz dieser Höhenpunkte um Rom beherrschen die Franzosen, was sich auch ereignen mag, die ganze zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt, und sehen jedem Angriff entgegen, der von den von Ancona ausrückenden Oesterreichern bei einer möglichen Wendung der Dinge erfolgen kann.

Die Sympathie der römischen Bevölkerung für die Franzosen wird auch bei einer herannahenden großen Katastrophe, in der es sich um das Fortbestehen der weltlichen Herrschaft des Papstes handeln wird, jedenfalls nur getheilt sein. Es giebt hier eine österreichische, eine französische und eine national-revolutionnaire Partei, von denen die beiden letzteren sich auch in Rom nur künstlich und vorübergehend vereinigen werden. Aber die österreichischen Sympathieen üben jetzt durch das Beispiel des Papstes und der Cardinäle den stärksten moralischen Einfluß aus. Pius IX. hat zwar mit der armen diplomatischen Klugheit, die der letzte Rest seines Lebens geblieben, selbst den napoleonischen Sympathieen, die noch in der römischen Bevölkerung leben, alle ihm nur möglichen Zugeständnisse gemacht. Dies hatte sich beson-

bers auch bei der Vertheilung der Helena-Medaillen gezeigt, die Louis Napoleon zur Belebung des alten napoleonischen Zunders auch in den Kirchenstaat warf, wo in der That 300 Stück solcher Pulsfühler an den Röcken alter Krüppel aus der italienischen Armee Napoleons I. hängen blieben. Es waren dem Papst damals viele Vorstellungen in seinem Cardinals-Collegium gemacht worden, die darauf hinausgingen, daß er das Tragen der Helena-Medaille in Rom verbieten solle. Man wandte ihm ein, daß die Decorirten eigentlich nichts als Vaterlandsverräther gewesen, die einem Eroberer gegen ihre eigene Nation gedient, und einer ruchlosen Armee angehört hätten, die einst das heilige Oberhaupt der Kirche, Pius VII., in die Gefangenschaft abführte. Aber Pius IX., der noch immer gern mit Gegensätzen spielte, soll damals nichts als ein leichtes tempi passati! mit seinem liebenswürdigsten Lächeln geantwortet haben.

Beim letzten Frohnleichnamsfeste sollen sich, wahrscheinlich gegen ein gutes Douceur, welches der General Goyon bei seiner Commandokasse in Rechnung stellte, die dreihundert Helena-Männer aus dem ganzen Kirchenstaat in Rom zusammengefunden haben. Sie stellten sich auf dem Petersplatz in einer feierlichen

Gruppe auf, in demſelben Augenblick, als der Papſt mit der Prozeſſion, in der auch ſämmtliche franzöſiſche Generäle und Offiziere ſich befanden, ſich über den Platz hinüber bewegte, um in die Pforten von St. Peter einzutreten. Der Anblik dieſes Häufleins der napoleoniſchen Medaillen-Inhaber ſoll ein glückliches Lächeln auf das ſonſt ſo ſtrenggefurchte Geſicht des Generals Goyon gezaubert haben, und er zeigte ſich eine Zeitlang beeiferter als je, dem Gefühl des Papſtes die franzöſiſche Beſatzung ſo wenig drükend als möglich werden zu laſſen.

An demſelben Tage aber nahm das Volk wieder einmal ſeine Rache an der Inſchrift, welche ſich auf dem Hofe des Palaſtes Andrea Doria Pamfili befindet. Es iſt nämlich an dieſer Stelle, die ein Hauptbrennpunct des Kampfes im Jahre 1849 war, den hier gefallenen Franzoſen ein Denkmal errichtet worden, das zugleich auf ſeinem Marmor die Namen aller derjenigen Soldaten aufführt, die hier im Kampfe gegen die Revolution ihr Leben eingebüßt haben. Darunter ſteht die gute, einfache Aufforderung: „Volk, bete für ſie.“ Das Volk aber hatte dies abgelehnt, und dies dadurch zu erkennen gegeben, daß es dieſe Inſchrift beſtändig wieder auskratzte. Am Tage des

Frohnleichnamsfestes aber war dies, ungeachtet des hohen kirchlichen Feiertages, unter so unruhigen und bösen Kundgebungen geschehen, daß das päpstliche Gouvernement von diesem Tage an die Inschrift abändern ließ. Als wir die ausgezeichnete Gemäldesammlung, welche dieser schöne Palast in sich schließt, neulich zu besuchen gingen, sahen wir, daß es jetzt heißt: „Soldaten, betet für sie!“ und das Volk scheint der Meinung, daß damit diese Aufforderung jetzt an ihre richtige Adresse gelangt ist, denn es soll der Inschrift nun nichts Schlimmes mehr geschehen sein. —

Die Italiener haben von jeher den Einwirkungen der Franzosen auf Land und Nation zu wenig Gutes und zu viel Schlimmes verdankt, als daß die neue napoleonische Aera, die plötzlich wie ein mit Hagelschlag begleitetes Gewitter über ihren Häuptern aufgeht, von ihnen mit Vertrauen und nachhaltiger Anhänglichkeit aufgenommen werden konnte. Man weiß schon jetzt, daß die Herrschaft Napoleons III. über Italien nur eine neue Zerstückelung und Theilung des Landes bedeutet, die nach dem heutigen napoleonischen Machtprogramm, welches aber wahrscheinlich nur der fabelhafte Wehrwolf der neueren Zeit ist, auf der apenninischen Halbinsel zur Ausführung gebracht werden

soll. Die Freiheitsidee scheint in der That für die modernen Völker Das zu bedeuten, was die Schicksalsidee für die Völker des Alterthums war. Beide Ideen beherrschten und umstrickten stets ihr ganzes Zeitalter nach allen seinen Richtungen und Entwickelungen hin. Auch die Freiheitsidee verwirrt, wie das antike Schicksal, ihre Kämpfer oft auf die unheilvollste Weise, indem dieselben im Gedränge des heiligen Kampfes nicht selten ihre Feinde mit ihren Freunden verwechselt haben. So würde den Italienern diesmal vielleicht der unrettbare Untergang beschieden sein, wenn sie mit Hülfe der napoleonisirten Franzosen, und unter Führung eines Mannes, der, wie Napoleon III., die Sünde gegen den heiligen Geist der Freiheit als Brandmal auf seiner Stirn trägt, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen gedächten! —

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

58594504